PINTENKLEXE

IN FORM

HUMORISTISCHER SKIZZEN

VON

C. REINHARDT.

BERLIN.

Hausfreund-Expedition.

(E. Graetz.)

Der Abdruck der einzelnen Humoresken ist untersagt.

Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

I. Erinnerungen 1
II. Aus Wien 37
III. Herrn Krawwes Reise in die Türkei 78
IV. Der Stadtrichter von Rabenau 84
V. Wehncke's Spazierritt 88
VI. Der Kaiser von China oder: Vortheile eines sächsischen Briefträgerrockes 94
VII. Winterbrief einer Sommerpartei 110
VIII. Das Unglück des Besitzes und das Glück des Nichthabens 115
IX. Die modernen Christstollen 128
X. Mister Trick, der große Bärenjäger 133
XI. Die Abenteuer eines Gespenstes 151
XII. Die Goldsucher von Assany 182

RBR
Jantz
#122

I.

Erinnerungen.

1. So wird man Schauspieler.

Es gab eine Zeit, wo der Mann, welcher diese Zeilen schreibt, noch mit seinen langen, dürren Beinen im Stande war, die Treppen des leipziger Theaters, je vier und vier Stufen auf einen Schritt und mit der Schnelligkeit eines Wolkenschattens hinaufzulaufen, wenn er — der mannsgroße Junge — an der Kasse ein Kinder-Billet für 2½ Groschen erhalten hatte.

Dies war jedoch nicht ohne einige Kriegslist zu bewerkstelligen, und es war etwas mimisches Talent nöthig, um dem Kassier ein solches Billet abzuschwindeln.

Hätte ich mich, meine fünf und einen halben Schuh lang, an der Kasse eingefunden und ein „Kinderbillet" verlangt, so wäre ich jedesmal, wie es auch später geschah, mit Hohn zurückgewiesen worden. Passirte dies, so mußte ich umkehren, denn bis zu fünf Groschen (damals vier gute) verstieg sich in der Zeit mein Kassenbestand niemals. Es war jedoch ein Aufgebot meiner ganzen moralischen Kraft

(und die war nicht sehr groß) nöthig, um dem höhnischen Kassier gleichgültig den Rücken zu kehren und einigen feixenden Vorhallenlungerern nicht in die Haare zu fahren. Dabei mußten die Gesichtsmuskeln das Mögliche leisten, um die Thränen bis zur Thüre zurückzuhalten, vor der sie unaufhaltsam aus den Augen stürzten, während ich um die Ecke des Theaters in die dunklen Gebüschanlagen stürmte, wo ich einsam bitterlich weinte. Damals schon fühlte ich unbewußt den Fluch der Armuth, die uns die Thüren vor der Nase zuwirft, durch welche der Bemittelte zu Allem eingeht, was das Leben angenehm machen kann. — Man hatte mich von der Pforte des Wunderlandes gejagt, nach dem meine Seele verlangte, und weshalb? — Schauderhafte Prosa des Lebens! — Weil mir zwei Groschen fehlten!! —

Setzte man nun in jenen Jahren Hals und Beine daran, um einige Aepfel zu stehlen, — waren Mauern und Zäune keine Hindernisse für solchen sauren Genuß, — so mußte sich auch ein Weg in das Theater finden lassen, um die Aepfel aus dem Garten der Kunst zu stehlen. — Kroch man doch derzeit wie eine Eidechse an den Bretterwänden der Kunstreiterbude hinauf, um ein Astloch zu finden, welches den Einblick in den Zirkus gestattete — wenn nicht gerade der breite Rücken oder Hut eines legitimen Zuschauers dies ahnungslos verhinderte. Wagte man es, von der Neugier getrieben, in solchem Falle doch sogar, dem Hute oder Rücken eine telegraphische Bitte um Platz durch ein Baum-

reis oder ein Stück Baurohr zukommen zu lassen, und riskirte in der Position eines indianischen Vogelnestsuchers ein Gefecht mit dem Stock, der nach einem dumpfen Tumult von innen gleich einem riesigen Wespenstachel zum Astloch herausfuhr. Warum sollte da nichts für einen so großen Zweck gewagt werden?

Wie ein Wolf die Schafhürde umschleicht, so umging ich am ersten Abend meiner Abweisung das Theater. Leider war es nur zu gut verwahrt, und ich fand nichts als vergitterte Fenster. — Das eine im hinteren Theil des Gebäudes war erleuchtet, jedoch mit einem Tuche verhängt. An den Eisenstäben hinaufkletternd konnte ich aber einen Blick über den Vorhang werfen und stand festgezaubert — denn ich sah in die Statistengarderobe.

Gerade unter mir war der Spiegel und vor diesem ein Mann, der die Backen wie ein Posaunenengel aufblies, während ihm ein alter würdiger Ritter mit einem Stück Watte rothe Backen malte oder vielmehr auftupfte. Hierauf griff der Ritter in einen Haufen Zeug, was den Kälberhaaren sehr ähnlich sah, die aus einem Loch unseres alten Sophas hervorguckten, und riß drei Stücke davon ab, welche er dem Bemalten als Kinn- und Knebelbart anklebte, wonach sich dieser einen Helm auf den Kopf setzte und mit grimmiger Miene abging, während der würdige Ritter mit dem grämlichsten Gesicht von der Welt Anderen die Lüge der Gesundheit auf die Wangen strich. — Ich hing da mit Erstaunen und sah tief in das Geheimniß. — Ich sah, wie

ein Mann, der im Winter unsere Oefen kehrte, mit derselben alten Mütze auf dem Kopf, mit der ich ihn seit Jahren kannte, und mit einer blauen Schürze angethan zur Thür hereintrat. — Was wollte der hier? — Zum Ofenkehren war doch keine Zeit?! Ich erwartete nichts weniger, als daß der alte Ritter ihn um sein Begehr fragen und abfertigen würde. — Aber da, o Himmel! wirft der Ofenkehrer die Mütze in die Ecke, zieht die Schürze über den Kopf, zieht mit dem größten Gleichmuth Stiefeln und Hosen aus und sitzt im bloßen blanken Hemd unter den Rittersleuten, als säße er daheim in seiner Schlafkammer und wollte zu Bette gehen. Dann greift er über sich an die Wand, holt ein Paar rothe Hosen herunter und zieht sie an, als wär' hier sein Kleiderschrank. Ein Paar lange, gelbe Stiefeln ebenfalls, dann ein rothes Wamms, um welches er einen Riemen schnallt, und nun — holt er aus der Tasche seiner Jacke ein Papier hervor, aus welchem er eine große Butterbemme wickelt und mit aller Gemüthsruhe verspeist. — Ein Ritter, der eine Butterbemme ißt — es war ein so seltenes, jeder Autorität wie Spieß ꝛc. zuwiderlaufendes Schauspiel, daß ich es anstarrte, wie eine große, offenbare Lüge — wie eine Naturwidrigkeit. — Ich wäre nicht mehr in Verwunderung gerathen, wenn sich der steinerne Ritter an der Brücke in Reichel's Garten für sechs Pfennige Wurst geholt und dieselbe verzehrt hätte.

Es sollte aber noch mehr Dissonanzen geben. — Die Butterbemme lag dem Manne offenbar mehr am Herzen,

als seine Ritterpflichten, weßhalb der alte, würdige Edelmann endlich sagte: „Na, machen Se, Zische! — 's wärd Zeit — Se kommen im ersten Akt." Worauf dieser Abschaum der Ritterschaft eine Antwort gab, die ich weder in einem Ritterroman, noch sonst wo jemals gedruckt gelesen habe, obgleich sie im gewöhnlichen Leben oft gehört wird. — Der alte Ritter nahm jedoch nicht die geringste Notiz von den Worten des Butterbemmenritters, sondern sagte nur nochmals: „Zische! 's is Zeit", worauf er sich neben der übrigen Ritterschaft würdig entfernte. Zische! — Welcher Rittername! — Es war mir weder in den Löwenrittern, noch in Kuno von Kyburg, dem Zerstörer des Vehmgerichtes, ein ähnlicher vorgekommen. — Zische also erhob sich endlich als der Letzte und fing an — mein Haar sträubte sich — die Privatröcke seiner Kameraden zu befühlen, welche, als wären es ihre Körper, an den Wänden hingen, während ihre Seelen in die Ritter gefahren. Ein lauschender Blick, den er nach der Thüre warf, zeigte an, daß seine Hand auf etwas getroffen war. — Er griff in die Tasche — mir stockte das Herzblut, denn ich hatte ihn immer für einen ehrlichen Mann gehalten, und erwartete jetzt nichts Geringeres, als daß er einen Geldbeutel herausziehen und den Menschen und Ritter als nackten Dieb vor mich hinstellen würde — er griff also in die Tasche und zog ein langes, rundes Papier heraus, welches er unverweilt aufwickelte — es enthielt zu meinem großen Trost nur ein gutes Stück Leberwurst — Zische warf nochmals den lauschenden Blick

nach der Thür und that dann einen so entsetzlichen Biß — ein gutes Viertelpfund nach meiner Schätzung — in die kameradliche Wurst, daß ich fast vor Schreck vom Fenster hinab gefallen wäre.

Es lag jedoch das Zeichen keines ganz entmenschten Herzens darin, daß Zische den Rest der Wurst wieder in das Papier wickelte und in die Tasche steckte — er hätte sie ja ganz aufessen können, und ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich ihm diese Handlung damals als eine gefährliche Gutmüthigkeit verdachte, was auch die Folge rechtfertigte. Denn er gerieth noch selbigen Abend wegen des „Bisses" in eine schlimme Fehde. — Er hatte jedoch an diesem Raube noch nicht genug — er fühlte weiter — an einem grauen Mantel blieb er haften — ein teuflisches Lächeln — ein lauschender Blick — und wiederum streckte er seine verruchte Hand hinein und zog eine grüne, bauschige Flasche heraus, die er gegen das Licht hielt. Dann nahm er die Stellung an, in welcher die gefangenen Ritter auf ein Geräusch an der Kerkerthür hören, und ließ einen guten Theil des Inhaltes der Flasche seine schändliche Gurgel hinablaufen. — Plötzlich steckte er den Raub jedoch in die Tasche zurück und stand mit zwei langen Schritten vor dem Spiegel — gerade im selbigen Augenblick, als der würdige Edelmann wie ein Geist zur Thür hereinhuschte — er malte sich das Roth der Unschuld auf die Wangen und that, als wäre er nie vom Platze gewichen. Der alte Herr Graf schnupperte einen Augenblick wie ein Jagdhund in der Luft, ging dann zum Mantel

und zog mit der Sicherheit eines Eigenthümers die Flasche heraus — er warf einen Blick darauf — einen furchtbaren auf Zische und barg dann die Theure unter dem Wappen, das seine Brust schmückte. — Mit zwei Schritten war er in der Thür, wo er in strengem Tone nur die zwei Worte „'s geht an" sagte und verschwand — ihm nach Zische, der ganz gemeine, heimliche Raubritter und Taschenweglagerer.

Ich stieg herab. Es war mir zu Muthe wie dem spanischen Studenten, den der hinkende Teufel in die Häuser gucken läßt. — Das war ein gut Stück Geheimniß, von dem ich keine Ahnung hatte — sollte nicht noch mehr dergleichen zu entdecken sein? — (Giebt es keine Damengarderobe? würde ich jetzt denken.) — Ich schlich hinter dem Gebüsch am Theater hin und fand endlich ein offenes Fenster, durch welches ein schwacher Lichtschimmer einiges Balkenwerk sehen ließ — ich sah in die Katakomben des Theaters, wohin die Bösewichter und Zauberer versinken, hörte jedoch sehr deutlich sprechen und Instrumente stimmen, was mich bestimmte, den Posten zu halten. Ich hörte später jedes Wort des Stückes, sogar noch mehr; denn, daß eine Stimme sagte: „Zum Teufel, Winkler, wo stecken Sie denn" gehörte offenbar nicht zu „Robert der Teufel", der diesen Abend gegeben wurde. Ebenso hörte ich die ganze Musik und stand dort im dunklen Winkel — abgewiesen von der Pforte des Zauberlandes, am Schlüsselloch lauschend, aber gewiß mehr genießend, mehr fühlend und mehr ergriffen von Meyerbeer's Tönen, als mancher Herr und manche Dame, welche ihren Sitz im

ersten Rang hatten. Wie oft habe ich an diesem Fenster eine Oper mit angehört, zu der ich mir freilich die Spielenden und die Dekorationen denken mußte.

Um nun wieder auf den Eintritt in das Theater zurückzukommen, so waren dabei bis zur Erbauung eines neuen Theaters noch einige Vorsichtsmaßregeln nöthig. Erstens mußte man sich schon nach drei Uhr vor der Einlaßthür einfinden und dort mit stoischer Ruhe bis Punkt Fünf warten. Es gehört aber ein guter Knochenbau dazu, besonders förmliche Schiffsrippen, um dann lebendig in's Theater zu kommen. Der Menschenschwarm, welcher sich nach und nach um den ersten Thürsteher wie ein Bienenhaufen um seine Königin angesetzt hatte, erwartete nur das Zeichen vom Neuthurm, um mit solcher Vehemenz gegen das Theater zu drücken, daß es fast ein Wunder ist, dasselbe noch auf seinem Platz und nicht durch diese täglichen Angriffe bis zum Schwanenteich hinausgedrückt zu sehen.

Durch diese vereinigten Bemühungen wurden denn auch die Ersten vorn wie die Pflanzen in einem Herbarium zusammengepreßt und flogen dann, bei Eröffnung der Thüre, wie aus einer Kanone geschossen in's Theater. Die Uebrigen würgten sich nach, als gälte es das Leben und sei ihnen ein grimmiger Feind im Nacken. Da nun bloß eine der Doppelthüren geöffnet wurde, so gab es jeden Tag ein paar Unglückliche, welche die Ecke hinter der geschlossenen Thüre nicht eher verlassen konnten, als bis sich der ganze Menschenstrom bis auf den letzten Mann an ihnen vorbeigedrängt hatte.

Dies waren jedoch jedenfalls Fremde, denn ein geborener Leipziger ließ sich selten in dieser Ecke fangen.

An der Kasse ging die Balgerei von Neuem los. Hier galt es nun für mich, von der Seite anzukommen und den Kopf gerade über dem Zahlbrett mit dünner Stimme „ein Kinderbillet" zu verlangen. Allerdings riskirte ich jedesmal, am Zahlbrett guillotinirt zu werden. Aber was that es, hatten sich doch die Franzosen von Robespierre um viel weniger guillotiniren lassen, als für mich hier zu erlangen war.

Ein Umstand war mir stets merkwürdig. War ich auch zuerst in's Theater „geschossen" worden — hatte ich eines der ersten Billete erhalten und rannte nun mit Gedankenschnelle die vier Treppen nach dem Paradies hinauf — ließ ich auch Alles hinter mir, dennoch fand ich stets die erste Bank besetzt, und zwar saßen die Leute mit einer Ruhe da, als hätten sie gar keine Lungen, als wären sie „Unlungerer," wie Hackländer in den „Namenlosen Geschichten" sagt, und hätten die vier Treppen mit der größten Gemächlichkeit erstiegen. — Die Leute waren mir ein unheimliches, tiefes Räthsel und ich nahm verschnaufend auf der zweiten Bank Platz, hart an den hölzernen Spießen, welche jene hochmüthige Menschen von uns trennten, die sechs Groschen für den „Mittelplatz" bezahlen konnten.

Ein kleines Schauspiel für sich war das Erscheinen des Kronleuchters, welcher dem Theater ein ganz anderes Ansehen gab. Aus der Halbdunkelheit, die bisher geherrscht, tauchten nun die Gesichter und Gestalten des Publikums

hervor und dann war es immer ein Zeichen des baldigen Anfangs.

Die erste Oper, welche ich sah und hörte, war der Freischütz. An jenem Abend erfüllte mein ganzes Wesen ein unnennbares Gemisch von Wonne und Grausen, denn was ich sah, war für mich wirklich da, und was ich hörte war mehr, als ich auf dieser Erde gesucht und erwartet hatte. Ein schrecklicher Zufall nur mußte leider bei dieser Vorstellung stattfinden, der gar zu deutlich bewies, daß vom Erhabenen bis zum Lächerlichen nur ein Schritt ist. — Man hatte in der Wolfsschlucht eines jener grausigen Ungeheuer verkehrt aufgesteckt, so daß eine höchst befremdliche Figur von grauem Pappdeckel und zwei Latten vorbeigaloppirte, was ein unzeitiges Gelächter hervorrief. Ich sah ferner die Opern „Robert der Teufel," „Die Stumme," „Don Juan" und wie sie alle heißen, und meine Leidenschaft für das Theater ward immer größer und größer.

Fast jede Woche ein paar Mal war ich auf dem Lauschplatz „Statistenfenster" zu finden. Ich wußte jetzt, wie Pilger und Türken, junge Fischer, Lazzaroni, Mönche und alte Greise gemacht wurden, war aber damit nicht zufrieden; denn es quälte mich eine unablässige Sehnsucht, selbst mit unter den Mönchen zu sein, oder als Lazzarone mit dem Beil in der Hand hervorzustürzen und „Tod dem Tyrannen" zu schreien. Ich zog vorsichtige Erkundigungen beim Raubritter Zische ein und erfuhr, daß der erste Schritt auf die Bretter nur durch den alten würdigen Ritter und Statisten-

führer, am lichten Tage als Theaterdiener fungirenden Dreſcher zu ermöglichen ſei. Ziſche gab mir noch den Wink, mein Anliegen durch ein Fläſchchen guten Kümmel zu unterſtützen, und, das ſchien ihm das Schlimmſte bei der Sache, die erſte Zeit als Volontär zu dienen. — Als wenn es mir bei einer ſo hohen, edlen Sache jemals eingefallen wäre, an Bezahlung zu denken, wie es dieſer elende, Wurſt und Kümmel ſtehlende Raubritter that.

Ich ging alſo eines Vormittags den bedeutungsvollen Weg zum Statiſtengeneral Dreſcher, um mich anwerben zu laſſen. Dieſer würdige Mann wohnte in der Fleiſchergaſſe. Als ich an ſeiner Thüre ankam, krümmte ich mehrmals den Finger zum Anklopfen und zog ihn jedesmal zurück, denn mir fehlte der Muth, die Schwelle zu überſchreiten. In der Taſche hatte ich allerdings ein Fläſchchen mit dem beſten Doppelkümmel gefüllt, was mich eine ganze Oper koſtete, war jedoch unſchlüſſig, womit ich zuerſt herausrücken ſollte, mit der Theaterfrage oder dem Kümmel. Das war ein kitzlicher Punkt — jedenfalls mußte der Kümmel mich bedeutend in Vortheil bringen. Es iſt aber eine kritiſche Sache, Jemanden, den man gar nicht kennt, ein Fläſchchen Kümmel anzubieten, und meine Skrupel wuchſen deshalb bei jedem Klopfverſuch. Konnte mich der Mann, wenn ich offenbar mit der Flaſche herausrückte, nicht beim Kragen nehmen und die Treppe hinabwerfen? Sollte ich Hals und Stöpſel aus der Taſche gucken laſſen und ihm ſo das Ding andeuten? Die Kriegsliſt ſchien mir nicht übel, nur

kam mir da wieder die schreckliche Idee, daß er mich am Ende gar für einen professionellen Schnapstrinker halten könne. — Nun! Mehr als die Treppe hinunterwerfen konnte er mich doch schwerlich, deshalb that ich endlich den Klopfer und trat auf ein tiefes „Herein" über die Schwelle.

Ich hatte mir eine höchst zierliche Anrede an meinen alten, würdigen Ritter ausgedacht, erschrak aber dermaßen über die Figur, welche ich erblickte, daß mir keine Sylbe davon einfiel. Das konnte doch unmöglich der alte Edelmann sein, der stets so mild und würdevoll dem Chor der Edelleute vorstand. Diese Gestalt mit dem mageren Gesicht und den herausstierenden Augen, eine viereckige polnische Mütze auf dem Kopfe und in einen grauen Kutschermantel gekleidet, der am Hals auf eine lebensgefährliche Art zugeknöpft war und so weit herabhing, daß nur gerade noch ein Paar Stiefeln vom Mann zu sehen waren, das war also Drescher? Ja, er war es wirklich! — Er saß an einem Tisch, auf dem eine Menge ziemlich schmutzige Hefte lagen, dazwischen ein Brod, ein Teller mit einer Butterruine und ein Papier mit Wurstschalen. — Dort stand auch jene grünliche Flasche mit lauter kleinen Buckeln, welche Zische am ersten Abend meiner Lauscherei aus dem grauen Mantel gezogen hatte — sie war leer und ich hatte frische Hoffnung.

„Was wollen Sie?" fragte mich Drescher mit der ganzen Herablassung eines polnischen Fürsten, zu welchem ein Fremdling in's Schloß tritt. — „Bringen Sie was?"

Das war eine sehr gute diplomatische Frage, die ich mir für spätere Fälle merkte und welche mir schon oft große Dienste gethan hat. — „Bringen Sie was?" — Diese Frage, an einen Gläubiger gerichtet, schneidet vorweg jede Aussicht ab, etwas „holen" oder „haben" zu wollen und erleichtert Jemand, der wirklich etwas bringt (es geschieht nur leider sehr selten) das Geschäft ungemein.

Ich gab durch einige Worte zu verstehen, daß ich mir allerdings erlaubte, etwas zu bringen, vor der Hand ihm jedoch mittheilen wolle, daß ich Schauspieler werden möchte.

„Möchten Sie?" fragte er nicht ohne Ironie. „Ja, ja, Alle möchten Schauspieler werden," sprach er, der grünen Flasche zunickend. „Und warum wollen Sie Schauspieler werden?"

Das war eine Frage, die mich in schreckliche Verlegenheit setzte; denn weshalb ich eigentlich Schauspieler werden wollte, das konnte ich nicht sagen und wenn mein Kopf auf dem Spiel gestanden hätte. Ich steckte in der Verlegenheit die Kümmelflasche aus einer Tasche in die andere und stierte dabei den Frager eben so verwundert an, wie er mich, oder vielmehr die hin und her wandernde Flasche, welche er mit Falkenblicken verfolgte.

„Setzen Sie sich," sagte er endlich, „und dann heraus damit." Er meinte offenbar mit der Antwort, da er jedoch sein Auge auf meine Tasche hielt, so bezog ich das „Heraus damit" auf die Flasche und setzte sie plötzlich vor ihn auf den Tisch. Hätte ich ein Pistol auf ihn angelegt, er hätte

nicht erschrockener in seinen Lehnstuhl zurückfahren können. Er war jedoch kein hartgesottener Schauspieler, denn ein, wenn auch blitzschnelles Schmunzeln fuhr über sein Gesicht, und die Augen taxirten eine ganze Weile den Stoff in der Flasche, ehe er sie wieder fragend auf mich richtete. Er nahm mich jedoch nicht beim Kragen, wie ich erwartet hatte. — Er erwähnte die Flasche überhaupt gar nicht mehr, sondern schänkte sich im ferneren Gespräch und in der Zerstreuung davon ein. — Der erste Schluck, den er that, brachte ihm ohne Zweifel eine höchst günstige Meinung von mir bei, denn die Sorte, welche er gewöhnlich trank, verstieg sich, wie ich später erfuhr, nur bis „halb und halb."

„Ich will Ihnen sagen, warum Sie Schauspieler werden wollen," begann nun Drescher sehr gemessen. — „Sie wollen sich als Ritter sehen, als Spanier! als Türke! Sie denken Ihre Kinkerlitzchen mit den Balletmädchen und Choristinnen zu machen!" — Ich wurde roth bis über die Ohren, denn das war vielleicht ein Grund, weshalb ich Schauspieler werden wollte, obgleich ich direkt daran noch nicht gedacht hatte. — Jetzt aber war der Gedanke da, und die Sache erst recht verlockend. — „Wenn Sie Geld wegzuschmeißen haben," fuhr er fort, „wenn Sie Sonnenschirme, Strohhüte und Mantillen kaufen können, na, dann viel Vergnügen. — Wenn Sie aber „Nischt" haben, dann is auch Nischt! Dann schlagen Sie sich nur 's Ballet aus dem Kopf. Nun bilden Sie sich aber ja nicht etwa ein, daß Schauspieler werden nur so ist. — Das hat seine Haken, mein lieber Freund.

Was würden Sie zum Beispiel machen, wenn ich Ihnen heute Abend eine Rolle gäbe. — Wenn Eichberger vorn am Souffleurkasten stände, und Sie sollten ihm einen Brief vortragen? — Ich will es Ihnen sagen — Sie würden hinter den Coulissen vorkommen, und wenn Sie plötzlich die Lampenreihe und fünfhundert helle Gesichtchen auf sich gerichtet sähen, würde Alles in einen Klumpen verschmelzen — Eichberger würde wie eine Figur um Sie herumhüpfen, und Sie würden so lange nach vorn laufen, bis Sie über den Souffleurkasten oder die Prosceniumslampen wegstürzten und dem Kapellmeister im Orchester auf den Kopf fielen. — Das nennt man Lampenfieber, mein Freund, und diese Krankheit muß, wie die Masern, erst durchgemacht und überwunden werden, ehe nur ein Gedanke an das Schauspielern aufkommen kann. Dafür bin ich nun der Doktor. — Ich habe manchen großen Mann unter den Händen gehabt und ihn an die Lampen gewöhnt. Soll sich doch ja Keiner einbilden, daß er das Lampenfieber durch Spielen auf Liebhabertheatern überwinden kann. — Dort sieht er meistens bekannte Gesichter, ein Publikum, was nicht bezahlt und froh ist, wenn es zusehen darf, und Alles hinnimmt, wie es kommt. — Aber bei uns soll sich Einer 'nausstellen, wo das Parterre für seine acht Groschen keine Gnade kennt. — Ja, ja, das Parterre," sagte er seufzend, „wenn es dem einfällt, so lacht es sogar alle lampenfeste Spieler aus." — Hiebei gab er sich ein paar Püffe vor die Brust und nickte

mir zu, woraus ich schloß, daß das undankbare Parterre auch ihn nicht so respektirte, wie er es verdiente.

„Es ist deshalb durchaus nothwendig," fuhr er fort, „daß ein junger Mann erst als Statist anfängt und sich so an das Terrain gewöhnt. Sie werden also unter mir anfangen und ich werde Sie heute Abend Ihren Kollegen vorstellen. — Es versteht sich, daß Sie die erste Zeit keine Gage erhalten, und sogar noch etwas zusetzen müssen, um sich die Andern zu Freunden zu machen, sonst würden Sie stets die schlechtesten Garderobestücke bekommen. Von der Probe aus gehen die Statisten gewöhnlich ein Gläschen Schnaps trinken. — Sie können sich da nicht gut ausschließen, nur nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht zu viel „kümmeln." Für einen jungen Menschen ist das nicht gut. Das bekommt nur älteren Leuten. (Er hatte sich eben das sechste Glas eingeschänkt.) Also gut! Sie bleiben eine Zeitlang Statist und trinken Ihr Schnäpschen. — Zeigen Sie nun Talent — haben Sie dem Publikum gegenüber etwas Frechheit erlangt, und können von der Bühne aus im Parterre einen Bekannten heraussuchen, ohne verlegen zu werden, kennen Sie Noten und ist eine Stimme vorhanden, so gehen Sie zum Chor. Hier gewöhnen Sie sich, auf der Bühne laut zu werden — Sie kriegen kleine Melderollen und Gelegenheit allein auf der Bühne zu stehen — Ihre Zeit wird dann aber ganz für das Theater in Anspruch genommen, und die Kneiperei dauert oft von der Probe bis zur Vorstellung — Sie werden in dieser Zeit vom Schnaps zum

Bier übergehen, denn der Chorist trinkt sein Glas Bier und nur höchstens nebenbei ein Schnäpschen.

„Jetzt kommt es nun ganz auf Sie an, ob Sie Talent zeigen, aber auch ob Sie Glück haben und Rollen kriegen, denn wenn Sie keine Rollen kriegen, können Sie ein Devrient oder Genast sein und es merkt es kein Mensch. — Kriegen Sie also Rollen, nun so ziehen Sie sich vom Chor ab, und halten sich zu den Großen. — Die Kneiperei dauert da freilich oft von der Probe bis zur Vorstellung und von der Vorstellung bis wieder zur Probe. — Aber man kneipt fein. — Man trinkt bayrisch Bier und frühstückt Würstchen dazu. — Mit größeren Rollen fängt man an Wein zu trinken. — Je größere Rollen, je besser der Wein, dazu frühstückt der Schauspieler Austern und Lachs, bis er es endlich zum Champagner bringt. — Und haben Sie es dazu gebracht, Freundchen! (hier schenkte er sich das letzte Glas Kümmel ein), trinken Sie erst zum Frühstück Champagner!! — dann können Sie sagen: „Ich bin ein Schauspieler" und haben die höchste Stufe erreicht, die ein Künstler erreichen kann! — Sehen Sie: „So wird man Schauspieler!" sagte Drescher aufstehend, indem er die Hefte von dem Tisch unter einen Arm nahm und mit dem anderen den Mantel vorne fest zuhielt, obgleich der Thermometer etwa zwanzig Grad Wärme zeigte.

Ich faßte den unbestimmten Verdacht, daß erstens die Sache nicht ganz so sei, und, daß zweitens sämmtliche Garderobe Drescher's aus Mütze, Mantel und Stiefeln bestehen

könnte, wodurch der „alte Ritter" bedeutend bei mir verlor. — Ich versprach jedoch um fünf Uhr zum ersten Debut zu erscheinen. — Ich kam, kam oft, und sah hinter den Coulissen, daß sich mancher mit noch weniger als Mütze, Mantel und Stiefeln begnügte — und doch eine Rolle spielte.

2. Hinter den Coulissen. — Meine erste Liebe.

Nachdem ich lange Zeit um das alte Leipziger Theater geschlichen, und verstohlen in das Fenster der Statistengarderobe geschaut, hatte ich endlich das Glück, von Lüdemann als Statist engagirt zu werden und hielt mich alles Ernstes für ein Mitglied des Stadttheaters. Ich war indeß nur ein geheimes Mitglied, denn mein Vater durfte vor der Hand nichts von der Sache wissen, und ich dachte ihn erst von meiner Künstlerschaft in Kenntniß zu setzen, wenn ich etwa so gut spielte wie Devrient, oder sang wie Eichberger. Vor der Hand war ich überhaupt noch nicht fest entschlossen, ob ich mich der Oper oder dem Schauspiel zuwenden würde. Ich wollte nur erst das Lampenfieber überstehen.

Ob ich überhaupt Talent zum Schauspieler oder Sänger hätte, daran zweifelte ich so wenig, als jemals ein junger Mensch darüber im Unklaren war. Die Noten kannte ich. Diese Teufelszeichen mit ihren schwarzen Köpfen und Stielen, die noch angingen, so lange sie auf den Linien ihr Wesen trieben und in C- oder G-Dur herumkletterten, die mir aber

mit so und so viel Strichen durch den Hals oder mit vier vorgezeichneten b unsägliche Prügel von dem alten Magister zuzogen, der mit meiner musikalischen Bildung beauftragt war. Mein Papa hatte mich in diese Sklaverei (wie mir damals schien, denn ich hätte lieber Dr. Faust's Höllenzwang, als die Noten auswendig gelernt) gegeben, damit ich ihn begleiten lernen sollte, wenn er sang. Er hatte einen sehr hübschen Tenor und konnte alle Arien aus den damals gangbaren Opern auswendig. Noten waren ihm aber caldäische Buchstaben und er machte es dabei wie jener Türke, der seinen Diener für sich tanzen ließ. Ich mußte sie für ihn lernen. Zu diesem musikalischen Frohndienst hatte er überdies ein Instrument angeschafft und ganzer sieben Thaler dafür bezahlt. Es war ein mir unvergeßlicher Kasten, der seine etwas krumm gezogenen Beine böswillig von sich streckte, um nicht umgerannt zu werden, was bei uns schon solideren Möbeln passirt war. Im Resonanzboden waren zwei Schallöcher angebracht, in welche die Herren unserer Bekanntschaft gewöhnlich ihre Cigarrenasche abstrichen und die Stumpel hineinwarfen, so daß ich fast glaubte, diese Löcher wären eigens dazu da und mich sehr wunderte, als ich sie später an anderen Instrumenten nicht fand. Eine zweite Eigenthümlichkeit dieses Piano's bestand darin, daß die Untertasten schwarz und die oberen weiß waren, allerdings für die Elfenbeinersparniß vortheilhaft, für mich aber eine Quelle schrecklicher Verwirrung, denn als ich auf einem Instrument mit weißen Untertasten spielen sollte, fand ich mich nicht zurecht.

Der Ton war etwa der einer Aeolsharfe, die sich sehr stark erkältet hat. — Was will man aber auch für sieben Thaler verlangen? — Mein Papa freilich verlangte dafür sehr viel, denn wenn ich 2½ Groschen erhalten hatte, um in eine Oper zu gehen, die Papa im Parterre anhörte, wenn dann eine Arie kam, bei der er mir telegraphisch „Aufpassen" anempfahl, und ich beim Nachhausekommen die harmonische Begleitung nicht festgehalten hatte, so setzte es Kopfnüsse. Ich halte es für einen glücklichen Zufall, daß ich unter solchen Umständen kein Wunderkind geworden bin, vielleicht hat mich nur damals meine Größe gerettet.

Es war gerade mein sechszehnter Geburtstag, als ich mich zum ersten Mal in die Statistenhöhle begab. Ich war sechs Fuß zwei Zoll hoch, also zum Knappen ganz verwendbar und konnte überhaupt für zwanzig Jahr gelten. Als ich die kleine Treppe zur Bühne hinaufschritt, welche der alte Hausmeister Hoß bewachte, erkannte dieser sogleich den Fremdling in mir und hielt mich fest. „Wo wollen Sie hin?" fragte er brummig. „Ich spiele mit," entgegnete ich stolz. Der Cerberus packte mich bei diesen Worten nur fester, statt mich mit Respekt durchzulassen, und schien nicht übel Lust zu haben, mich die Treppe hinabzuwerfen. Ich erfaßte deshalb unbemerkt einen seiner Rockzipfel, um ihn in diesem Falle mit hinabzureißen und unten durchzuwalken, denn Realinjurien wurden damals sofort in natura von mir zurückerstattet, mochte nun der Verabreicher ein Bürger oder Hausmeister sein. Den Notenmagister hatte ich schon

vor einem Jahre bald erwürgt, als er mich mit dem Altschlüssel marterte und ich das C auf der Mittellinie suchen sollte, wobei er auf seine gewöhnliche Art nachhalf. — Nur mein Papa durfte sich ungestraft an mir vergreifen, was er jedoch auch selten that, weil ihm seine Schienbeine zu lieb waren, an die ihn, bei Gelegenheit einer Familienwalke, meine Stiefelabsätze einmal zufällig getroffen hatten.

Es war also ein großes Glück für meine Künstlerlaufbahn und den alten Hoß, daß Lüdemann dazwischen kam und mich legitimirte. Er führte mich auch sofort nach der Garderobe über die finstere Bühne hinweg, wo ich, neugierig umherblickend, alte Leinwand und Latten sah und einen erschrecklichen Leimgestank bemerkte. Außerdem liefen Kerle mit grauen Schürzen umher und schleppten gräßlich geschmierte Coulissen und Versetzstücke, während Andere bei den Lampen kauerten und sich damit zu schaffen machten.

Ich war in meinem Eifer der Erste und Lüdemann hatte deshalb Zeit, sich etwas mit meiner Bildung zu beschäftigen. Vor allen Dingen prägte er mir ein, „ich solle nicht so grausam über den großen Zeh latschen," was allerdings eine schwache Seite von mir war und worin ich (nebst noch einem anderen lieben Freunde) etwas leistete. Auch sprach er die Meinung aus, daß ich meine Nase stets weiß werde schminken müssen, „damit sie nicht in das Parterre spränge." Dann weihete er mich in die Kunst des Schminkens ein, wobei er als Hauptgrundsatz aufstellte, daß die rothen Backen unmittelbar unter dem Augenlid anfangen müßten, wenn

man „scheene" aussehen wolle, und ja nicht zu weit an die Ohren damit, sonst kommt eine Ochsennase 'raus. Wenn sie recht rund erscheinen sollen, dann macht man einen weißen Klex darauf, und wenn man den Besoffenen oder Wüthenden spielt, dann macht man auch die Stirn roth, im letzteren Falle muß aber die Nase weiß gemacht werden, und unter die Augen etwas Blau kommen. Schminkt man sich alt, dann macht man einen schwarzen Strich über die Nase und unter jedes Auge einen. Auch in die Mundwinkel kommt nach abwärts ein dunkler Strich. Die halben Backen und das Kinn werden mit Cigarrenasche eingerieben. Setzt man dazu eine Perrücke auf, die vorn eine Platte hat, so bietet der jüngste Mann das Bild eines schauerlichen Greises, welches noch schauerlicher gemacht werden kann, wenn er sich ein Paar buschige Augenbrauen von Werg aufklebt. — Dies waren ungefähr die Hauptgrundsätze der Schminkkunst, wie sie damals unter den Mimen galten und vielleicht noch gelten, denn ich glaube sie sind unabänderlich. Wer ein gutes Auge hat, kann vom Parterre aus bemerken, daß sich die meisten Schauspieler noch heute nach diesen Regeln beschmieren und das Publikum oft im Zweifel lassen, ob sie einen würdigen Alten, oder einen verkleideten Indianer mit der Kriegsmalerei vorstellen.

Da ich damals noch keine Spur eines Schnurrbartes besaß, was mir das bitterste Herzeleid verursachte, so ward ein Schnurr- und Backenbart angeklebt, „wie ihn, nach Lüdemann's Ansicht, die Neapolitaner tragen." Dann lehrte

mir dieser Würdige das Geheimniß der mittelalterlichen Hosen, wozu die eigenen verwandt werden, was drei gute Seiten hat. — Erstens erspart man dem Direktor etwas — zweitens behält man sie an und ist dann gleich fertig, und drittens können sie einem während des Spiels nicht gestohlen werden, denn, von allen Kleidungsstücken möchte ich mir am allerwenigsten die Hosen stehlen lassen, bemerkte Lüdemann. — Ich glaube jedoch, daß es für ihn am allerschrecklichsten gewesen wäre, wenn man ihm den Mantel gestohlen hätte, denn ich habe ihn noch heute in Verdacht, daß er gar keine Hosen besaß. Ich konnte bei aller Aufmerksamkeit nicht dahinter kommen, denn er kroch auf eine Manier aus seinem Mantel, die an das Häuten der Schlangen streifte, und dann war er stets schon unter dem Mantel in das halbe Kostüm geschlüpft.

Ich weiß nicht, ob das Geheimniß der mittelalterlichen Hosen mit Lüdemann gestorben ist. Dann wäre es ein großes Glück für die Theaterdirektoren von Stadttheatern, daß ich es noch bewahrt habe. Es besteht darin, daß man die Hosen auszieht, sie umkehrt, mit den Füßen von unten hineinkriecht und über dem Knie festbindet, dann zieht man sie herauf und erhält so eine Art Pumphose, die für Ritter, Bürger, Bauern und alles Mögliche paßt. Als mir nun Lüdemann dies Kleidungsstück durch ein paar alte Bindfaden, an denen viel Siegellack klebte, hergestellt hatte, heftete er an jede Seite ein paar große Rosetten mit Schleifen. Ein paar gelbe Strümpfe und ein rother, etwas unbestimmter

Rock oder Talar machte mich zu einem Neapolitaner, der durch eine rothe Sackmütze über allen Zweifel erhoben wurde.

Wir gaben die Stumme und ich werde mein Erstaunen nicht vergessen, als ich Fenella auf Lüdemann zukommen sah, der Officier der königlichen Leibwache war, und ihn die Stumme höflich bitten hörte, sie, wenn sie vorstürze, beim Handgelenk zu packen und hinter zu schleudern, was er freundlichst zu thun versprach. Dann kam eine aufregende Scene, als der Requisitenmeister aus dem kleinen Kämmerchen Spieße, Dolche, Schwerter und Streitäxte vertheilte, um das Volk zu bewaffnen. Ich faßte eine große Streitaxt und war sehr geneigt, irgend Jemand damit auf den Kopf zu schlagen, ich wußte nur zum Glück nicht genau, zu welcher Partei ich gehörte. Als der Sturm losbrach, stürzte ich mit dem Chor vor und schwor mit Rache, obgleich ich eigentlich auch gar keinen Grund dazu hatte. Ich hielt mich auch vollkommen berechtigt, mit einer Löwenstimme in den Chor einzufallen, was mir einige Rippenstöße einbrachte und wofür mich der Chorführer beim Kragen packte und hinter die Coulissen schleppte, wodurch ich dem Publikum gegenüber als ein Hofspion erschien, der vom Volk erkannt und zum Galgen geführt wird.

Der Chorführer war empört über die Frechheit eines Statisten, mitsingen zu wollen, und sagte mir erschreckliche Grobheiten. Als er jedoch hörte, daß seine Tenöre geneigt waren, einen halben Ton herunter zu gehen, stürzte er sich unter sie und hielt sie über Wasser wie ein Schwimmring. —

Ich ärgerte mich einigermaßen, daß ich zu dem gemeinen Volk gehören sollte und hielt mich fürder grollend im Hintergrunde, ohne besonders in die Ereignisse einzugreifen. Nur einmal noch gerieth ich in eine Klemme, als ich dem rapiden Masaniello im Wege stand, wie er aus einer etwas engen Coulisse hervorbrechen wollte und mich beinahe mitnahm. Ich hatte jedoch später die Genugthuung, ihn vergiften zu sehen, was dadurch bewerkstelligt wurde, daß man ihm das Gesicht mit einer grünlichen Salbe einschmierte, nachdem er zuvor auf der Bühne aus einem leeren Becher getrunken. Ich wußte nun auch, wie „vergiftet" geschminkt wird. Als das Stück zu Ende und ich wieder ein deutscher Jüngling geworden war, wusch ich mich an einem Brunnen, denn in dem schrecklichen Spülnapf, welcher für die Statisten existirte, konnte ich dies nicht. Dann taumelte ich nach Haus und träumte die ganze Nacht von Neapolitanerinnen, Verschwörungen und wilden Choristen. — Ich bewahrte indeß mein Geheimniß gut, und stand auf der Bühne oft vor den Augen meines Papas, der keine Ahnung davon hatte, daß sein eigenes Fleisch und Blut sich unter den Statisten befinde. — Ich dachte übrigens ganz gewiß die erste Sprosse der Leiter zur Kunst erstiegen zu haben und war entschlossen, rüstig weiter zu klettern.

Mein Ideal und Ziel war Eichberger, der damals als Tenorist die ganze Leipziger Damenwelt so wahnsinnig machte, daß man Eichberger-Kragen, Mützen und dergl. trug. Wenn ich ihn in Robert der Teufel mit Lockenkopf, Kinn- und

Knebelbart im Ritterwams sah und seine schöne Stimme hörte, dann merkte ich erst recht, was für ein armer, unbedeutender Knappe ich war. Ich mußte auch Ritter werden und zwar nicht, wie ich ehrlich bekenne, um die Damen wahnsinnig zu machen, sondern so zu singen wie Er. — Wenn es mir übrigens nebenbei gelungen wäre, unter den weiblichen Herzen Verwüstungen anzurichten, nun warum nicht? Dazu war ich nie abgeneigt und es ist vielleicht ein Glück für die Mädchenherzen, daß ich nicht aus dem Holz bestand, aus dem die Tenoristen geschnitzt werden.

Ich war nun einst auch als Knappe in Robert der Teufel activ und stand mit meiner pappdeckelnen Sturmhaube und gelben Leinwandstiefeln hinter den Coulissen, um dem Gange des Orchesters zu folgen. Damit ich recht ungestört blieb, hatte ich mich rechts von der Bühne an die Donnermaschine gestellt, wo es stets einsam war. Drüben am Eingang trieb sich Alles durch einander, und hatte mich erst vor ein paar Tagen Eichberger als Robert mit dem gebrochenen Zauberzweig über die Nase gehauen, als er scherzhafter Weise nach der Alice schlug, die sich beklagte, daß ihr die spitzen Nadeln in den Nacken fielen.

Die Alice ward von einer jungen Sängerin gespielt, deren reizendes Wesen und Stimme allen Leipzigern jener Zeit unvergeßlich sein wird. Diese holde Erscheinung kam auf mich zu, um dort, wo ich stand, aus der Coulisse zu treten. Es war die Scene, wo Bertram die Geister in der Höhle beschwört, an deren Seite ein Kreuz steht. Dorthin

nach dem etwas erhöhten Kreuz ging nun die Sängerin und warf dabei einen Blick zurück, der gerade auf mich fiel und mich traf wie eine Kanonenkugel. Die reizende Alice wußte wahrscheinlich gar nicht, was sie dem armen Jungen that und heftete ihr Auge nur auf ihn, weil er gerade dastand, wie sie es auf einen Pfahl oder sonst was geheftet hätte. Mir ging jedoch dieser Blick durch und durch und ich glaube fast, daß er hinter mir noch ein großes Stück aus der Mauer geschlagen hat. Es war um mich geschehen und mein junges Herz stand in lichterlohen Flammen.

Wenn der böse Chorführer gewußt hätte, daß ein Statist so frech war, sich in eine der ersten Sängerinnen zu verlieben, ich glaube, er hätte mich zerrissen. Da es aber mein Geheimniß blieb, so liebte ich im Stillen fort und beging alle Dummheiten, welche mit dem Verliebtsein unzertrennlich sind. — Unter dem Vorwande, nach der Natur zu zeichnen, drückte ich mich früh vom Hause weg und belagerte das Haus der Sängerin, deren Thür ich von einem Winkel aus so lange beobachtete, bis sie ausging, worauf ich ihr von Ferne folgte. Manchmal stieg sie in einen Wagen, und ich lief mir dann fast die Schwindsucht an den Hals, um sie wieder aussteigen zu sehen. Ich drückte mich im Winkel, verkroch mich hinter Thüren, stieg über Gartenmauern und watete durch Wasser, um in ihre Nähe zu kommen, ohne daß sie es jemals merkte. Einmal jedoch glaube ich, nahm sie von mir Notiz. — — Ich war ihr nach Connewitz nachgelaufen und stellte mich in einer Thür auf, wo sie

durchkommen mußte. Ich lauerte dort auf eine so geheimnißvolle Art, daß sie im Vorbeigehen nach ihrer Uhr griff und ihr Taschentuch festhielt, weil sie glauben mochte, ich habe es darauf abgesehen.

Armer dummer Junge, von dem mir nichts übrig geblieben ist, als die Erinnerung an die glückliche Jugendzeit; wie konntest Du Dich auch in Deinen Verhältnissen in ein Wesen verlieben, welches von der ganzen Stadt auf den Händen getragen ward. Wie lächerlich kommt mir diese Leidenschaft jetzt vor, welche ich ebenso gut für eine Marmorstatue fassen konnte, wobei ich noch den Vortheil hatte, daß ich mich nicht immer zu verkriechen brauchte, um ihren Anblick zu genießen. Dieses Herumkauern und Lauern zog mir auch vielfältige Verlegenheiten zu und brachte mich in verschiedene Verdachte, ganz abgesehen davon, daß meine Mappe dabei von Studien leer blieb.

Einmal sollte ich aber in eine arge Klemme gerathen. Die Sängerin wollte einen Maskenball besuchen und hatte sich mit dem Tenor besprochen, daß man, um sich dort zu erkennen, eine bestimmte Karte am Hute tragen solle. Dies hatte ein Student auf irgend eine Art erfahren und benützt, um Alice zu mystificiren, wodurch sie sich hinreißen ließ, im Zorne zu erklären, daß dies ein dummer Studentenwitz sei. Der Student hält es nun zwar oft mit dem bourbonisch-philosophischen Grundsatz, daß, wenn man nichts lernt, man auch nichts zu vergessen braucht. Das Prädicat dumm kann er jedoch nicht vertragen, und so gerieth denn

die gelehrte Jugend über den Zornesbruch der Sängerin in solchen Grimm, daß man ihr eine jener Serenaden zu bringen beschloß, in deren Ausführung der Studio besonders groß ist, deren Composition im Augenblick des Vortrages gemacht wird und deren Tonarten sich so unbestimmt durcheinander bewegen, daß der geübteste Kapellmeister nicht im Stande ist, eine herauszufinden. Hauptmotive dieser Serenaden sind ein unbestimmter Tact und ungelöste Dissonanzen. Man wird dabei vielleicht auf die Vermuthung kommen, daß ich die Werke verschiedener Zukunftsmusiker meine, welche nach solchen Grundsätzen arbeiten, dies ist aber nicht der Fall, weshalb ich der Deutlichkeit wegen bemerke, daß man diesen Serenaden den deutschen Namen Katzenmusiken gegeben hat.

Es kann sich Niemand meinen Schreck und Zorn vorstellen, als ich erfuhr, daß man meiner Göttin ein solches Ständchen zudachte. Ich lief nach dem Platze, auf dem Alice wohnte, drängte mich durch die Menschenhaufen über das schmale Hahnreibrückchen und wüthete unter den Studenten umher, die heulend, quiekend und auf ihren Hausschlüsseln pfeifend, bei Gerhard's Garten standen und sich über meinen Jammer halb todt lachen wollten. „Ein Angeschossener", schrie man mich lachend an, als ich den Sängern mit den beweglichsten Worten vorstellte, welche Barbarei sie begingen, einem solchen himmlischen Wesen solche Musik vorzumachen. Ich schrie, daß es eine Schande für deutsche Männer sei. Ich erinnerte an Frauenlob,

an Tannhäuser, an Wolfram von Eschenbach und Walter von der Vogelweide, welche stets die Frauen gepriesen und sich niemals zu solchem unwürdigen Treiben erniedrigt hätten. — Ich wurde grausam ausgelacht und wäre beinahe auch noch durchgeprügelt worden.

Das Concert nahm plötzlich ein Ende und die Musikanten verschwanden, wie vom Wind hinweggefegt. Der Platz war wie ausgestorben, nur ich stand noch mit meinem Jammer allein vor dem Hause und sah nach den Fenstern der armen Alice, die ich mir in Thränen auf das Sopha hingegossen dachte. Da packte mich eine Faust beim Kragen und ich sah mich von der Polizei umringt, die mich als Katzenmusikanten festhielt, weil sie niemand Anderen auf dem Platze fand und doch einen Fang machen wollte. Dabei stieg der gräßliche Gedanke in mir auf, daß Alice herunterkommen könnte, um sich das Scheusal von gefangenen Katzenmusico anzusehen, und ich fühlte eine ordentliche Erleichterung, als mich die heilige Hermandat über die Brücke in die dunkle Nacht hineinschleppte. Man ließ mich noch auf der Promenade laufen, da man einsah, daß ich doch unmöglich die Serenade allein gebracht haben könne und ich erklärte, nur als Zuschauer dort gewesen zu sein. Ich mußte jedoch meinen Namen sagen und log Schubert, weil Müller stets von der Polizei für eine Lüge gehalten wird, wenn auch wirklich einer Müller heißt.

Ein andermal brachte mich meine Leidenschaft in eine so lächerliche Situation, daß ich mich wahrscheinlich gehenkt

hätte, wenn ich die ganze Lächerlichkeit inne geworden wäre, in der ich erschien.

Alice ging auf einen Ball, zu dem es mir möglich ward, eine Eintrittskarte zu erhalten, da mein Statistenthum, wie gesagt, ein tiefes Geheimniß, und ich überall als junger Maler bekannt war. Das Billet hatte ich nun allerdings, aber was man sonst zu einem Balle braucht, keineswegs. — Ich mußte jedoch hin, um in der Nähe meiner Göttin zu sein, und ein in Ballsachen erfahrener Freund sagte mir, was ich haben müsse. Da waren erstens Handschuhe nöthig, ein mir bisher verächtlicher Luxus. Es wurden also ein Paar weißbaumwollene zu 5 Groschen gekauft, die, bis auf die etwas knuppigen Fingerspitzen, ganz gut aussahen. Dann mußten Ballschuhe geschafft werden. Das war eine schwere Sache, denn kein Schuhmacher hielt Exemplare für mein Fußkaliber fertig und es gelang mir nur nach unendlicher Mühe und einer Suche bei allen Trödelleuten, noch ein Paar bei der alten Martin aufzutreiben. Leider glichen sie sehr den Fähren, womit man die Wagen über die Flüsse setzt, und waren vorn breiter wie hinten, obgleich die Tagesmode spitze Schnäbel vorschrieb. Auch waren die Sohlen mehr für Landparthien, als für den Tanz berechnet. Es half aber nichts; es waren doch Ballschuhe. — Nun handelte es sich um einen schwarzen Frack. Ein Ding, was ich bisher ebenfalls auf das Tiefste verachtet hatte, welchem Beispiel beinahe alle meine Bekannten folgten, weshalb ich bei ihnen dies Ding auch nicht

suchen konnte. Man wies mich zu Seidemann, der für solche Fälle aushalf und hier erhielt ich auch einen Schwalbenschwanz von Anno dazumal. Ein Instrument mit pferdekummetartigem Kragen, ungeheuren Taschenklappen und steifen Schößen, die mir beim Gehen wie Degenscheiden auf die Ferse stippten. Es war einer jener Schwalbenschwänze, die Seidemann an die Leichenträger verborgte, nur daß diese noch ein schwarzes Mäntelchen darüber trugen, was sie zierlich unter den Arm nahmen, auf die Weise, wie der Teufel seinen Schwanz zu tragen pflegt, wenn er in guter Laune promenirt. Da mir Seidemann die Versicherung gab, daß ich ganz „fesch" aussähe und auch noch eine weiße Weste lieh, die mir, wie alles von diesem unseligen Ballstaat, viel zu groß war, so machte ich mich auf den Weg zum Ballsaal, und zwar in einer Stimmung, als sollte ich eine feindliche Batterie nehmen, denn ich kam mir in meiner Rüstung vor, wie ein Indianer, der zum Congreß geht. Ich hatte keine Ahnung, welche Figur ich spielte, und konnte deshalb das Mißtrauen nicht begreifen, mit dem der Billeteur meine Eintrittskarte untersuchte. Da er jedoch nichts daran auszusetzen fand, warf er noch einen erstaunten Blick auf mich und öffnete mir dann die Thüre zum Saal. Bis dahin war alles im Gleis des Gewöhnlichen gegangen, denn der Billeteur saß gerade allein bei einer mäßigen Lampe. Als die Saalthür jedoch geöffnet wurde, strömte mir ein Meer von Licht entgegen und die Augen aller Herren, welche mitten im Saal standen, weil

eine Pause war, richteten sich auf mich und wurden starr vor Verwunderung über die eintretende Figur. Mein ballkundiger Freund hatte mir empfohlen, mich nur recht ungenirt im Saale herumzutreiben. Wenn ich aber nicht an die Lichter des Theaters und die Blicke der Zuschauer gewöhnt war, so hätte ich doch, trotz einer ziemlichen Portion Unverschämtheit, die ich von Natur aus besaß, Kehrt gemacht und wäre ausgerissen. So aber nahm ich die Gruppe unter dem Kronleuchter fest in's Auge, steckte die Hände in die Hosentaschen und schlenderte darauf zu, wobei mir Alles höflichst auswich, denn ich schnitt, als ich einige kichern sah, ein grimmiges Gesicht. Wie ich aber einem großen Spiegel gegenüber trat und darin eine der fürchterlichsten Carrikaturen erblickte, die mir je vorgekommen waren, drehte ich mich entsetzt danach um und merkte nun erst, daß ich mich selbst sah.

Der verrätherische Seidemann hatte mir einen Frack gegeben, der nicht nur aller Mode Hohn sprach, sondern mir auch soviel zu groß war, daß ich mir bequem einen Mantel und vielleicht auch noch ein paar Hosen daraus machen lassen konnte. Aus den Aermeln gukten nur vier Spitzen der baumwollenen Handschuhfinger hervor. Die Taschenklappen standen an der Seite wie ein paar Kutschentritte und der Kragen reichte bis über den halben Kopf. Ich hatte, um Allem die Krone aufzusetzen, mich frisiren und mir die Haare brennen lassen. Diese krümmten sich nun auch noch zum Unglück, statt nach innen, nach auswärts und

liefen wie eine Dachrinne um meinen Kopf. Die Weste war zu lang. Die Hosen auch, so daß sie Korkzieherfalten schlugen; kurz ich spielte eine Figur, die so grausam lächerlich war, daß ich mich noch heute wundere, daß der ganze Saal nicht in ein Gelächter ausbrach. — Ich hatte mich indeß kaum in Lebensgröße erblickt, so schlich ich mich seitwärts in's Bierzimmer, leistete den dort sitzenden alten Herren Gesellschaft und drückte mich dann ab, um das Scheusal von Frack von mir zu werfen und Ball und Ballstaat zu verwünschen. — Ich weinte diese Nacht bitterlich, wenn ich bedachte, in welcher schändlichen Figur ich im Saal erschienen war, wo ich einige junge Leute sah, die dort wie zu Haus schienen und eine ganz leidliche Figur spielten, obwohl ich genau wußte, daß sie dumm und unwissend zum Erbarmen waren. Ich suchte die Ursachen unserer beiderseitigen Erscheinung zu ergründen. Ich hatte mir eine Menge Kenntnisse angeeignet, von denen diese Leute keinen Begriff hatten. Ich strebte Alles zu lernen, was mir vorkam, während sie mit ihren vier Species zufrieden waren, aber weder unsere neuen, noch die alten Dichter kannten, weder eine Idee von Musik, noch Malerei hatten und mich doch durch ihr Aeußeres in jeder Gesellschaft in den Schatten stellen würden. — Ich begriff damals nicht, daß solche Leute all ihr Streben eben nur auf den äußeren Menschen verwenden, und daß sie das im Leben waren, was ich im Geheimen auf dem Theater war — Statisten — nichts als Statisten, die niemals eine Rolle spielen.

Indeß spielte ich meinen Statisten ruhig weiter, trank jedoch keinen Schnaps, wie Lüdemann prophezeit hatte, sondern wartete auf die Bierperiode. — Ein Zufall sollte mich jedoch aus der Mimenlaufbahn schleudern. Wir gaben ein Stück, worin ein chinesisches Bild vorkam, welches die Statisten und ein Theil des Chors zu stellen hatten. Die ganzen Figuren sahen roth aus, und die halben Gesichter mußten deshalb roth angemalt werden, da man alles vom Profil sah. Ich als junger Künstler bekam von Lüdemann den Auftrag, die Malerei zu besorgen. Um recht glänzendes Roth zu erhalten, bestellte ich Mennige und machte diese mit Spiritus an, worauf ich damit etwa funfzig Herren und Damen gerade über Stirn und Nase herunter bestrich, einen Theil auf der linken und einen auf der rechten Gesichtsseite. Ich unterließ zum Glück mich auch zu beschmieren, weil ich das Ding von vorn ansehen wollte. Es machte sich recht hübsch. Als es aber an's Waschen ging, hatte sich die Farbe, ob in Folge der Spiritusmischung, weiß ich nicht, dermaßen eingebeizt, daß sie weder mit Seife, noch sonst was herausging und die Leute acht Tage lang mit halb rothen Gesichtern herumliefen. Ich wär den Tod des Orpheus gestorben, wenn mich besonders der weibliche Chor erwischt hätte und durfte mich nicht mehr hinter den Coulissen sehen lassen. — Ein Glück für mich, denn ich wäre doch niemals ein Schauspieler geworden, und wandte mich nun um so eifriger den anderen Künsten zu, wobei ich zwischen Schriftstellerei, Musik und Malerei umher-

schwankte, weil mich alle drei gleich mächtig anzogen, bis ich endlich die Malerei ergriff, um später zu bemerken, daß man bei dieser Kunst ebensowohl verhungern kann, als bei den beiden anderen.

Die komischen Umstände, welche mich zu Pinsel und Farben trieben, sowie die unendlich tragikomische Studienzeit behalte ich einem anderen Artikel vor, der nach diesem erscheint.

Und was aus Alice geworden ist? fragt vielleicht mancher Leser. — Sie ist die Frau eines reichen Mannes — eine elegante, liebenswürdige Dame, die vielleicht dies Blatt liest und jetzt, nach dreißig Jahren, mit Erstaunen sieht, was für Unheil Blicke anzurichten vermögen, die man hinter die Coulissen wirft. —

II.

Aus Wien.

1. Ein ambulanter Klavierspieler.

Aus dem Wiener Leben.

Wien war von jeher eine musikalische Stadt. Früher hatte es freilich andere Meister und einen anderen Klang als jetzt, wo „Strauß" und seine Tanzmusik fast der einzige Ton ist, der uns dort entgegenschallt. Es ist aber immer etwas Lustiges und Melodiöses in der Tanzmusik, und sie wird dort von den guten Orchestern schön vorgetragen, daß unsere besten norddeutschen Orchester nur Schattenbilder davon liefern.

Da in Wien von den höchsten Kreisen bis in die niedrigsten alles tanzt, so muß es auch für die verschiedenen Sphären verschiedene Orchester geben, welche sich von Strauß bis zur Ziehharmonika abstufen.

Die Tonkünstler sind besonders im Carneval, wo die Bälle an der Tages- oder vielmehr Nachtordnung sind, gesucht. Vorzüglich sind es die Hausbälle, welche ihre Kräfte in Anspruch nehmen, und hier findet man in gewissen

Kreisen die wunderbare Species des ambulanten Klavierspielers.

Ein Hausball ist ein Ereigniß, welches im Geheimen vom weiblichen Theil der Familie vorbereitet wird. Eine Art Pulververschwörung, die plötzlich ausbricht und alles in die Luft sprengt.

Bei der ersten Entdeckung des Complots flüchtet der Hausvater gewöhnlich entsetzt in ein Kaffeehaus, wo er sich, in schwarze Mokkagedanken versenkt, auf Mittel und Wege besinnt, der rollenden Balllavine zu entgehen, der er jedoch rettungslos als Opfer fällt. Nach fruchtloser Gegenwehr capitulirt er endlich mit der Bedingung, daß er sich um nichts als die Musik zu kümmern braucht, die er in Gestalt eines mehr oder weniger guten Virtuosen auf dem Pianoforte auftreibt. Ist er ein vernünftiger Mann, so thut er, um den Glanz seines Hauses zu heben, ein Uebriges und geht an die Musikbörse, wo er sich ein Streichquartett bestellt, was keinen geringen Effect macht, besonders wenn es trifft, daß der Ballgeber ohne specielle Bestimmung vier „Streichinstrumente" bestellt und es kommen zur bestimmten Stunde vier mit Baßgeigen versehene Künstler an.

Da in Wien die Wohnungen sehr beengt sind und jeder, der nicht zweitausend Gulden für Logis ausgeben kann, sich wie ein Hering in der Tonne einrichten muß, so wird natürlich am Balltag alles im Hause umgekehrt und beiseite geschafft.

Die Betten werden auseinandergeschlagen, Tische und Kommoden in die Winkel geklemmt. Der Speisetisch wird aus verschiedenen Gegenständen zusammengebaut, die sonst gar nichts Tischähnliches haben, und dies geheimnißvolle Bauwerk dann mit dem großen Tischtuch verschleiert.

Das auf einen Monat gemiethete Instrument steht traurig im Winkel und harrt der bösen Tage, die es hier durchmachen muß; denn nicht nur, daß die Walzer und Polkas, welche ihm der schonungslose Virtuos heute Nacht aus dem Leibe reißen wird, sein halber Tod sind, auch die nächsten Tage des Monats warten seiner endlose Qualen, wenn die Kinder auf ihn herumstippen und ihm so gewissermaßen musikalische Kienspäne ins Fleisch stechen und anzünden. Immer aber ist es noch tausendmal besser daran als das unglückliche Instrument des ambulanten Virtuosen, dessen Bild wir jetzt zeigen wollen.

Wir sahen einmal einen solchen auf einem Hausball, der so originell war, wie er nur in Wien vorkommen kann.

Im Freihause auf der Wieden befindet sich zu ebener Erde eine Tapeziererwerkstätte, deren Chef eines Tags beschloß, einen Hausball zu geben, was in der Familie und Nachbarschaft keine geringe Sensation machte.

Am Balltage entstand schon nach Tische in der Tapeziererwohnung ein solcher Rumor, daß man glaubte, es lieferten sich zwei feindliche Parteien eine Schlacht. Zur Thür heraus wurden halb und ganz fertige Möbelstücke ge-

schoben und Berge von Haaren hätten dem Verdacht Raum geben können, daß man sich dieselben drinnen ausgerissen, hätte nicht ihre Länge und Stärke eine edlere Abkunft angezeigt.

Endlich war der Ballraum hergestellt und die Tapezierer verschwanden, um bald als ganz andere Menschen hervorzukommen, mit schneeweißer Weste und kunstreich geknüpfter Kravatte, schwarzen Hosen und Lackstiefeln, wie sie nur ein Tapezierer in des neunzehnten Jahrhunderts zweiter Hälfte tragen kann.

Leider war ein scheußliches Wetter, und der unaufhörliche Regen hielt die Jünglinge ab, ihre herrlichen Frisuren im Hofe zur Schau zu tragen.

Mit Dunkelwerden brachte ein Comfortable die ersten Ballgäste und lieferte dabei den augenscheinlichen Beweis, welch ungeheure Fassungskraft ein solches Fuhrwerk besitzt, das, ohne aus Kautschuk zu bestehen, drei Crinolinen beherbergte, die freilich etwas gewaltsam herausgezogen werden mußten, welches Verfahren sich bei jemaliger Ankunft eines neuen Comfortable wiederholte.

Nachdem von den sachkundigen Tapezierern die verschiedenen Brüche, welche durch die enge Verpackung entstanden waren, wieder ausgebessert worden, erwartete die tanzlustige Gesellschaft ungeduldig die Ankunft des Orchesters.

Es mochte etwa gegen sieben Uhr sein, und der Regen goß stärker denn je vom Himmel, als ein Mann mit einem Schubkarren erschien, auf dem ein halbertrunkenes altes

Klavier lag, dem man seine vier Beine auf den Rücken gebunden hatte.

Der Regen hatte diesem unglücklichen Instrument so mitgespielt, daß es mehr zur Badewanne als zur Tanzmusik verwendbar erschien. Der Fuhrmann des Kastens, welcher sich den höchst überraschten Ballgästen zugleich als Kapellmeister und Eigenthümer des Pianos vorstellte, versicherte indeß, daß er schon einmal sammt seinem Instrument in die Donau gefallen sei und, nachdem er sich darauf gerettet, noch fünf Stunden damit Musik gemacht habe, ohne daß es sonderlich schlechter geklungen hätte. Er werde es jedoch zur Beruhigung der Gesellschaft erst stimmen.

Die Tapezierer packten dann den musikalischen Kasten ohne weiteres, trugen ihn hinein, stellten ihn wie einen Ertrunkenen auf den Kopf und schraubten die Beine an, worauf sie ihn mit einem einzigen Schwung herumdrehten und in seiner natürlichen Stellung an die Wand schoben.

Der Kapellmeister hatte indeß aus einer Reisetasche einen schwarzen Frack älterer Construction und ein Paar von ihm selbst diesen Morgen lackirter Schuhe gezogen, durch deren Anlegung er die Grenze zwischen dem Beförderer des Pianos (wie er es hartnäckig nannte) und dem nun auftretenden Künstler bezeichnete.

Das Stimmen erwies sich allerdings als höchst nöthig, und es fand sich auch der Stimmhammer glücklich in der Fracktasche vor, sodaß die widerspenstigen Drahtsaiten bald zur Raison gebracht waren. Da der Künstler sein Instru-

ment, um unnöthiges Saitenplatzen zu vermeiden, reichlich eine ganze Terz unter den Kammerton gestellt hatte, so kamen beim Anschlagen der Accorde jene schwermüthigen, zwischen Dur und Moll schwebenden Klänge zum Vorschein, die einer lockergespannten Drahtsaite eigenthümlich sind, wenn sie an ihre Nachbarinnen hüben und drüben anstößt, und die man besonders beim sogenannten Hackbret (Cymbal) und an jenen Pianofortes findet, welche wegen Mangel an Platz um sieben bis zwölf Thaler zum Verkauf angezeigt werden. Ein auf solchem Instrument angeschlagener H-dur-Accord schwankt nach B-dur hinein, wirft jedoch in kurzer Zeit alle B und Kreuze von sich und begibt sich nach rechts in die freie C-dur, von wo er indeß bald wieder den fünf Kreuzen zum Opfer fällt und ins H zurücksinkt. Wackeln nun schon einzelne Accorde auf der Tonleiter so bedenklich umher, dann macht ein ganzes Musikstück auf einem solchen Instrument den Eindruck einer Judenschule, wenn sie im lautesten Gebet begriffen ist.

Eine besondere Eigenthümlichkeit dieses Pianos war noch die, daß man nur aus G-dur darauf spielen konnte, denn, da die Hämmer Fis und Cis in einigen Octaven abgebrochen waren, so war es sehr gefährlich und ohne Erfolg, sich nach D-dur zu wagen. Nach F-dur konnte man allerdings einen kleinen Abstecher riskiren, wenn man gerade an ein B kam, welches die Güte hatte anzusprechen. Die Paralleltonart von C-dur war jedoch böswilliger, als man ihrer Verwandtschaft nach hätte glauben sollen, da das Gis durchaus un-

zurechnungsfähig und A und D nur selten und unter günstigen Umständen zur Mitwirkung zu bringen waren. Mit Modulationen nach Es, As, B u. dgl. konnte man sich gar nicht einlassen, und wer sich etwa in verminderte Septaccorde gewagt hätte, wäre unrettbar verloren gewesen.

Der Kapellmeister hatte jedoch seinen besonderen Grund, auf dem geraden Wege der C-dur zu bleiben. Hier nur war es ihm möglich, dem Publikum etwas zu imponiren, indem er, ohne Fingerfertigkeit zu besitzen, kühne Tonleitern mit dem Daumen hinaufstrich und mit den andern vier Fingern in der Luft dazu wackelte, als spielte er mit der ganzen Hand.

Eine noch größere Kriegslist bestand darin, daß er unten den Grundaccord anschlug, dann aber mit Daumen und Mittelfinger die Terz E G nahm und nun einen verwegenen Terzgang machte, soweit die Klaviatur nur aufwärts reichte. Mit diesem Kunststück eröffnete er auch jetzt die Ballmusik und brachte den Tapezierern keinen geringen Begriff seiner Fertigkeit bei. Noten brauchte der Künstler nicht, wie er geringschätzig bemerkte, indem er den Notenhalter entfernte und ein großes Glas Märzenbier an seine Stelle setzte. Es vertrat bei ihm gewissermaßen das Blatt, worauf der Generalbaß verzeichnet ist.

Der Ball begann, und der Künstler arbeitete, unter steter Anwendung des Generalbasses, ein paar Stunden unermüdlich in C-dur fort, bald im Zwei-, bald im Dreivierteltact, je nachdem Polka oder Walzer verlangt wurde.

Nun erfolgte eine Pause, die den Freuden des Mahles gewidmet war. Der Künstler, welcher in Erwartung dieser Pause schon nicht zu Mittag und noch weniger zu Abend gegessen hatte, trug mit seinen Kinnbacken ein Allegro, molte vivace vor, wobei er den Generalbaß nicht vergaß und neue Kräfte für den zweiten Theil seines Concerts sammelte.

Da man gegen Ende der Tafel das Märzenbier mit Wein vertauscht hatte, so trat jene animirte Stimmung ein, welche bei Leuten, denen die Etikette nicht zur zweiten Natur geworden ist, oft in Excesse ausartet. Der Pianist trommelte in halber Seligkeit seine Polkas und Walzer fort und hätte sie auch ruhig in C-dur zu Ende getrommelt, wenn nicht der Teufel ein paar Tapezierer angestachelt hätte, deren einer Guitarre und der andere Zither spielte, und welche plötzlich verlangten, der Virtuos solle einmal aus einer anderen Tonart spielen.

Das Richtige dieser Forderung wurde aus Achtung vor ihrer musikalischen Capacität auch sofort von ihren Collegen anerkannt, und man verlangte allgemein eine andere Tonart.

Nun wußte aber der Künstler erstens recht gut, weshalb er in einer Tonart blieb, und fand nicht gerathen, durch Angabe von Gründen sein „Piano" in der Meinung der Zuhörer herunterzusetzen. Zweitens hatte das zu reichliche Studium des Generalbierbasses und etwa ein Maß Erlauer einen solchen Künstlerhochmuth in ihm hervorgerufen, wie ihn sonst nur ein vollkommener Zukunftsmusiker

aufweisen kann. Er fand sich deshalb durch das Verlangen einer andern Tonart beleidigt und erklärte seinen Zuhörern über die Achsel und mit mehr Geringschätzung, als nöthig und gut war, sie sollten froh sein, daß er die Gefälligkeit hätte, ihnen in der Tonart was vorzuspielen, denn sie verständen doch den Teufel von einer andern.

Da kam er aber schön an. Die beiden Sachverständigen waren entrüstet, und der Guitarrenspieler verlangte sofort einen Walzer aus G-dur, während der Zitherspieler A-dur forderte. Beide griffen dabei rechts und links von ihm in die Tasten, um ihr Verlangen zugleich pantomimisch mit auszudrücken.

Unglücklicherweise fiel es einem andern Tapezierer ein, daß sein Großvater Harfe gespielt habe und daß, einer Sage nach, alle Mitglieder der Familie geborene Virtuosen auf diesem Instrument seien, was der Welt indeß nur durch den Umstand verborgen, daß die großväterliche Harfe seit vierzig Jahren ohne Saiten auf dem Boden gelegen habe. Um nun der Gesellschaft sein Talent zu beweisen, griff der junge Mann in die Saiten des offenstehenden Pianos, wobei ihn ein anderer Jüngling unterstützte, während ein dritter mit zwei Stücken Holz auf dem Deckel des Instruments einen Marsch schlug.

Wir möchten den Pianisten sehen, der solchen Frevel an seinem Instrument ruhig ertrug. „Hand vom Pianoforte!" schrie unser Künstler mit ernster, drohender Stimme. „Hand vom Pianoforte, oder i verlang' hundert Gulden

Schadenersatz, wann was dran passirt!" — Hundert Gulden? — Ein Tapezierer brachte die Frevler vom Instrument weg und ging auf den Künstler zu, den er freundlich bei der Hand faßte, mit der andern Hand ergriff er dann das Handgelenk und fühlte mit großer Wichtigkeit nach dem Puls, worauf er seinen Freunden das Resultat seiner Forschung dadurch anzeigte, daß er sich einigemal mit dem Finger auf die Stirn tippte, was ein allgemeines Gelächter hervorrief. Ein solches Verfahren mußte den Künstlerstolz tief kränken. Nimmt man noch dazu, daß derselbe durch zwanzig Seidel Märzenbier und vier bis fünf Seidel Erlauer auf eine Münchner-Wagner'sche Höhe geschraubt war, daß einer die Bemerkung machte, gestern wäre auf dem Tandelmarkt ein viel schönerer Klimperkasten um drei Gulden verkauft worden, so ist es leicht erklärlich, wenn auch nicht entschuldbar, daß sich der Virtuos zu der Aeußerung hinreißen ließ, es thäte ihm leid, seine Kunst an solche Roßköpfe weggeworfen zu haben. Das hätte man davon, wenn man Perlen vor die Säue werfe und sich mit Strawanzern und Beandelstürern einließe. Hierbei klappte er seinen Kasten zu und versuchte, sich darauf schlafen zu legen.

Die ergrimmten Tapezierer waren jedoch nicht geneigt, so mit sich sprechen zu lassen, sondern packten den unvorsichtigen Virtuosen, machten ein Fenster auf und steckten ihn hinaus, so daß er nach zwei Augenblicken ganz verwundert auf der dunkeln, kalten Straße stand und sich besann, ob er nicht eben geträumt habe, er spiele irgendwo Piano und

tränke Bier dazu. Er hatte sich indeß noch nicht lange besonnen, als das Fenster wieder geöffnet ward und man einen langen Kasten herausstteckte, in dem er sein geliebtes Piano erkannte, dessen vier Beine man etwas rücksichtslos hintennachwarf, worauf das Fenster wieder geschlossen ward und der Künstler zur Gewißheit der unerhörten Thatsache kam, daß man einen Concertgeber sammt seinem Instrument zum Fenster hinausgeworfen habe.

Es war ihm schon so mancherlei passirt; aber dies war doch die Grenze des Möglichen und erfüllte ihn mit Ingrimm. Er faßte ein Pianofortebein und pochte damit an das Fensterkreuz, daß die Scheiben klirrten und die Straße widerhallte. Dazu schrie er: „Des Lumpengesindel, Kälberhaarnes! wollt's mi einlassen oder nit!?" Da er keine Antwort als ein Hohngelächter erhielt, so donnerte er wieder an die Fensterrahmen, und zwar dermaßen, daß er dadurch ein paar patrouillirende Polizeisoldaten herbeilockte, die ihn und seinen Kasten mit Verwunderung betrachteten und als alte Praktiker sofort einen „Mordsrausch" erkannten. Sie fragten ihn, ob er hier wohne, worauf er erklärte, der Teufel wohne hier, er wolle aber „eini", er müsse hier Pianoforte spielen.

Endlich öffnete sich ein Fenster, und ein Tapezierer fragt ihn mit heuchlerischer Gutmüthigkeit, was er denn eigentlich wolle.

„Eini will i und spielen!" schrie der Künstler, und versuchte in das Fenster zu klettern.

„Der Kerl is rein närrisch", sagte der eine Polizeisoldat lachend, indem er ihn bei den Frackschößen wieder auf die Straße zog. „So was is mir doch noch nit vorkommen, daß einer früh um zwei Uhr mit 'm Klavier in a Fenster steigen will und Musik machen. Wart'! Du kannst uns auf der Wach' was vorspielen. Geh', Sepp, und hol' mal 'n Comfortable, daß wer ihn fortschaffen."

Und Sepp holte einen Comfortable, in den man das „Piano" quer steckte, sodaß beide Thüren offen stehen mußten; dann nahmen die lachenden Polizeisoldaten den Künstler in die Mitte, jeder unter einem Arm, und führten ihn unter dem Gelächter der schändlichen Tapezierer dem Comfortable in die Nacht nach, ein haarsträubendes Beispiel, wohin es mit den Pianofortevirtuosen im neunzehnten Jahrhundert gekommen ist; das ungeheuerliche Factum, eines vom Platz weg sammt seinem Instrument arretirten Concertgebers, welches nur noch dadurch überboten werden könnte, wenn ein Virtuos während des Spiels von einem Eisenbahnzuge überfahren werden würde! — Doch Geduld, auch dies werden wir vielleicht bei der fortwährenden Zunahme unserer ambulanten Klavierspieler noch erleben!

2. Der Esterhäzykeller.

Wer nimmt gern auf einige Stunden Abschied vom goldigen Sonnenlicht, um tief im Bauch der Erde eines jener dunkeln Arsenale zu besuchen, worin die Waffen gegen unsern alten Erbfeind, den Durst, aufbewahrt liegen.

Jede Stadt von einiger Bedeutung hat ein solches Zeughaus, worin man sich männiglich bewaffnen und streiten kann. Freilich wankt Mancher schwer verwundet von dannen, aber nicht vom Feind, dem Durst, sondern von seinen eigenen Waffen, von denen er zu viel oder zu schwere führte, was nur alte bewährte Kämpen ungestraft thun können.

Wenn nun auch nicht jede Stadt solche berühmte Keller aufweisen kann, wie Bremen seinen Rathskeller — München den Bockkeller — Hamburg Wilcken's Keller und Leipzig Auerbach's Keller, so trifft man doch überall einen „Keller" und darin gewiß etwas zu trinken! —

In Wien ist nun, besonders bei den Fremden, der Esterhàzykeller am bekanntesten. Die dort lagernden unverfälschten Ungarweine und der Name des Fürsten, der jedesmal, wenn er ausreitet, einen „silbernen Hut" verliert, und so viel Schaafheerden besitzt, daß dieselben einige kleine deutsche Fürstenthümer in zwei Stunden kahl weiden würden, lassen in dem Fremden dann Bilder von großartigen Kellerhallen mit Marmorsäulen und kunstvoll geschnitzten Riesenfässern aufdämmern, zwischen denen ehrwürdige Kellermeister mit Fackelbegleitung umherwandeln. Aber mag die Phantasie des Durstigen noch so groß und reich sein, die Wirklichkeit läßt Alles hinter sich, und das Gefühl eines ungeheuren Erstaunens erfüllt den Besucher, der zum ersten Mal den berühmten Keller betritt.

In der Zeit von elf bis ein Uhr, so wie Nachmittags von fünf bis sechs ist die Thür zum Naß geöffnet. Wir

verlassen den Graben, und schreiten in der stillen Naglergasse fort, bis wir zum Haarhof kommen, wo uns der kundige Mentor etwas bergab in eine Gegend führt, in der ein starker Amoniakgeruch vorherrscht. Mit Verwunderung stehen wir vor einer halbgeöffneten alten, verrosteten Eisenthür, in welche entweder der Rost, oder der kunstreiche Verfertiger eine Verzierung gearbeitet hat, die eben so wohl einem Adler, als einem umgestülpten, zerrissenen Regenschirm gleicht.

Durch diese Thür betreten wir eine Treppe, welche durch die täglichen Mißhandlungen der Heraufgehenden und durch ihr Alter boshaft geworden ist, und welche nichts lieber sieht, als daß man über sie hinunterfällt. Um dies nun möglichst zu erleichtern, hat man auf ihrer Mitte eine Fallthür angebracht, die wiederum nur zur Hälfte geöffnet ist, denn auf der andern Hälfte, die ganz so ausschaut, als ob sie seit ihrer Geburt niemals geöffnet worden, steht ein alter Windofen und ein Blechleuchter, der aussieht, als ob es sein Kind wäre, und in dem mit ungeheurem Hohn ein elendes Talgstümpfchen brennt, damit man die nun folgende pechschwarze Finsterniß sieht. Zur Ehre der Treppe müssen wir jedoch erwähnen, daß ein alter blankpolirter Strick an der Wand das Hinunterfallen bedeutend befördert, weil er die spaßhafte Gewohnheit hat, einige Klafter länger zu werden, wenn sich Jemand ernstlich an ihn hält.

Mit Todesverachtung tappen wir nun den finstern Schacht hinab. Den verrätherischen Strick haben wir losgelassen, ehe er noch länger wurde. Fuß vor Fuß den

Boden untersuchend, steigen wir tiefer, bis uns ein Stoß vor den Kopf und ein dumpfes Klirren auf die Idee bringt, daß hier eine Glasthür sein könnte. Dies ist in der That der Fall, und wir drücken dieselbe auf, um die letzten Stufen unter unseren Füßen zu verlieren und eine schiefe Ebene hinab zu rennen, welche an einem Tisch mit Würsten, Käse und Semmeln endigt, gerade als ob der Baumeister beabsichtigt hätte, die Eintretenden mit der Nase auf diese Gegenstände zu führen.

Obgleich wir nun zum Stillstand gebracht, nichts weiter sehen können, als vier bis fünf schwächliche Talglichter, und hier und da aus der Dunkelheit den wohlbekannten und erheiternden Blitz eines Glases, so riechen wir dennoch. Unsere Nase spürt einen starken, tüchtigen Weingeruch, nicht etwa, als ob man eine dünnhälsige Flasche entkorkte, sondern eine massive Blume, eine Art Victoria Regia, die uns von allen Seiten umgibt, wie eine Taucherglocke. Zu dem Gläserblitzen kommen nach und nach, wie sich unsere Augen an die Beleuchtung gewöhnen, glänzende Augen, die zwischen den Fässern hervor uns anblicken. Endlich lernen wir auch Gesichter und Gestalten unterscheiden, die dort auf allem Möglichen sitzen, nur nicht auf Stühlen. Jeder hält sein Seidelglas mit beiden Händen fest, als könnte es ihm gestohlen werden, und hie und da hat Einer ein Papier auf den Knieen liegen, dessen Inhalt von dem oben erwähnten Tisch stammt.

An einem anderen Tisch, etwas im Hintergrund, sitzt

ein Mann, welcher den Wein verkauft und das Register darüber führt. Er hat gewöhnlich einen Regenmantel um, wahrscheinlich, damit er nicht auch äußerlich naß wird. Unter einem Seidel wird nicht verabreicht, und wenn sich Zwei zu einem Seidel associiren, so entlockt diese „Jämmerlichkeit" dem Wasserdichten nur ein verächtliches Lächeln, dem frommen Küper aber ein mitleidiges Kopfschütteln, denn es ist ihm unbegreiflich, wie ein lebendiger Mensch weniger als ein Seidel trinken kann.

Die geringste Sorte, Guldenwein genannt, wovon das Seidel 6 Kreuzer kostet, ist schon ein vortreffliches Getränk, welches man in Auerbach's Keller gern mit 25 Ngr. à Flasche bezahlen würde. Dann kommt das Seidel zu 9 Kreuzer, ein tüchtiger Bursche, der einen im Génick hat, ehe man es sich versieht, und auch wohl im Stande ist, einen unter'n Tisch zu werfen, besonders, wenn er mit „Wermuth" gemengt ist. Vom Wermuth, unter dem man sich nicht etwa ein bitteres Getränk vorstellen darf, kostet das Seidel 15 Kreuzer. Es ist ein dicker, trüber, malagaartiger Wein von großer Stärke und mehr zum Naschen und Mischen, als zum Trinken. Diese drei Sorten sind die hier gewöhnlich begehrten, und werden in den Besitzungen des Fürsten gebaut. Andere Ungarweine, wie Tokayer u. dgl., sind nicht zu haben.

Nachdem wir uns mit Wein versorgt haben, wenden wir uns zum Buffet und entscheiden, ob wir warm oder kalt speisen werden. Warm heißt Frankfurter Würstel mit

Green, wobei wir zweierlei Entdeckungen machen. Erstens, daß die Würstel, welche in Frankfurt „Wiener" heißen, hier „Frankfurter" genannt werden, und zweitens, daß der alte Windofen oben auf der halben Fallthür kein leerer Wahn oder eine verfehlte Bestimmung sei, sondern wacker eingreife als Rad in der großen Weltmaschine, denn Wiener Würstel heiß zu machen, ist nicht der Bestimmungen schlechteste.

Speisen wir kalt, so heißt dies „Käse", und sind damit beide Nahrungsfragen erledigt, so kommt die Platzfrage an die Reihe, denn da wir ein Stück Käse, ein Brod und ein Glas Wein haben, so müßten wir nothwendiger Weise eins dieser drei Stücken stets unter den Arm klemmen, wenn wir stehend schmausen wollten.

Tische und Stühle sind nicht vorhanden, doch hat eine mitleidige Hand ein Brett längs der Wand neben der Thür auf irgend etwas gelegt, und so eine Bank geschaffen, auf welcher wir uns niederlassen. Hart über unserem Kopf hat Jemand ein Stück Holz der Mauer gewaltsam zwischen die Rippen gekeilt und daran einen Leuchter gehängt, der eine so große Familienähnlichkeit mit dem an der halben Fallthür hat, daß wir ihn ohne Weiteres für seinen Bruder halten. Da sich unsere Augen vollkommen an die Dunkelheit gewöhnten, sehen wir jetzt deutlich jeden Ziegelstein, der sich aus dem Gewölbe des Kellers hervordrängt, die Namenszüge auf den Fässern und die stillen Zecher neben denselben, deren immer mehrere auftauchten.

Ein plötzlicher Knall an der Glasthür, wo die betref-

fenden Scheiben längst von Holz eingezogen sind, verkündet die Ankunft eines neuen Gastes, der dann gewöhnlich auch sofort hereinstürzt. Stolpert er nicht auf den Würsteltisch los, sondern geht mit ruhigem Schritt nach dem Wasserdichten, so kann man darauf schwören, daß es ein Stammgast ist.

Mit Bedauern erfahren wir, daß sich die Ungarweine im Allgemeinen nicht auf Flaschen halten, und vom Faß weg getrunken werden müssen, was auch ihren billigen Preis herbeiführen mag. Wenn unsere Meißner oder Loschwitzer Weine diese Eigenschaft haben, so müßte man folgerichtig beim Trinken derselben etwas herausbekommen, beim Grüneberger wenigstens auf das Maß ein kleines Rittergut. Und wie herrlich schmeckt dann der Ungarwein, wenn man dabei an Grüneberg denkt und an das schöne Gedicht von Heine:

Zu Grün'berg steht an der Mauer
Ein Weinstock hoch auf der Höh!
Die harten Trauben voll Trauer
Bedeckt im August der Schnee.

Er träumte von dem Schumlauer
Dort unten im Ungarland,
Und seufzte: 's wird Alles sauer,
Wird nur mein Name genannt.

d. h. bei Heine handelt es sich eigentlich um eine Tanne und eine Palme, aber ein Ungarweinstock und ein Grüneberger stehen ungefähr in demselben Verhältnisse, und doch giebt es noch einen Wein, der nach dem Grüneberger kommt. Es ist dies der „Leipziger", nicht etwa der, der dort ge-

trunken wird, denn das ist Grüneberger mit falschen Legitimationen, sondern der, der dort wächst! Es kommt freilich selten vor, aber es ist Thatsache, daß der Finanzrath C .... einmal aus in Leipzig gewachsenen Weintrauben einen Eimer und 16 Flaschen Wein gepreßt hat. Die Wirkungen dieses Weines waren unerhört. Brachte man eine Flasche voll in ein Zimmer, so blieben plötzlich alle Uhren stehen, die Saiten vom Pianoforte platzten mit einem Ruck, und die Tischplatten zogen sich krumm.

Aber ernstlich, der hier im Esterházykeller verschänkte Ungarwein ist so gut und echt, daß man ihn selbst in Ungarn, wo, nebenbei gesagt, das Fälschen des Weines an der Tagesordnung ist, nicht reiner und von besserer Qualität trinkt. Der Verbrauch ist deshalb auch ein ungemein großer und wiegt in dem Einkommen des Fürsten sehr bedeutend mit. Man nennt als Werth der hier aufgestapelten Weine eine ungeheure Summe, die allein hinreichte, um zehn andere unfürstliche Familien zu reichen und angesehenen zu machen.

Da die Tischzeit nahe war, so ward viel Wein nach der Oberwelt geholt und zwar von hübschen Dienstmädchen ganz unverhohlen, dann von ältlichen Damen in Strickbeutel und Arbeitskörbe eingezwängt, und von einigen ganz respectablen Herren in großen viereckigen Flaschen, aus alten Apotheken stammend, welche in dickes Papier in Buchform verpackt nach Haus geschmuggelt wurden, wobei die guten Herren in der festen Ueberzeugung gingen, daß kein Mensch

eine Flasche in dem Papiere vermuthen könne. — Aber geht nur hin und packt eine Flasche, wie Ihr wollt, siegelt sie zu und schreibt „Proben ohne Werth" darauf: man merkt doch, daß Ihr eine Flasche Wein tragt, eben so gut wie man es jenen Beiden anmerkt, die fest an einander gehalten nach oben steuern, obgleich sie ihren Wein tief im Innern verborgen haben.

Auch wir steigen hinauf an das Tageslicht, denn ein anderes Geschlecht braucht um die Mittagsstunde unsern Platz und macht dem Ofen eine heiße Stunde, in der viele „Würstel" als Opfer fallen.

3. Ein Gang durch den alten Tandelmarkt in Wien.

(1859.)

Der fortschreitende Zeitgeist wird bald wieder ein Stück des alten Wien unter seinem Fußtritte zermalmen. In kurzer Zeit soll jene originelle Barrackenstadt verschwinden, welche, ein Zeughaus für Jene, die nur Altes, Gebrauchtes suchen, sich am Ufer der Wien hinzieht und den Namen Tandelmarkt führt.

Ein wunderbares Chaos von Gegenständen bietet sich hier dem Auge des Durchwandelnden, welches ruhelos umherschweifend Sachen neben einander erblickt, die sonst im gewöhnlichen Leben niemals zusammentreffen. Wo hat schon Jemand gesehen, daß sich ein beschäftigungsloser Schub-

karren vertraulich an einen Schornstein lehnt, wie wir dies gleich am Eingange des Tandelmarktes erblicken?

An der äußeren, dem Fuhrweg zugekehrten Seite hat der Eisenhandel seinen Sitz aufgeschlagen. Unzählige Ofenröhren harren hier des Rauches, der sie durchziehen soll. Frierende Oefen, die lange nichts Warmes in den Leib bekommen haben, und auf denen wohl gar schon Wochen lang der Schnee lag (was für einen respectabeln Ofen ein jammervoller Zustand sein muß), stehen da auf langen dünnen Beinen, als wollten sie jeden Augenblick davonlaufen. Aber ach, die Armen sind mit Ketten an einander geschlossen, wie die Galeerensclaven, und wollte sich ja ein nächtlicher Entführer eines solchen Ofens annehmen, so müßte er wenigstens zehn seiner angeketteten Kameraden mitschleppen, was doch wohl nicht ganz ohne Aufsehen abgehen würde.

Neben den obenerwähnten Schubkarren, die, in süßes Nichtsthun versunken, ihre Beine gen Himmel strecken, stehen lungernd und in tiefe Verwunderung über ihre ungewohnten Standpunkt versunken, eiserne Schornsteine mit ihren Windkappen und denken über ihre verfehlte Bestimmung nach. Sie, die gewohnt waren, von den höchsten Dachfirsten auf das Leben herniederzublicken, stehen jetzt fast unter der Fahrstraße und blicken neugierig in die vorbeifahrenden Fiaker und Comfortables, was ihnen von ihrem früheren Standpunkte aus geradezu unmöglich war. Ein ernsthafter, etwas vom Wetter mitgenommener Türke, den

der Künstler vor vielen Jahren auf die Eisentafel malte, die jetzt seinen eigentlichen Werth ausmacht, sieht rauchend auf eine Reihe kupferner Kessel nieder, die einer in den anderen gesteckt, wie Papiertüten, auf den Mann lauern, der einen kupfernen Kessel braucht.

Es kümmert den Moslem nicht im Geringsten, daß sich zwei christliche Grabkreuze mit der Aufschrift: „Hier ruhet ꝛc." an ihn lehnen, ebensowenig wie diese sich um die Bratmaschine kümmern, welche zwischen ihnen steht, und welche einigen Trost in der feiernden Kaffeemühle findet, die wiederum nach jenen glänzenden Kaffeemaschinen blickt, deren Zahl nie abnimmt und von denen irgendwo ein geheimer Vorrath existiren muß, aus dem der etwaige Abgang sofort wieder ersetzt wird.

Da wo die Schornsteine und Oefen eine freie Lücke nach der Straße lassen, sind eine Menge Wagenketten verlockend nebeneinander hingelegt. Es ist dies eine gefährliche Stelle für die Bauern, welche dort vorbeifahren und für Wagenketten Liebhaberei haben, denn einmal hereingelockt, verläßt der Bauer den Platz selten, ohne noch einige Gegenstände mitzunehmen, an die er gar nicht gedacht hatte.

Den Beschluß der Eisenregion machen einige Oefen aus dem vorigen Jahrhundert, gewichtige, massive Gesellen mit runden Bäuchen und dicken Beinen, von Schnörkeln umgeben und mit Bildnissen unbekannter Männer geziert. Mitten unter ihnen liegt gleich dem räthselhaften Sphinx in der Wüste ein — Dampfkessel. — Wo und wie der

hierher gekommen ist, wie lange er da liegen bleiben wird, und wann und wie er wieder wegkommen wird, das ist ein tiefes Geheimniß, denn Leute, welche Dampfkessel brauchen, suchen dieselben in der Regel nicht auf dem Tandelmarkte.

Hier schließt sich eine zweite gefährliche Stelle an das Eisen, denn hier beginnt der Wollendistrict. — Ist der vorbeifahrende Bauer der Kettencharybdis glücklich entronnen, so packt ihn hier die Scylla der Pferdedecken, die anscheinend absichtslos über das Geländer gehängt sind. Da hängen sie, langhaarig, wie abgezogene Pudel, oder geschoren wie Möpse, mit bunten Streifen und daneben ganz zufällig ein paar Winterüberzieher mit Kapuzen, welche die Ohren warm halten, wenn man im Winter auf der Landstraße fährt. Ein verlockender Comfort, der manchen Handel herbeiführt.

Zwischen den Wollendecken sieht man Kleiderkoffer, in denen man zur Noth wohnen kann; dann kleinere Exemplare, so mit Eisen beschlagen, daß fünf starke Männer dazu gehören, dieselben in leerem Zustande fortzuschleppen. Das Massivste daran sind aber die Schlösser, die ebensogut an Festungsthore passen würden, so wie sich die Riesenschlüssel sofort in kleine Kanonen verwandeln lassen, sobald man eine Lafette darunter setzt und ein Zündloch hineinbohrt.

Indem wir an einer der Hütten verschiedene Schilder lesen, welche frischen Most, Kaffee, Gefrornes, Märzen- und Lagerbier versprechen, und eben überlegen, ob das Ganze

etwa ein Tandelwirthshaus ist, dann ein Schild mit den Worten: „Gastwirthschaft zum rothen Hahn", welches dieses Thier in ungeheuer stolzer Stellung, d. h. etwas zweifelerweckend, ob es nicht der Samiel aus dem Freischütz sein könnte, darstellen: haben sich richtig ein paar Bauern in den Wolldecken gefangen. Der Eine betrachtet und befühlt die Pferdedecken, während der Andere, mehr Egoist, mit dem Ueberzieher liebäugelt, ihn wiegend in die Höhe hebt, den Stoff prüft und ihn sogar gegen das Licht hält, um etwaige dünne Stellen zu entdecken.

Die Eigenthümerin dieser Gegenstände studirt indeß in ihrem „Comtoir", wie die Aufschrift einer runden Blechtafel das Local nennt, die neuesten Nachrichten, wozu ihr als Lesepult ein großer Papageibauer dient. Sie kennt ihre Kunden viel zu gut, um sie durch irgend eine voreilige Bewegung zu verscheuchen, denn das Geschäft muß mit derselben Vorsicht betrieben werden, wie die höhere Angelfischerei.

Die Tandlerin ist aber auch eine geübte Fischerin. Sie weiß ganz genau, welchen Fisch man den Köder in aller Ruhe verschlucken lassen muß, um ihn dann desto sicherer am Haken zu haben, aber ebensogut versteht sie die Fische zu fangen, welche bei der leisesten Berührung des Köders, mit dem Haken „angehauen" werden müssen, wie es der Fischer mit dem Kunstausdruck benennt.

Unsere Bauern gehören nun zur ersten Sorte, und die Tandlerin läßt sie recht gründlich festbeißen, ehe sie ihren

großen Lehnstuhl verläßt. Der Bauer bietet natürlich die Hälfte des geforderten Preises, was der Tandlerin ungemein verächtlich erscheint, so daß sie in tiefer Indignation die Hände in ihre Rocktaschen steckt und langsam in ihr „Comtoir" zurückkehrt, als ob gar keine Bauern existirten. Diese hingegen greifen, nach einem kleinen Mehrgebot, nun ebenfalls zur Kriegslist, indem sie langsam auf den Wagen klettern, ohne jedoch die Augen von dem Gegenstand ihres Wunsches losreißen zu können. So fahren sie einige Schritte fort, werden indeß bald durch eine kleine Verwirrung am Pferdegeschirr aufgehalten, was der Tandlerin die schönste Gelegenheit bietet, sie zurückzurufen. Die sitzt aber ruhig in ihrem Stuhl, und hat ihre ganze Aufmerksamkeit auf einige Tauben gerichtet, welche um die Schornsteine der Heumarktkaserne fliegen, so daß die Bauern die Unterhandlungen wieder anknüpfen müssen, was natürlich zu ihrem Nachtheil ausschlägt.

Indem wir nun beide Parteien ihrem Schicksale überlassen, werfen wir einen Blick in das Innere der Hütten, und betrachten dabei zugleich die Bauart derselben. Der Eisendistrict scheint sich so ziemlich alles Metalls bemächtigt zu haben. Die Familie der Kessel und Pfannen ist hier zahlreich zu finden; Thür- und Vorlegeschlösser in allen Exemplaren, welche bis dato von den Naturforschern entdeckt wurden; Mörser und Plattglocken von jedem Alter und Stand; verborgene und zerbrochene Werkzeuge, noch einmal so theuer, als man sie neu kauft; dabei ehrwürdige

Regenschirme aus vergangener Zeit, Vogelbauer, und dazwischen immer wieder die rauchenden Türken mit permanent rothen Hosen und blauem Kaftan, mit der Unterschrift: „Tabakstrafik", und in solcher Menge, daß man unwillkürlich glauben muß, alle Tabakstrafikanten in Wien haben Bankerott gemacht und ihre Schilder als letztes Rettungsmittel hier verkauft.

Sonderbar ist es, daß man nie Jemanden in dieser Eisenregion Etwas verkaufen sieht. Es wird immer nur gekauft. Allerdings wird es nicht vorkommen, daß Jemand aus Geldmangel seinen eisernen Ofen unter den Arm nimmt und ihn auf den Tandelmarkt trägt, wie er dies mit seinem Frack thun kann. Aber es gibt doch kleinere Sachen, die sich eher transportiren lassen. In den innern Reihen, wo der Handel mit Kleidern und Stiefeln im gemüthlichen Halbdunkel blüht, sieht man öfter Leute mit kleineren oder größeren Packeten eintreten und am anderen Ende leer wieder herauskommen.

Diese inneren Gassen sind gänzlich mit Schindeldächern überdeckt, von denen complicirte und wunderliche Röhrenleitungen das Regenwasser ableiten. Bahnt sich dieses dennoch einen Weg in eins der Geschäftslocale, was das Regenwasser sehr gerne thut, so bringt der Eigenthümer eine Privatableitung an, die er in aller Stille auf das Gebiet seines Nachbars führt, der zuschauen mag, wie er damit fertig wird.

Um doch einiges Licht in den Handel zu bringen, hat man in die Verdachung die verschiedenartigsten Fenster eingesetzt, welche aber, da sie seit undenklicher Zeit nicht geputzt wurden, kein überflüssiges Licht einlassen. Denn zu große Helligkeit ist dem Handel mit alten Kleidungsstücken nicht günstig, und würde an jenem Paar lackirter Stiefel einige Risse früher entdecken lassen, als dies dem Verkäufer lieb wäre.

Mannigfaltig scheinen die Liebhabereien zu sein, welche die Geschäftsleute für verschiedene Artikel haben. Einer wirft sich auf alte Livreen und Uniformen und scheint eine besondere Leidenschaft für das Abschneiden der Knöpfe zu haben, denn er hat ganze Reihen, mit und ohne Wappen, aufgehängt, gerade so wie die Bauern in Ungarn den Paprika.

Der Andere hat wieder weniger martialische Gesinnungen, was er dadurch anzeigt, daß man nur Frauenkleider bei ihm findet, zwischen denen sich sogar eine Cither und einige Guitarren zeigen, freilich fehlen ein paar Wirbel, die Quinte aber ganz bestimmt. Denn es ist eine sonderbare Eigenschaft aller Guitarren, die sich in Tandlerhänden befinden, daß sie stets ohne Quinte sind.

Hat nun ein Tandler das untere Ende des Menschen besonders in's Auge gefaßt und Stiefeln von jedem Lebensalter in Reih und Glied aufgestellt, so hat ein Anderer wieder das oberste menschliche Ende zum Ziel seiner Spekulation gemacht.

Was für Geschichten erzählen die hier aufgestapelten Hüte dem sinnigen Beschauer! Auf welchen Köpfen mögen sich diese „Pinche" herumgetrieben haben, und bei welchen Abenteuern mögen diese Beulen und Brüche hineingekommen sein, die trotz aller geheimen Kunstgriffe des Huttandlers nicht ganz zu verwischen waren? Was für eine Mannigfaltigkeit von Formen entwickelt sich hier, von der schwarzen Angströhre an bis zum Spießbürger-Sturmfaß von Anno dazumal, vom Calabreser- und Steyrerhut bis zum weißen Cylinder, der dem lustigen Bruder schief auf dem sorgenfreien Haupt saß! Alles ist vertreten: glänzend schwarz und fuchsig roth wie kupferne Kessel, braungrün und von zweifelhaftem Weißgrau, mit und ohne Fettflecken, kahlgescheuert von vielen Complimenten und im Besitz des schönsten Haarwuchses. — Alles, wie es der Liebhaberei oder dem Geldbeutel des Käufers angemessen ist.

Dann kommen Glas- und Porcellanlager, ganz und zerbrochen; Spiegel, in denen man sich langgezogen sieht, wie in einer Weinflasche, oder mit grünlicher Hautfarbe, wie im Vollmondschein; Oelgemälde, schauerliche Carricaturen, auch harmlose Bäume und Wolken darstellend; Schlachten von zwölf Mann Infanterie und drei Cavalleristen, nebst einigen unsichtbaren Reserven im Pulverdampf, geschlagen, und wieder antike heilige Männer, meist etwas kahlköpfig, aber mit starkem Bartwuchs, ganz im Gegensatz zu unsern jetzigen Heiligen, die stets glatt rasirt erscheinen — dann Pelze und Damenmüffe, zerknüllte Damenhüte und steife

Reisekoffer, welche ihren Pappendeckelcharakter unter einer dünnen Decke von Schafleder zu verbergen suchen und sich so für „Rindslederne" ausgeben. Kurz von Allem, was der Mensch an und um sich braucht, kann er hier finden, nur Lebensmittel nicht. Zwei Sachen gibt es noch, die man noch nie auf dem Tandelmarkt sah: das sind Pianofortes und feuerfeste Geldschränke.

Wer nun die düsteren Straßen dieser Stadt in der Absicht durchwandelt, einen billigen Einkauf zu machen, der wird sich sehr getäuscht finden. Das Princip der Wiener Tandler ist, spottwohlfeil einzukaufen und so theuer als möglich wieder zu verkaufen. Um dies durchführen zu können, haben sie unter sich Genossenschaften gebildet, die in dominirender Anzahl bei allen Auctionen erscheinen und es dem Privatmann geradezu unmöglich machen, dort etwas zu kaufen. So wie es ein Fremder sich beifallen läßt, einen Gegenstand ersteigern zu wollen, wird er von den Tandlern über den Werth hinaufgetrieben, während von der Genossenschaft zu Spottpreisen erstanden wird.

Nach einer solchen Auction versammeln sich die Verschwornen in einem Wirthshaus, wo die Theilung der Sachen vor sich geht, und wo von der beim Einkauf vorhandenen Einigkeit keine Spur mehr zu finden ist.

Ein anderes Manöver der Wiener Tandler ist folgendes:

Da, besonders zur Wintersaison, viele Fremde nach Wien kommen, und sich dort ein halbes Jahr einrichten, so haben

die Tandler ihre Agenten, welche große Wohnungen ausspüren, die, von ihren Bewohnern verlassen, noch fünf bis sechs Tage leer stehen. Solche Quartiere werden dann auf die paar Tage gemiethet, von den verschiedenen Tandlern vollkommen ausmöblirt, mit Spiegeln, Bildern, Teppichen, Vorhängen, Eß- und Trinkgeschirr versehen, und dann überall eine Auction wegen schleuniger Abreise angekündigt. Hier treten die Tandler niemals als Käufer auf, sondern bilden blos „Publicum" und helfen ein wenig die Preise in die Höhe bringen. Die mit diesem Treiben unbekannten Fremden werden natürlich schrecklich angeführt, denn sie glauben, die Möbel einer soliden Haushaltung zu erstehen, und können sehr froh sein, wenn sich die Roßhaarpolster noch mit Kalbshaar gestopft ausweisen, und nicht Heu und Stroh zu Tage kommt, wenn nach einigen Monaten die Stühle und Sophas das Zeitliche segnen, und „alle Viere" von sich strecken. Der Tandlerunfug hatte übrigens in der letzten Zeit so überhand genommen, daß eine Polizeiverordnung dagegen erschien, welche bei strenger Ahndung die Genossenschaften verbot. Ob mit Erfolg, ist unbekannt.

Eben so hartnäckig wie in seinem Geschäft, hält das Volk des Tandelmarktes zusammen, da es sich um seine Vertreibung von seiner Stätte handelt. Mit alten Freibriefen und Documenten versehen, wollen sie nur der Gewalt weichen und keine Hand anlegen, um ihre Waaren unter die Bögen der Verbindungsbahn zu schaffen, wo sie künftig wohnen sollen. Es wird ihnen aber nichts helfen,

denn die das Jahrhundert beherrschende Eisenbahn hat unter ihre Schienen schon ganz andere Sachen begraben, als einen Tandelmarkt.

4. Wiener Ballcomité's.

„Da sitzen sie, an Ernst den Höllenrichtern,"
„An Angst den Missethätern gleich."

Obgleich sich in Wien „immer am Spieße das Huhn dreht", und immer Fasching ist, so nimmt doch der Wiener beim Kalenderfasching einen ganz besonderen Anlauf, um seinen Beinen und Verdauungsorganen Leistungen zuzumuthen, welche ein menschlicher Körper nur in der Hoffnung auf einen Aschermittwoch, und die dann folgenden Fastendiners ertragen kann, die mit ihren Fisch-, Krebs-, Auster- und Schneckengerichten einen Wiener Magen eine Erholung bieten, an welchen jeder andere deutsche Magen erlahmen würde.

Die verschiedenen Stände, welche im gewöhnlichen Leben ziemlich vermischt unter einander treiben, da Jeder „Herr von" ist, und im Gast- und Kaffeehaus nur Der höher gestellt und besser bedient wird, der dem Zahlkellner zu den sechs Kreuzern für das Bier noch zehn Kreuzer Trinkgeld hinwirft, scheiden sich gegen die Faschingszeit hin plötzlich und mit einer Genauigkeit ab, wie man dies nur bei den indischen Kasten wiederfinden kann.

Jede Kaste bemüht sich, einen „Ball" zu geben. Es bilden sich geheimnißvolle Comité's, welche so lange im Dunkeln arbeiten, bis sie plötzlich als fait accompli ans Tageslicht treten. Da erscheint ein Comité vom Juristenball — ein Medicinercomité — ein Schneidercomité, und so fort, bis auch die „Bändlstürer" d. h. zu teutsch Knochensucher ein Comité zusammensetzen, das seine Entreekarten nur nach genauer Prüfung der Bewerber ausstellt, und einen Mann, der auf altes Papier oder Cigarren sucht, nie und nimmer in seine Kreise zulassen würde.

In der Epoche der Ballcomité's kann man recht deutlich die Wahrheit des politischen Spruches, daß die Zeit ihre großen Männer gebiert, erkennen.

Junge Leute, welche das ganze Jahr ruhig mit dem Strom des Lebens schwimmen, und den Mund gerade über Wasser, in ihren freien Stunden am Graben dahintreiben, oder vom zweiten Parterre die Damen der Logen aus gemessener Ferne durch den Nasenzwicker betrachten, tauchen dann plötzlich aus der Fluth hervor, und erlangen als Ballcomitémitglieder eine furchtbare Wichtigkeit.

Ihr schweres Amt mit Strenge verwaltend, und von der hohen Verantwortlichkeit ihrer Stellung durchdrungen, stehen sie da als Grenzwächter ihrer Kaste, damit kein Unberufener ihr Gebiet betrete, damit sich nur Gleich zu Gleich geselle, wie es die alte gute Sitte verlangt.

Betrachten wir uns nun ein solches Ballcomité in seiner tragi-komischen Wirksamkeit, wie es eine Plage sich

selbst, ein Aerger der Väter, und ein Schrecken der Töchter, sein Tagewerk beginnt.

Um die Tafel des Ballgerichts versammelt sitzen da z. B. junge Kriminalrichter und Staatsanwälte, zur Zeit freilich nur noch die bescheidenen Prädicate von Concipisten, d. h. zu deutsch Schreiber oder Praktikanten, in unserer Muttersprache etwa mit Nichtskrieger, Nichtshaber, Nichtsverzehrer, Nichtshoffer übersetzbar, führend.

Wenn diese Rechtsverwandler einst zum gerechten Lohn ihrer endlichen Wirksamkeit, als definitive Höllenrichter fungiren sollten, so können sie unmöglich grimmiger auf die armen Seelen, die vor ihrem Richterstuhl erscheinen, herabblicken, als jetzt auf das eintretende, Billet begehrende Individuum. Nicht genug, daß der Arme schon von zwölf schwarzen Fracken und eben so viel weißen Westen und Halstüchern außer Fassung gebracht wird; nicht genug, daß eben so viel strenge Inquisitions-Gesichter, durch gräßlich steife Cambridge-Vatermörder in die Höhe gehalten, sich ihm langsam zuwenden — es werden auch plötzlich wie von einer geheimen Mechanerie zwölf Nasen in zwölf Nasenzwicker geklemmt, und vierundzwanzig grimmig bewaffnete Augen durchbohren den Unglücklichen, der sich nach Entreebillets in die Höhle des Löwen wagte.

Wenn der Bote des Ballsüchtigen durch diesen Angriff nicht um das Leben gebracht wird, und durch standhaftes Aushalten des Zwickerfeuers sich dem juridischen Scharfblick als „Nichtschuldig" darstellt, so streckt der zunächstsitzende

Jünger der Themis die Hand aus, um das „Gesuch" wegen Ballentrees mit vornehmer Nachlässigkeit zu empfangen. Nachdem er es flüchtig überlesen, läßt er es dem Nachbar zuwandern, der so wie alle Uebrigen in lautloser schrecklicher Stille Einsicht davon nimmt.

Obgleich sich nun vermuthen läßt, daß der Ballustige Stand und Namen deutlich unterzeichnete, kann man doch gewiß sein, daß der Vorsitzende, entweder durch die riesigen Comitégeschäfte an momentaner Gedächtnißschwäche leidend, oder weil der Name des Ansuchers nicht den höheren Adelsgeschlechtern oder der juridischen Fakultät angehört, nochmals fragt: wer ist der Mann?

„Schriftsteller" ist die Antwort!

„Schriftsteller?" fragt der Vorsitzende verwundert, als ob „Schriftsteller" ein ganz neues unbekanntes Verbrechen wär, dessen noch kein Gesetzbuch erwähnt — „Schriftsteller? und sonst Nichts??" ist die nochmalige niederschmetternde Frage! —

Soll man sich nun so weit herablassen, dem Schriftsteller eine Karte zu geben (d. h. eine Freikarte auf keinen Fall, wie sich ein jüngeres Comitémitglied in etwas holpriger lateinischer Rede die Bemerkung zu erlauben gedrungen fühlt) oder soll man sich der böswilligen Tagespresse aussetzen. Es ist ein schwerer Kampf, aus dem der Bote endlich den Entschluß fortträgt — „daß und waßmaßen, und alldieweil man den Bittsteller gewissermaßen für einen Herren von der Feder halte, er als solcher zu betrachten, und ihm

der Eintritt gegen Erlegung von fünf Gulden zu gestatten seie." —

Kaum ist dieser kitzliche Fall erledigt, als der Abgesandte eines großen Kaffeehausbesitzers eine Karte für den Herrn und seine Tochter verlangt. — Es ist ein großer Moment. Das starre Erstaunen des Comité's, dessen Nasen sich so verlängern, daß die Nasenquetscher haltlos herabrutschen, spricht mehr als hundert Actenbände. Ein Kaffeehausbesitzer wagt es mit seiner Tochter, die noch dazu sich des Geschäfts annimmt, und manchmal an der Kasse ihres Vaters erscheint, in Gesellschaft von Advokaten und ihren Schreibern erscheinen zu wollen.

Es ist eine so entsetzliche Frechheit, daß nicht einmal ein lateinisches Wort dafür aufzutreiben ist, und das Ansuchen in Kürze abschläglich beschieden wird. Und wie schwer wird diese abschlägliche Entscheidung dem Comité, welches in pleno recht gut die liebenswürdige Kaffeehauserbin kennt, und im Einzelnen schon so manchen Sehnsuchtsblick auf sie warf, wenn sie in den letzten Tagen des Monats die verschiedenen Melangen mit ausgedehnten Kipfelzulagen in ihr Buch trug. — Aber was hilft das — ein Jeder vom Comité ist hier „Brutus", er darf kein Herz haben, und das Geld, was mit schnödem Kaffee und Zucker verdient wird, kann sich nicht mischen mit dem, was durch Tinte und Prozesse erlangt ist. Es ist ein ander Ding den Bauern die Kuh zu melken, während sie darum streiten, als neben

sich im Ballsaal einen Kaffeewirth zu haben, der seine Milch von den Bauern ohne Prozeß bezog.

Das Comité hat sich indeß kaum von der schrecklichen Zumuthung erholt, als ein neuer Abgesandter erscheint, der eine Karte für eine gefeierte Sängerin und deren Gemahl verlangt. Man fühlt sich nun in seiner Würde zwar hoch erhaben über eine Sängerin, aber was will man machen. Man stellt ihr und dem Herrn Gemahl gnädigst die Karte aus, und beschließt erst später, als ein spitzfindiger Kopf bemerkt, daß der Gemahl mehr dem Handelsstand als dem Jus angehört, diesem nur zu erlauben, daß er seine Frau bis an die Thür des Ballsaales begleite, dort aber umkehre, und das Heiligthum der Themis nicht betrete, obgleich doch die Themis mit dem Merkur so nahe verwandt ist. — Das Comité beschließt sofort in unendlicher rechtskundiger Weisheit und Galanterie, den Mann davon in Kenntniß zu setzen, was indeß die Polizei veranlaßt, die Gültigkeit des ertheilten Entrees zu garantiren, und dem Comité außerdem eine Menge bitterschmeckende Zeitungsartikel einbringt, auf die der Vorstand in der allgemeinen Augsburger antwortet, und den Artikel Graf X—Präsident unterschreibt, unter welchem Titel sich die Redaction natürlich einen ehrwürdigen Ministerialpräsidenten dachte, und erst später belehrt ward, daß es sich um einen noch nicht ganz aufgewachsenen Comitépräsidenten handle.

Was sollte aber sonst der Vorstand bei so bewandten Umständen thun? Wo ist das Recht und der Rechtsboden,

wenn man vom Juristenball nicht einmal einen anständigen Mann ausschließen, und die Polizei dessen Eintritt erzwingen kann? Bei diesem rathlosen Zustand der Dinge ist es den Juristen nicht zu verdenken, wenn sie für nächstes Jahr einen streng juristischen Ball zu geben sich vorgenommen, und den Plan dazu bereits ausgearbeitet haben.

Nach demselben hat ein Gerichtsdiener alle Einladungen zu besorgen, und die Karten werden in Form von Wechseln ausgestellt, deren Acceptanten am betreffenden Ballabend als nichtzahlend verhaftet, und in den Wechselarrest nach dem Sofienbadsaal abgeführt werden. — Polizeidiener bewachen den Eingang und serviren bei Tafel. In den Nebenzimmern sind verschiedene Bänke aufgestellt, auf denen man bis zu fünfundzwanzig Gefrorne verabreicht. Der Saal ist mit Acten decorirt. Das Orchester läßt seine Melodien von einem mit Blumen geschmückten Hochgericht ertönen, bei dem Strauß seinen neuesten verunglückten Walzer „Wer gut schmiert, fährt gut" dirigirt.

Am Buffet ist eine elegante Guillotine aufgestellt, welche kalte Küche servirt.

Beim Cotillon werden zwei fette Bauern einen Prozeß tanzen, und dabei von ihren Advokaten nach und nach ausgezogen, bis sie endlich in feenhaften Kostümen dastehen, und ein pas de deux ausführen, worin sie pantomimisch ausdrücken, welche Erleichterung die Juristen ihnen verschafft haben, kurz es wird reizend und ganz juridisch werden.

Leider ist die schimmernde Rolle, welche das Ballcomité einige Tage gespielt, und welche am Ballabend ihren höchsten Glanzpunkt erreichte, bald zu Ende, und die Zeit der schrecklichen Repressalien der Abgewiesenen beginnt. Manches Ballcomitémitglied möchte sich dann wohl aus Verzweiflung in sein Tintenfaß stürzen, denn die, auf welche er einen Tag lang aus stolzer Höhe herabsah, lassen ihn jetzt Jahrelang ihre Rache fühlen.

Trotz solchem warnenden Beispiel regt sich kurze Zeit darauf unter den Jünglingen Merkurs der Ballgeist. Ein Comité taucht plötzlich auf, wo man es am wenigsten erwartet, und die Jünglinge des Handels trachten nebst der eigenen Glorie noch Rache zu nehmen an den übermüthigen Juristen.

Hatte die Halbgöttin mit Schwert und Waage keine Gnade, so soll dieselbe mit Elle und Waage auch kein Erbarmen haben.

Obgleich nun das Handelscomité schwarzen Frack und weiße Weste ebenfalls für unerläßlich zur Begründung seiner Würde hält, so hat es doch ein jovialeres Aussehen, denn der Kaufmann erlaubt sich eine kühnere Frisur, und was die Form und Farbe der Cravatte betrifft, da hat er den Juristen längst aus dem Felde geschlagen.

Aber auch ihm wachsen die Dornen ellenlang unter den Ballrosen hervor. Rache ist zwar süß, süßer als Zucker und Syrup, und jeder abgewiesene Jurist ist gewissermaßen als ein Centner Zucker zu betrachten, dem die saure Ab-

weisung als Citrone beiliegt, und der sich nur in einen Kessel voll heißen Wasser zu stürzen braucht, um einen Rachepunsch herzustellen, zu dem nur noch der Rum fehlt. Aber mit der Abweisung der feindlichen Partei ist es nicht allein gethan, denn auch die Salamischneider und Apfelsinenhändler, die Gipsfiguren- und Brillenverkäufer behaupten dem Handelsstand auzugehören, und die lassen sich nicht so leicht abweisen, als die natürlichen Feinde vom Jus. Hier hat das Comité einen schweren Stand und muß viel hinunterschlucken, Persönliches und Nichtpersönliches und am Ende froh sein, beim sothanen Stand der italienischen Frage von den Salamischneidern nicht in dünne Scheibchen, das Viertelpfund zu zehn Kreuzern, zerschnitten zu werden.

Kaum ist dieser Sturm abgeschlagen, so erscheint ein anderer viel gefährlicherer Feind, ein Amazonenheer, denn sämmtlich Kaffeehauskassiererinnen verlangen mit Ungestüm Entree. Sie behaupten und beweisen, daß sie dem Handelsstand angehören, und das Comité kommt dadurch in die schlimme Lage, gewissermaßen sein eigen Fleisch und Blut zu verleugnen. Hat schon, im Centrum von der italienischen Handelsarmee, und in der rechten Flanke vom Amazonenheer angegriffen, das Comité einen harten Stand, so wird die Sache noch schlimmer, als plötzlich ein neues Armeekorps gegen die linke Flanke anrückt. Es sind dies die Söhne Israels, jene leichten irregulären Truppen ohne Soll und Haben, die Banddragoner und Stricknadelkosacken der Armee, die eben so gut ihren Esprit de Corps haben, als

die schwere Ellenreiterei der Leinwand und Seide, und hinter ihnen, fast im Rücken der Comitéstellung, erscheint die alte Garde vom Tandelmarkt, um am Gefecht Theil zu nehmen.

Das Centrum des Comité's wankt bei diesem Angriff, und man ist schon im Begriff, das Hauptquartier fünf Stunden rückwärts zu verlegen, als ein kleiner Napoleon im Comité ersteht, und durch ein Manöver der schweren Artillerie die leichten Truppen in die Flucht schlägt. Die große Bombe, welche er mitten unter die feindlichen Bundesgenossen wirft, ist mit „Elite" gefüllt. „Elite, nur die Elite der Handelswelt wird zugelassen." — Was ist aber Elite? soll man etwa nur die Fürsten der Börsenwelt einladen, was dem Ball beim Stand der Creditactien ein sehr kummervolles Aussehen geben würde, oder soll man auch jene zur Elite nehmen, welche den Kaffee und Zucker auch unter einem Centner verkaufen?

Kurz, schwer und mannigfach sind die Sorgen und Kümmernisse des Comité's, denn auch außerhalb der Ballgeschäfte setzen sich die Leiden fort. Anfälle der sämmtlichen Verwandtschaft, die nicht dem Elitehandelsstande angehört, um Ballbillets — höchst uncomitéwürdige Wischer der Prinzipale wegen versäumter Geschäftsstunden und Böcke. Abgeblitzte Visiten und nachträgliche Katzenjammer. Unerschwingliche Rechnungen für weiße Glacéhandschuhe und schwarze Lackstiefeln. — Schiefe Stellungen zum schönen Geschlecht, und noch viele solche Calamitäten entwickeln sich aus dem ehrenvollen Stand eines Comitémitgliedes.

Nach dem Ball geht die kummervolle Zeit erst recht los, denn jetzt hat Niemand mehr etwas vom Comitémitglied zu hoffen. Die Zeit der Vergeltung dauert lang und schwer. — Die Armen der Stadt sollten so und so viel Ueberschuß erhalten, und möchten nun so und so viel Deficit zahlen. Alles kaufmännische Talent wird dem Comité abgesprochen, weil es den Saal mit 1600 fl. zahlte, während ihn der Jurist für 400 fl. hatte. Der Walzer von Strauß, für den man 150 fl. extra Honorar zahlte, machte wie alle neueren Compositionen dieses unsichtbaren Meisters Fiasko statt Tanzlust, und das einzige Praktische war nur die Tanzordnung für die Damen, welche in Form eines Fischerkahnes bestand, eine zarte Anspielung auf den Heringshandel, der nach einem Ball stets einen großen Aufschwung nimmt, obgleich sich der Elitehandelsstand weniger gern mit Heringen zu befassen pflegt.

In der Art dieser beiden Comité's geht es nun durch alle Stände, bis zu den Fiaker- und Waschermädchenbällen herab, bis der Fasching vorbei und Jeder wieder „Herr von" ist — bis Wien wieder im alten Strom der Gemüthlichkeit fließt, aus dem es selbst die neue Lage der Dinge nicht herausbringen wird.

III.

Herrn Krawwes Reiſe in die Türkei.

Erzählt von ihm ſelbſt in Leipzig 1849.

„Nu ſiehſt de Scheidel, wie ich der damals von Leipzg fort nach Wien ging, das weeſte! — In Wien da hatte ich noch enne kleene Verladung nach Konſtantinopel zu beſorgen, un wie die fortging, da hawwe ich den Fuhrmann e Stickchen gebracht, weil ich gern ſehn wollte, wo egentlich der Weg nach der Derkei ging. Nu hat mer der Fuhrmann zugeredt, un hat geſagt, nu werſch och nich mehr weit, un ich ſollte doch die Gelegenheit benutzen un mir de Derkei beſehn! Da hawwe ich geſagt, ſ' is och wees Gott wahr ich were mitgehn, un wenns Geld nich langt ſo müßt er mer was pumpen Lehmann. Nu! hat der geſagt mer kennen uns ja. Nu ſin mer langſam fortgebummelt und ham viel ſchene Gegenden geſehn. Wie mer nu an de derkſche Grenze kommen, da hawwe ich den erſten Derken geſehn, das war e Grenzbeamter, der hat uns ſo von der Seite angelunſcht, daß merſch ganz eiskalt üwwern Rikken gelofen is, und ich hawwe jeden Ogenblick gedacht, er werd ſeinen krummen Säbel raus ziehn un mir den Kopp runter

haun, er hat awwer seinen Torban abgenommen un hat sich mit sein Schnupftuch en Kopp abgewischt. Uff en Kopp hat er dir awwer nich e Haar gehat, blos in der Mitte e Zopp. Hernach hat er zu uns gesagt: Allo, kehrüm, das heßt, er wollte e Zwanziger Drinkgelt ham, (weste das hatte er wahrscheinlich von de Oestreicher gelernt) ich dachte awwer damals er mente, mer sollten umkehren. Wie nu der Fuhrmann awwer erklärte, daß ich e guter Freund von ihm wär, un ich gab 'n e Zwanziger Drinkgeld, so lies er uns losen, un mer waren in der Derkei drinne. Das Leben in der Derkei is der nu spottbillig, denn weeste, de Derken derfen ken Schweinefleesch essen, un Schweine losen dort rum wie bei uns de Sperlinge; da ham mer nu den schensten Schinken um e halben Neugroschen gekost, un das is der e'gen, so e Schinken schmekt der als wenn mer die schenste Zikkaare derzu roochte, das kimmt awwer daher, daß se de Schinken an de Dekke hängen, un weil nu de Derken Tag un Nacht roochen, da wern die Schinken alle mit Tabaksroch geräuchert. Hernach derfen de Derken och kenen Wein trinken, da kost nu der Wein gar nischt! nu kannst de der denken wie mer gesoffen ham, sogar en Fuhrmann seine Ferde ham nischt als Wein getrunken. De Derken awwer, die trinken Kaffe un Doppel-Kümmel und die Baschas dreifachen Kümmel, drum heest mer sche och wahrscheinlich Kümmelderken! —

Wie mer nu nach Konstatinobel neinkamen, da war gerade Sonntag, un da ham mer die Derken gesehn wie se

mit ihren Harems spazieren gingen. Da hat der so e reicher Derke manchmal hundert un och zweehundert Weiber hinter sich her losen gehabt, un was mer am mesten gefallen hat, is das, wenn der Mann sei Schnuptuch hat fallen lassen, so is ene förmliche Keilerei untern Weibern entstanden, deshalb, wers ihm ufheben wollte. Hernach sin uns och viele Derken begegnet, die hatten Säkke uf en Bukkel, da hat was drinne gezappelt, un die Säkke ham se ins Wasser geworfen. Da hat mer der Fuhrmann erklärt, das wer enne derksche Scheidung; wenn sich nähmlich der Derke von seiner Frau scheiden läßt, so steckt er se in e Sack un schmeißt se ins Wasser. Ich kann der sagen, daß mer das unsinnig gefallen hat, un ich hawwe mer immer gedacht, das sollte mer in Leipzig och einführen. Uf emal, kimt der so e reicher Derke uf mich zu, un sagt, i was der Deifel Krawwes! was machst denn Du hier? ich denke der, der Schlag trifft mich, denn wie ich en recht besehe, is es mei alter Schullehrer Naundorf, der war der e Derke geworden, un befand sich recht wohl derbei. Nu sagte der, de kannst bei mer essen, des nahm ich denn och gleich an, un fragte den Fuhrmann, wo er einkehrte; der sagte in der blauen Kümmelbulle, gleich neben den drei Kristenköppen rechts am Opiummarkte, un fuhr fort. Ich awwer ging mit Naundorfen, der e Derke geworden war, zu Hause un hawwe e herrliches Mittagsbrod da gefunden. Statt Brod lagen große Stücken Schokolade uf en Tisch; un statt Rindfleisch, ham mer Karnarienvögel gegessen. Der Kaffe war

der so gut, wie du ihn in ganz Leipzig nich kriegst, der war statt in Wasser in der dicksten Sahne gekocht, da ham mer denn so e vierzig Tassen gedrunken und dann sagte Naundorf: so Krawwes! nu wolln mer emal meinen Harem besehn, awwer das sag ich der, mache mer kene schlechten Witze, sonst lasse ich Dich köppen. Nu sagt ich, se wern doch nich!? —

Wie mer nu in den Harem so rumgingen, da zehlte ich, daß das Luder zwei und vierzig Weiber hatte, awwer nischt gescheides drunter; das sagt ich ihm och; ja sagt er: sis och wahr, un hat geklingelt. Da kamen zehn Verschnittene, un zu denen sagt er: „schafft mer e mal des alte Gerumpel naus“ (damit mente er die Weiber) da ham die Verschnittenen die ganzen Weiber in e großen Wollsack gesteckt un hinten naus ins Wasser geschmissen. Hernach hat er 'n Geld gegeben, daß se uf en Markt gingen un andere kosten. Nu sagte Naundorf, jetzt wolln mer in de Kerche gehn, un da hat er sich siwe mal gewaschen (das thät er sonst nich gerne). Wie mer nu an de Kerche kamen, da warn der vier lange spitze Thürme, wie de Feifenröhre, un uf jeden stand e Küster, die man dort Derwische nennt un schrie aus Leibeskräften: Bum! Baum! Bum! Baum! — Da sagte Naundorf, das wär gelauten un se hetten kene Glokken und da müßten de Derwische Bum Baum schreien. Se brauchen awwer viel Derwische, denn wenn ener acht Tage gelauten hat, kricht er gewehnlich de Schwindsucht un geht druf. An der Kerchthüre mus nu

jeder seine Stiefeln ausziehn und muß barfuß in de Kerche gehn, was im Winter eklich sin mus. An der Thüre sitzt awwer e Stiefelwichser, der heest der heilige Stiefelwichser, der zieht den derkschen Offizieren de Kanonenstiefeln aus un putzt se, derweile die beten. Wenn nu die Derken in de Kerche treten, da machen se e halben Mond, wie de Katholiken 's Kreutz machen, den Hut behalten se awwer uf. Nach der Kerche sagte ich: „na adje Naundorf, nu will ich en Fuhrmann suchen." Adje! sagte der, komm bald widder. Jetzt ging ich un ging un kam immer widder uf denselben Fleck hin, das machte awwer, weil die Straßen alle wie e halber Mond gebaut sin. Endlich frag ich der so e Derken, wo de blaue Kümmelbulle is, da brüllt mich der an: „nik versteh Kristenhund!" de kannst der denken wie ich da erschrocken bin. Jetzt lof ich der un lose immer in e halben Mond rum, das mer ganz drehend wurde; endlich setze ich mich uf enne Treppe un denke des is enne schene Geschichte, denn jetzt fiel mersch erst ein, daß ich ja ke Wort derksch konnte. Wie ich nu so dasitze bleibt uf emal Ener stehen un sieht mich an, un sagt: ja der Deifel, is das nich Krawwes aus Leipzig? ich sehe mern recht an, un wees Gott, 's war der Schuster Stikel. Nu die Freede, der wußte glücklicher Weise de blaue Kümmelbulle un führte mich hin. Dort erzehlte er mer, daß es en ziemlich schlecht ging, denn de Derken trügen mestens Pantoffeln und da wer nischt derbei zu verdienen; wenn er nu e paar Pantoffeln fertig hätte, da kofte er sich enne Portion Rindflesch

mit Opium, der wird nähmlich dort so kekocht wie hier Rindfleſch un Reis, un wenn er das gegeſſen hatte, so ſchlief er vier bis fünf Wochen druf, hernach macht er widder e paar Pantoffeln un denn gehts widder so. Nu bin ich mit en ins Speiſehaus un hawwe mer och enne Portion Rindfleiſch mit Opium geben laſſen, denn ich wollte doch wiſſen wie es ſchmeckte. Ich ſage der 's war delicat, so, das ich noch enne Portion aß, bei der zweeten war ich awwer so müde, daß ich kaum bis in die blaue Kümmelbulle kommen konnte, dort legt ich mich in den Fuhrmannswagen un hawwe zwölf Wochen geſchlafen un bin derweile im Schlafe bis nach Leipzig gefahren, wo ich erſt ufwachte wie mer im Brühl waren, weil da 's Flaſter gar ſo ſchlecht is.

IV.

Der Stadtrichter von Rabenau.

Zu den früheſten Zeiten wurden in Sachſen aus jeder Stadt Abgeordnete gewählt. Nun iſt Rabenau bei Dresden auch eine Stadt, die Rabenauer behaupten es wenigſtens, obgleich ſich die Schuljugend auf dem Marktplatz im Graſe herumwälzt, und Rabenau hatte alſo auch das Recht, einen Abgeordneten zum Landtag zu wählen.

Der Kaufmann Mäder war ein „Luder", wie man im Wirthshaus ſagte: der konnte alſo nicht gewählt werden. Der Müller? Das war erſt ein „rechtes Luder" — alſo auch nicht — den Schulmeiſter brauchte man — den Paſtor auch — der Schmid war „auch ein Luder" — und der alte reiche Ehrlich ſagte nicht gern viel und fing lieber Forellen, als daß er ſich ins Ständehaus ſetzen wollte. Jetzt war noch der Stadtrichter da, der war reich, geizig und hielt auf Rabenau, als ob es Wien oder Berlin wäre; er hatte einmal in der Mühle beim Bier geäußert: „die Großen wären Luders", war alſo entſchiedener Volksmann, zudem war ihm in der letzten Zeit ein ausgeſchlachtetes Schwein geſtohlen worden, ohne daß man die Diebe ent-

deckt hatte; dies Alles wirkte zusammen und — er ward gewählt, mit drei Thaler Diäten des Tages.

Jeder andere hätte sich nun in Dresden ein Zimmer gemiethet, hätte gefrühstückt, wäre ins Ständehaus gegangen, hätte dann auf der Terrasse gespeist, das Theater besucht u. s. w. Aber der Stadtrichter von Rabenau war nicht der Mann zu solchen Ausschweifungen. Ein tüchtiges Butterbrod in der Tasche und die Stiefeln am Stock auf dem Rücken, marschirte der wackere Volksvertreter alle Morgen die drei Stunden nach Dresden hinein, und Abends wieder heraus. Wenn er drin ja Mittags essen mußte, so ging er lächelnd an der Terrasse vorüber und zum Gastwirth Mange. Da speiste man für fünfzehn Pfennige, zwar unter Schiffern und Steinmetzen, aber was kümmerte sich der Magen darum, wenn der nur gefüllt war.

Der Stadtrichter war auch eines Tages muthig hineinmarschirt, die Hosen hinaufgeschlagen bis ans Knie, denn es hatte tüchtig geregnet und war sehr schmutzig; durch Nebengäßchen und Durchgänge war er glücklich bis ins Ständehaus gekommen, und zog nun, wie alle Morgen, hinter der Thüre seine Strümpfe und Stiefen an. Hierauf langte er eine Bürste aus der Rocktasche und entfernte alle Schmutzflecke sorgfältig von Rock und Hosen; dann fuhr er mit derselben Bürste einigemal durch die Haare, und stand nun da, glänzend wie nur ein Volksvertreter dastehen kann. Nachdem auch der Hut einigen Strich erhalten hatte, nahm er denselben auf den Rücken, und ging stolz

beim Portier vorbei, der ihm das Vorzimmer zum Sitzungssaal öffnete. Hier blieb er aber wie eingewurzelt stehen, denn es bot sich ihm ein Anblick dar, der ihn vor Erstaunen sprachlos machte.

Es hatten nämlich sämmtliche Abgeordnete ihre Ueberschuhe hier abgezogen, und von Ueberschuhen hatte der Stadtrichter von Rabenau bisher noch keine Ahnung. Der Verblüffte glaubte daher nichts Anders, als die Abgeordneten hätten ihre Schuhe ausgezogen und verhandelten in Strümpfen.

Nachdem er etwas hin- und hergesonnen, leuchtete plötzlich sein Gesicht auf, und er äußerte pfiffig: „I' wird gewiß was Wichtiges verhandelt!" Ruhig setzte er sich auf einen Stuhl und zog seine Stiefeln aus, die er neben die Thür stellte; dann öffnete er die großen Flügelthüren und schlich leise auf den Zehen hinein in den Sitzungssaal.

Der Redner, welcher so eben sprach, ward durch das Geräusch der Thüre etwas gestört und drehte sich nach dem Eintretenden um; statt aber in seiner Rede fortzufahren, brach er in ein lautes Lachen aus, welches die Versammlung in großes Erstaunen versetzte. Als aber die Blicke Aller denen des Redners folgten, so brach von Gallerie und Saal ein solches Gelächter los, daß Fenster und Kronleuchter zitterten.

Wer hätte auch nicht lachen sollen über den armen Stadtrichter, der dastand ein Bild des Schreckens und der Verwunderung, die Füße seiner Herren Collegen anstarrend, an denen er statt der Strümpfe glänzend-schwarze Stiefeln

erblickte. Plötzlich drehte er um, und hinaus stürmte er, die Flügelthüren mit donnerndem Krachen zuschlagend; beim Portier vorbei flog er die Treppe hinab, dieser ihm nach, denn er hatte ihn nicht erkannt, und glaubte, es sei Einer, der ein paar Stiefeln ausführen wolle; als er aber seinen Irrthum einsah, ließ er ihn laufen. Fort lief der Volksvertreter, und nicht einmal seine Strümpfe zog er aus, bis er sich in Rabenau aufs Canapee warf und sagte: „Da muß der Teufel drin sitzen."

Klug genug war er, um Niemandem ein Wort von der ganzen Geschichte zu sagen, aber ein Unglück kömmt selten allein.

Meister Eger der Schmid war auf der Gallerie gewesen und brachte die Mähr mit nach Rabenau, und als am Sonntag der Stadtrichter mit dem Pfarrer, Schulmeister und Kaufmann im Wirthshaus beim Spielchen saß, und das junge muthwillige Volk plötzlich leise, leise in Strümpfen zur Thür hereinschlich, da wurde er blaß und drückte sich durch die andere Thür hinaus unter dem Gelächter der Rabenauer.

Aber wer zuletzt lacht, lacht am besten; der Landtag hat dem Stadtrichter zwei schöne Felder, vier Kühe und neuen Schubkarren eingebracht.

V.

Wehncke's Spazierritt.

Wehncke sitzt mit einigen Freunden bei „Wettern" am Fenster. — Plötzlich sagt Wöllkens: „Wat Düwel! da geht de lange Steuermann Jost un hinkt pannig, was muß he wohl 'macht ham?"

„He is all spazieren ritten un dahl fanen," sagt hierauf Wehncke.

„Na," entgegnet Wöllkens, „wie kann he sich denn och uf en lebendig Pferd setzen. En Seemann muß nur uf en Karrosseel reiten, sonst geht dat scheep!"

„Ja," sagt Wehncke, „dat is nu enmal so 'ne Liebhaberei von de Seelüt. Reiten muß se, wenn se an Land kommt. — Ick habe ock noch meinen lahmen Fuß von so 'n Spazierritt."

„Was?" Du bist ock [e]nmal reeden?" fragen Alle, „Wehncke, dat mußt Du uns vertellen!"

„Na, dat kann ick wohl," sagt Wehncke und beginnt.

„Als ick als Untersteuermann uf de Seemaid fuhr, gingen wir meistens von hier nach Buonesaires — Holz haben wir hin un Ochsenhüt her führt. Nu wollt mir uns

enes Sonntags dort en rechtes Vergnügen machen. Ick un der olle Starke, der damals Oberstürman un en panniger Kerl war, wir spekulirt so hin und her, wat wir wohl angiebt. Dunnerslag! sagt der Starke, ick weeß, wat wir thun. Wir machen uns ganz fein un reiten spazieren! Nu, ick war mit dem Vorschlag zufreden, un um mich recht fein zu machen, sag ick zum Captain, der mein Vetter war, Captain, Du mußt mi heut euren Schwanztackel (Frack) leihen! Na, sagt der, willt Du en Kindtauf mitmachen? — Ne, sag ick, wir wollt spazieren reiten. — Junge, Junge, sagt da de Captain, dat is nich so leicht, as Du denkst! son Peer is 'n vertüweltes Thier! dat geiht hin wo's will, un wenn Du es zehmal zu Osten anliegen läßt, es geiht doch nach Westen. Ick kann davon vertellen, denn ick wollte mal von Hamburg nach Neumühlen reiten un bin uf'n ollen Steenweg unner de Juden kommen, wo ick zwanzig Märk for Gläser bezahlen mußte. —

Na, sag ick, haben wir das grote Schipp da her bracht, so wollt wir ock mit so'n Thier zurecht kommen.

Wie Du willt, mein Junge, sagt der Captain, awwer nimm mein Frack gut in Ocht!

Nu machten wir uns aber pannig fien. — Erst wurde rasseeren, dann ene withe Pücks (weiße Hose) antreckt, dann heft wi en Paar stiebe Klüvers (Vatermörder) upsetzt, hernach de Schwanztackel, un zuletzt de Schrufen (Schraube, Hut) uf 'n Kopp. — Mit en Wort, en Paar siene Kerls

sind wer weest, nur daß mir 'n Captain sein Schwanztackel reichlich zu weit war.

Na, dann sin wir in de Stadt gahn, wo wi uns freseeren lassen, was en spanischen Daler kost hat — aber wir hatt uns nu enmal sien maken wollen.

Dann sagt der olle Starke, nu dürft wi vor allen Dingen nich merken lassen, daß wir Seelüt sind, sonst geben se uns de schlechtesten Peer (Pferde), die da sin. — Wir müssen deshalb mit de Feet ruhig stahn un nich hin un her wackeln als ob dat Schiff schlingerte.

Wir gehn also ganz steif wie ein Englischmann zum Peerleiher un sagen: Goddam, wi wollt reiten!

Der Peerleiher hat uns von de Seite anguckt un hat wahrscheinlich meent, wi sin e Paar Lords oder so was — dann hat er uf Englisch zu sein Knecht sagt: Dick, bring mal Nummero ses un seeben rut, de wird wohl nochmal gahn.

Nu haben se de Peer bracht un wi wollt an Bord gehn. Ick stell mein Fuß in de Fallrep zu Backbord, un will eben dat annere Been beim Kopp vom Peer überholen, da merke ick, daß ick mit'n Gesicht achter nach'm Steert (Schwanz) zu sitzen käm, un de Peerleiher un sein Knecht lacht un sagt: Stürbord müßt se upgahn. Stürbord!

Gut, wir gehen also Stürbord an Bord un wie ick kaum sitze, is das Erste, das ick achter mich nach'm Stüer

greife, ick finde aberſt keen Stüer und ſag zu Starken: na, nu, mit was wird denn das Thier ſtüert? (geſteuert.)

Na, ſagt der, kick da vorn de zwee Taue, die's ins Maul hat. — Wat, mit dr Klüverſchooten wird das ſtüert? Na, nu hol di jo nich up! ſag ick, ſo was is noch nich da 'weeſt!

Wie wir nu eben fort wollen, fallt mir bei, nach'm Anker zu ſehn. Ick kick um und um, un finde keen Anker. Jo, Starke, ſag ick, is jo keen Anker an Bord, was ſoll denn werden, wenn wi vor Anker gehn wollen? — Ja, ſagt Starke, dann müſſen wir uns wo feſtſegeln. — Nee, ſag ick, d'ruf! Ick hole den Dracken aus'n Boot. Ick alſo widder 'runter und loofe nach unſerm Boot, wo ick den lütten Dracken un ſo e zwanzig Faden Tau nehme un will nu widder an Bord von das Peer, das geht awer nich ſo, denn wie ick de Klüverſchooten in de Hand habe, da mächt das Vieh en Compliment mit'n Kopp, daß ſe dahl fallen un dann geht es immer über Stüer in Ring rum, bis de Peerleiher es feſthalten hat un ick widder an Bord klettern konnte.

Nu gingen wir endlich unter Segel. Na, Kinders, das war das erſte und ooch das letzte Mal in meinem Leben, daß ick uf'n Peer geſtiegen bin. Een recht rankes Boot in eine Böö uf de Oſtſee is noch een Spaß gegen das Schlingern un Stampfen. Starken ſien Schraube is gleich vom Anfang dahl fallen un wie he ſich noch umkicken wollte, ging he beinahe über Bord. Een Geſicht

hat he macht, als wenn he een großen Anker verschluckt hätte.

Nich lange hat es gedauert, so is meine Schraube ooch über Bord. Ick aber denke d'ruf, de soll ick wohl widder haben un lasse meinen Anker fallen. Der Anker muß ja aber dem Peer uf'n Fuß fallen, un des nu mit mir durch, wenigstens fünfhundert Knoten in der Stunde. Mein Anker konnte nich Grund fassen, weil das Straßenpflaster zu glatt war, un nu hol di jo nich upp, den Markt dahl, durch de Appelsins, de Melons un de Eierkörbe, un der Anker achter nach wie een verrückter Angelhacken uf'n Mackreelenfang, un von alle Seiten wollten se mich packen un griffen nach die Steerte von dem Schwanztackel, die se natürlich in die Hände behielten. So kam ich aus de Stadt, wo der Anker in een Stacket endlich Grund faßte, wonehm das Peer aber so pannig über Stüer schwenkte, daß ick an eene halbe Seemeile wegflog un ganz dämlich liegen blieb, als hätte mich 'ne Dünnung an den Strand geworfen.

Wie ick endlich meine fünf Sinne zusammengeschlieft habe, höre ick eene Stimme ganz hölliſch zu fluchen un lamenteeren. Ick kick mich um, un sehe an 'n großen Caktus een Peersattel, und aus dem Stachelwerk dahl, zwee Beene, die nach dem Himmel kicken und da denke ick mir, sull dat nich Starke sein? Un richtig, he war es — de Sattelgurt is platzt, he mit seinem Sattel koppüber in den Caktus und sein Peer fort nach den Cordilleren. Ick habe ihn mit'n Messer rausschneiden müssen und he war achter

von die Stachels so ruinirt, daß he acht Tage nicht sitzen konnte. Die Pücks hat achter ganz fehlt un da war das noch von Glück, daß he den Sattel hatte, den mußte er achter vornehmen, damit de Skandal nicht gar so arg war.

Wie wir nu nach mein Peer hingahn, da liegt dat Dos dort up de Siet un steckt de Zung all so lang ut 'n Maul un war kreepert, weil ihn das Ankertau den Hals zuschnürt hat.

Nu mußte ick mein Sattel ooch uf'n Buckel nehmen un den Draken dazu, und so sin wir uf großen Umwegen zum Peerleiher kommen, der uns utlacht hat. Die Peer heft wi zahlen müssen, zwee Dollar pro Stück, denn die sind d'rüben billiger als hier.

Wie wir an Bord kommen sind, hat der Captain noch en Mordspektakel wegen sein Schwanztackel macht. Ick hatte mir bei die Geschichte aber mein Fuß verstaucht un he is von de Zit an nich widder got worden.

VI.

Der Kaiser von China,

oder:

Vortheile eines sächsischen Briefträgerrockes.

(Aus den Reisefkizzen von Krawwes aus Leipzig.)

B—king, Drachenpavillon im Hofgarten.

Mei liewer Dalike! Nee, weeß Kott, 's is der ungglooblich, was mer Alles erleben kann, wenn mer e mal aus den alten Leipzig raus kommt. — De weeßt, daß ich schon in der Derkei manches mitgemacht hawwe, aber das is Alles nischt gegen die Abendeier meiner jetzigen Reese. — O du liebes Kottchen! Wenn ich nur erst widder von hier fort wäre. Awer der Kaiser läßt mich nich! — Warum? Das wirst de in Laufe meines Briefes erfahren.

Ich reeste doch also vor zwee Jahren fort un ging nach Amerika um e bischen Helden zu spielen. Ich hatte mer damals im Krimkriege e Patent als Major for zwee Dahler von e Engländer gekooft, das nahm ich mit, un lies mich in Neijork als Major enkaschieren. — Was machen awer nu die Luderſch, de Amerikahner, mit mir? Se schicken mich Kott weeß wohin in e Deboh, un ich muß, als

dummer Deitscher, for mei Regiment Knöppe an de Hosen nähen, — als Owerscht! Denke Dir!!

Eenes Tages da kommt nu mei Generalfeldmarschall un sagt: „Krawwes! hier is unsere Kriegskasse, wenn's finster is, gehn se dermit dorch, uf Nimmerwiedersehn. — 's sind noch zweehundert Doller drinne, das is for so en deitschen Schaafkopp wie Sie genug!" — „Dunnerwetter," sage ich, „da sind awer doch zweehunderttausend Doller drinne gewesen! wo sin denn die?" — „Das geht Ihnen nischt an," schreit der Jankieh, „Ordre parrirt, oder ich lasse se hengen." — „Nu nee," sage ich, „das können mer alleene besorgen, wenn's Zeit is — ich gehe ja schon. — Ich steige also uf mei Ferd un gehe dorch! — —

Wie ich nu so e paar Dage dorchgegangen bin, denke ich, na wo gehste denn egentlich hin? — Ja, da standen de Ochsen am Berge. — Da besinne ich mich endlich un denke: J! hier rum muß ja der große Salzsee sin! — Da sin de Marmonen: — Krawwes! denke ich, de gehst hin un werscht e Heiliger! — Weeß Kott! Der heilige Krawwes, das klingt gar nich schlecht. — Vorwärts also! —

Nu is Dir das awer eene närsche Sache in den Amerika. Wenn's da heeßt: „Hier rum is das und das, dann is es nich so, als wenn de zum Hallschen Thore raus gehst, un sagst, hier rum muß der Schwanteich sin, un ooch schon drinne liegst, wenn Du'n suchen willst. — Nee, das ist der gerade so, als wenn de vor 'n Hallschen Thore stehst un das „Hierrum" liegt bei Peterschborg oder Moskau. —

Ich suche der also weeß Kott zwee Monatte nach dem Salzsee, wie nach 'ner Stecknadel. Na, endlich finde ich 'n doch un steckte nu 'n Heiligen raus. — Ich hatte mer nähmlich in den zwee Monatten eene Predigt einstudiert, die war nich von Stroh. Na weeßte, schreien kann ich ja wie e Zahnbrecher, un das is de Hauptsache. — Ich reite also wie verrückt in de Marmonenstadt, und brülle „Ich bin der heilige Krawwes aus Leipzig" dann springe ich uf e Röhrtrog un donnere los un lüge'n vor, der Papst wäre mei Vater, un wollte 's Geschäft in Rom ufgeben, deshalb käme ich her un sollte mer e sechs bis acht Dutzend Weiber nehmen. — Na kurz, se geben mer dort eene Stelle als Heiligen un ich fange 'n nächsten Tag an zu heirathen.

Na, das muß mer uns lassen, feine Kerle sin mir Leipziger, die mit 'n Frauenzimmern umzugehn wissen. Ich hatte der also in den ersten vierzehn Tagen achtundvierzig Weiber. — Das Trauen ist zum Glück dort billig, denn jede Trauung kost zwee Neigroschen, un eene Scheidung funfzehn Fennige, da kann mer 's schon eher riskieren. — Awer, mei kuter Dalicke! Da kam ich scheene an! — Ich hätte doch schon damals genug kriegen können, wie ich mer in Konstantinopel e Harem angeschafft, un Naundorfen als Eunuchen angestellt hatte. — Denke Dir, es muß gerade acht Tage nach meinen Verheirathungen der Jahrmarkt fallen, un e Kerl mit Krinolinen kommen un de Putzmacherin Rosamunde Geislaub. Da überfällt mich meine achtundvierzigfache bessere Hälfte un will Jahrmarktsgeld

hab'n, un wie ich 'n nischt geben kann, reißen se mer alle Sachen vom Leibe, das ich splinterfaßennackig dastehe, wie damals in der Derkei, un denn gehn se zum Oberheiligen, daß der mich so lange schinden lassen sollte, bis ich Geld raus gäbe! — Denke Dir, ich sollte in so e Zustande, ohne jede Tasche, Geld rausgeben! — Nee, die Weiber ham awer ooch gar kee Einsehen! —

Na, sage ich, Krawwes, da hast de dich e mal widder in eene scheene Patsche gebracht! Nu kannste sehn, wo der liebe Kott e paar Hosen wachsen läßt. — Da fallen mer de Röcke von meinen Weibern in de Ogen. Ich nich faul, werfe mich in'n scheensten Staat, der da is, verkleede mich als Frauenzimmer, setze mich uf mei Ferd und reite dervon, immer so e Hundert Meilen gerade aus. — Endlich treffe ich eene englische Familche, die nach Neijork wollte un eene Amme suchte. Was thue ich? de Noth saß mer uf'n Hacken, ich vermiethe mich als Amme, stecke zwee Schnabsflaschen voll Milch in'n Busen, un lasse das Kind trinken. — So kommen mir nach Neijork. Dort spielte ich meine Rolle fort, bis sich endlich der Kutscher in mich verliebte, mich e mal umarmt, un mir dabei de Flaschen zerbricht, so daß de Milch in Strömen runter lief. De Herrschaft, welche dazu kommt, läßt gleich 'n Doctor holen, un wie es da raus kam, daß ich gar kee Recht zur Amme hatte, schmissen se mich de Treppe nunter un schleppen mich dann uf e Schiff, wo se mich als Schiffsjungen verkooften.

Nu denke Dir, ich in meinen alten Tagen als Schiffsjunge. — Ach, Herr Cheefes, die Keile, die ich da gekricht hawe. — Von Neijork bis B — king in Kiehna, wohin unser Schiff ging, nischt als Keile, un warum? — weil se dachten, ich wäre e Berliner, denn de Berliner kriegen, wenn se zur See gehen, erstens Keile als Schiffsjungen, un zweetens extra Keile, weil se Berliner sin, un immer so viel Wind machen, daß de Segel bald platzen. Wie ich nu sagte, daß ich e Leipziger wäre, da kriegte ich widder Keile, daß ich das nich gleich gesagt hätte, un denn liefen se mich in Ruhe.

In B—king bummle ich nu so rum, trinke mei Töppchen Thee un besehe mer de Kiehnesen in aller Gemüthlichkeet, wobei ich endlich raus kriege, daß es dort gerade so is, wie bei uns in Leipzig. — Eenes Tages hawe ich nu eben meine zwee Töppchen Thee getrunken und hatte beinahe e kleenen Rausch, als es mit eenem Mal heeßt, seine Machees steet der Keiser kommt. De Köppe runter! Mit 'n Nasen uf de Erde! — Ich will mer awer doch 'n Keiser e bischen ankuken un schiele so von der Seite, da haut mich so e Mandarine oder e Bagode mit e Bambus von e Fuß im Durchmesser üwern Buckel. — Na, schreie ich, Kott verdupple mich, is das eene Manier, mit e leipziger Bärger umzugehn? Ich wäre es gleich 'n sächschen Gesanden sagen, denn habt er de sächsche Flotte hier un sollt bombardirt wär'n daß euch de Ogen üwergehn! —

Da dreht sich der Kaiser ganz erschrocken um, un sagt so was wie King-kang-hu-se-kra-wes zu seinen Gefolge, worauf die Platz machen un mich gehn lassen. — Wie ich mir nu noch 'n Buckel von den verfluchten Bambus reibe, kommt so e Mandarine uf mich zu un winkt mir mitzukommen. — „Na," sagt mei Steiermann, „Du sollst mitgehn. — Na, Krawwes, die Tusche!" — „Ach, was thue ich mit Tusche," sage ich. „Ich habe e Stickchen zu Hause, da reibe ich schon seit zehn Jahren davon ab. — Was soll ich also mit Tusche? Ich bin ja kee Maler." — „Nu nee," sagt der Steiermann. „Die Tusche kriegst de mit 'n Bambus, weil de 'n Keiser angesehn hast. — Reib der nur 'n Buckel ein!" — „Herrkott!" schreie ich — „Wo wohnt denn hier der sächsche Gesande — der muß sich neinlegen." — E sächschen giebt's hier gar nich," sagt der Steiermann. — „Na, denn is vielleicht eener von Weimar da, oder von Altenburg, oder von Reis, Schleiz, Kreizdunnerwetter," schreie ich wüthend — zu was sitzen denn überall de Gesanden rum, wenn se eenen hier bambussiren können wie se wollen? — Is denn gar kee Gesander da?" — „Ich will der e kuten Rath gaben," sagte der Steiermann. „Siehst de, de bist doch e Sachse, nu nimm eene Angelruthe in de Hand, denn bist de e Angelsachse, un denn muß sich der englische Gesande Deiner annehmen."

Indessen wurde der Mandarine ungeduldig un zuppte mich am Aermel, so daß ich wohl oder übel mit mußte. — Er führte mich ins Schloß, wo mer durch so e zehn Höfe

gingen un endlich in 'n keiserlichen Pallast traten, der ganz von meißner Porzellan gebaut is. Wir traten in e großen Saal, wo der Thron stand — ooch aus meißner Porzellan, mit blauen Blumen un Gold un unten zwee blaue Schwerter dran. — Nu haute der Mandarine uf de Dam Dam, oder wie das Ding heeßt, wo se im Theater immer so e Schkandal dermit machen. Daruf marschierte de Tigergarde uf. — Nee, ich sage der, so was hast de in Deinen Leben nich gesehn. Die Kerle waren alle als Tiger angezogen, weiß mit braunen Streefen, spitzen Ohren un langen Schwänzen. So marschierten se uf allen Vieren rein, un ich hätte mich halb krank lachen können, wenn ich nich so viel Angst vor de Keile gehabt. Denn kamen de Bagoden un Mandariner, die hielten alle de Zeigefinger in de Höhe und wackelten mit den Köppen rüber un nüber. An ihre langen Zöppe hatten se große Klingeln gebunden, was recht hübsch klang. Endlich kam der Keiser. — Wie er reintrat, fiel Alles uf de Nase. — Ich zu meiner Verwunderung ooch mit, weil mer zwee Zeremohnienmeesterschen de Beene von hinten mit e paar Hackenstöcken weggezogen hatten. — Ich wollte eegentlich schimpfen, hielt awer doch's Maul, weil ich dachte, nee, es wird so schon Keile genug setzen.

Wie mich der Keiser nu sieht, da sagt er was, un da fängt Alles an uf'n Bauch naus zu kriechen. Das war der zum Schäckiglachen. Die dicken Mandariner krawwelten an der Erde rum, gerade als wenn se schwimmen lernen

wollten. — Es ging dem Keiser awer e bischen zu langsam, deshalb sagte er nur knal-leh-pam-pum — da fingen e paar Kammerherren an, mit langen Bambussern uf de Kriecher los zu hauen, un nu hättest de sehen sollen, wie geschwinde die naus krochen. — Wie der Saal ganz leer wur, winkte mir der Kaiser zu sich. — Ich rücke nu näher un denke der Schlag soll mich treffen, wie der Keiser uf eemal in reensten Deitsch zu mir sagt: — „Heernse mei Kuter! Sin se nich Herr Krawwes aus Leipzig?" — „Macheesteet," schreie ich ganz erschrocken. — „Ach was, Macheesteet," sagt der Kaiser lachend. — Mir sin jetzt unter uns, da lassen se den Unsinn bei Seite. — Sehen se mich e Mal genau an. — Kennen se mich denn gar nicht mehr?" —

Ich kuke mir also seine Macheesteet genau an, schreie endlich: „Nee is es denn Menschen möglich — J! Weeß Kott! Das is ja — — —" — „Bscht!" schreit der Keiser, indem er mir's Maul hält — „daß Keener hier meinen Namen erfährt, sonst bin ich keene Minute mehr sicher." „Awer Dreh — — —" — „Bscht! — Ich lasse se weeß Kott gleich bauchschneiden" — sagt der Keiser ängstlich. — „Nennen se mich Müller, da soll mich der Deibel finden, awer nur nich Drehhahn." —

Na, Du besinnst Dich doch uf den Briefträger Drehhahn, der vor finf Jahren mit zwee Geldbriefen in Leipzig verschwand! — Siehste, den finde ich der als Keiser von Kiehna. — Ich sage es immer, de Leipziger sin Blitzkerle, die bringens Alle draußen zu was. Nur in Leipzig selber

trauen se enander nischt zu. Nu mußte ich erzehlen, wie ich nach Kiehna kam. Der Keiser wollte sich halb todt lachen, wie ich'n erzehlte, daß ich zwee Monatte als Amme gedient hatte.

Als ich mit meinen Abendeier fertig war, fragte ich: „Awer nu sagen se mer doch, mei Kuter, wie kommen Sie denn zu der Stelle?" — „Ja, sehn se, mei lieber Krawwes, das habe ich se blos un blank nur meinem gelben Briefträgerrock zu verdanken, der mir wirklich zu meinen Fortkommen recht behilflich gewesen is. Se ham mich ja recht kut als Briefträger in Leipzig gekannt un manchen Brief von mer gekricht. — Nu trage ich e mal im Frihjahre Geldbriefe aus un verliere Sie eenen mit dreitausend Dahler! — Na, mei Schreck! Ich denke, wenn de das ersetzen sollst, denn ziehn se der finfunzwanzig Jahre deinen ganzen Gehalt ab, un da kannste von Hanfsamen leben, wie de Kanarichenvögel. Da is es doch gleich besser, de nimmst ausgewachsenen un gedrehten Hanf un hängst dich dran. Da ich gerade uf der Gerbergasse war, so koofe ich mer e Strick un gehe zum Thore naus, um in's Rosenthal zu gehn, un mich aufzubummeln. Wie ich nu so draußen stehe un Abschied von der Welt nehmen will, denke ich, i, de willst doch erscht noch eene Gose trinken. Ich stiefele also nach Eutritsch naus un trinke eene, zwee, drei Gosen, un denn gehe ich in de Kimmelapotheke un trinke enige Kimmel un esse eene Knackworscht.

Da kommt Eeener rein und sagt: „In der Stadt suchen se e Briefträger, der seit drei Stunden mit zwee Geldbriefen fehlt, sin Sie das vielleicht?" — „Nee," sage ich, „das is Müller." — „Na, was machen Sie denn hier hausen?" fragt der. — „J," sage ich, „der Postdirektor und de Sekretare ham mich raus geschickt, ich soll hier Knackwärschte for se holen." — Denn sage ich zum Wirth: „Geben se e mal finfunzwanzig Stick her, ich muß fort." Ich nehme also meine finfunzwanzig Knackwärschte, um keenen Verdacht zu erregen, und gehe. Wie ich uf der Straße bin, sehe ich e Schandarmen um de Ecke kommen und ducke mich hinter e Zaun. — Da schreit der Schandarme: „Na! Es war doch eben e Briefträger hier!" Jetzt bist de verloren, denke ich. — Der verfluchtige gelbe Rock, den mer uf eene Stunde weit sieht, is mei Unglick! — Ich globe, der Deifel hat die gelben Röcke for uns Briefträger erfunden, damit keener durchgehn kann. Der gelbe Rock sollte awer gerade meine Rettung wär'n. — Wie nu de Natur spielt! — Es war justemank e großes Rübsenfeld am Wege, welches in voller Blüthe stand. Da kroch ich nein un war gerettet, denn der Deifel soll e sächschen Briefträger aus e Rübsenfeld raus finden! — —

„Sähn se, mei kuter Krawwes, das war de erste Hilfe, die ich von meinen gelben Rock hatte. Da nu gerade die Zeit der Rübsenblüthe war, so machte ich mich in den Feldern weiter un kroch so uf allen Vieren aus eenen Feld in's andere, bis ich nach Hamburg kam. Es war zwar

eene närrsche Reese und e bischen beschwerlich, awer sicher. Die finfunzwanzig Knackwärschte waren meine Rettung, sonst hätte ich müssen weeß Kott Rübsen fressen. — Das ging ganz gut, bis ich aus 'n letzten Rübsenfelde bei Hamburg raus kroch, da war's nu freilich mit meiner Verborgenheit alle. Es war gerade um die Mittagszeit, als ich aus 'n Rübsen kam. In der Stadt stand e Fabrikgebäude, aus dem de Leute eben zum Essen gingen, un ich sah, daß se alle hellblaue Hände hatten. Kottstrambach, denke ich, da is der geholfen. — Ich schleiche mich also nein, un tunke meinen gelben Rock in e blauen Farbenbottich, worauf ich'n maigrün widder raus zog. Nu lege ich'n in de Sonne und gehe hernach ganz gemithlich als Jäger zum Thore nein. Ich hatte noch e Brief mit finfhundert Dahler, davon bezahlte ich zweehundert uf e Schiff und fuhr noch selbigen Tag mit nach Kiehna. Die Reese ging ganz gut. Awer das Blaue, womit ich gefärbt hatte, war nich echt un mei Rock wurde immer heller und gelber, so daß de Matrosen sagten, der Sachse fängt an zu blühn. Un richtig, wie mer hier ankommen, is der reene Kanarichenvogel widder fertig, un ich denke, na da wird dich wohl de Bohlezeih gleich beim Schlafitchen ham.

„Wie ich an's Lande komme un so rum bumle, da bleibt Alles stehn un kukt mer nach. — Ich denke, na richtig, se wissen's schon. Uf eemal kommen drei Kerle mit großen Zöppen un Pfauenfedern uf'n Mützen, die fallen for mir uf de Knie un knu — jungten so was her. —

Aha, denke ich, daß sin Bohlezeihbeamte, die dich arretiren wollen. Daß se so höflich waren, wunderte mich nich, denn ich dachte damals noch, es müßte in Kiehna Alles umgekehrt sin, als bei uns. — Na, mer macht sich eben kuriose Ideen — jetzt kann ich Sie aber im Vertrauen sagen, daß hier Alles gerade so is, wie in Deitschland. Man därf's nur nich hören lassen, weil de Kiehnesen da wüthend drüber werd'n, denn wenn's was Dummes giebt, denn sagen se hier, 's is deitsch! — — Ich gehe also mit den Dreien. Die führen mich nach 'n Kaiserlichen Pallast zu e alten dicken Mandarin, der mer ooch gleich zu Füßen fällt, denn schleppen se mich in e Bad, ziehn mich aus, salben mich mit Oel und binden mer dann e langen Zopp in de Haare, worauf se mir prächtige seidene Kleeder anziehn un mich hier her uf den Porzellanthron fihren, denn zeigen se mer de Schatzkammer un zuletzt 'n Harem, was mer egentlich 's Liebste war. — So ging's jeden Tag fort un indem ich denke, das is hier e närrsches Bohlezeihverfahren, un mer einbilde, ich werde uf kiehnesische Art bohlezeihlich behandelt, bin ich se Keiser von Kiehna, un weeß es gar nich! — —

„Jetzt kenne ich freilich das bohlezeihliche Verfahren hier besser un weeß, daß es genau so is wie bei uns, nur mit dem Unterschied, daß in Deitschland Haselnuß heeßt, was mir hier Bambus nennen. Bambus muß awer doch besser sin, denn es war letzthin eene Gesandhaft aus der Schweiz hier, die hat eene ganze Ladung for de freie Schweiz ge-

kooft, un nach Mecklenburg gehn jährlich mehrere Schiffe voll. Och in Preisen wird viel gebraucht. Wie ich nu endlich das Kniet-sche-knetsch verstehen lernte, was se hier sprechen, da kriegte ich erst raus, daß ich Keiser war, un daß ich dies widder nur meinem gelben Briefträgerrock zu verdanken hatte. Wie ich nähmlich hier ankam, da war gerade der Keiser gestorben, was nur der erste Minister und die drei Mandariner wußten. Nu mußten sich egentlich alle Minister, um Hoftrauer anzulegen, de Bäuche uf-schneiden un e Trauerflor um'n Magen binden, so will es de kiehnesische Etikette. Die Viere aber hatten zeitlebens alle mögliche Sorge uf ihre Bäuche verwand, un jetzt, da se in der scheensten Blüthe standen, sollten sie se ruinieren! Das war zu viel verlangt, deshalb liefen denn de drei Mandariner in der Stadt rum, um billige Stellvertreter zu suchen, die für sie die Hoftrauer anlegten, da sehen se mich in dem gelben Rock un stutzen, denn e gelben Rock darf hier nur e Mitglied der keiserlichen Familche tragen. Wie se mich awer genau ankuken, da sehn se, daß ich'n verstorbenen Keiser wie aus 'n Ogen geschnitten bin, un da den Kiehnesen ihr Bauch for Alles geht, so machen se mich standebeene lieber zum Keiser, als daß dem Bauch e Leids geschieht. Sehn se, mei liewer Krawwes, so kann mer hier was werden, wenn nur der Bauch der Leute mit ins Interesse kommt," schloß Drehhahn seine Erzehlung.

„Nu kommen se awer e mal mit, jetzt will ich se mei geheemes Arbeitskabinet zeigen," fuhr er fort un fihrte mich

in eene Art Porzellanthurm. Nachdem er die Thüre verriegelt, steigt er in e Keller un bringt vier Flaschen mit langen Hälsen ruf. Ich denke der Affe keckt mich, wie er zwee lange Gläser holt un de schönste Gose einschenkt. — „Nee, Macheesteet," sage ich, „wo kriegen se denn die hier her?" — „Direct aus Eutritsch," sagte er. „Ich habe se als keiserliches Hofbier angeordnet, weil se gelb sieht, un lasse jedes Jahr viermal welche kommen. Früher quälte mich Hoff aus Berlin mit seinen Malzextrakt ganz schrecklich un wollte parduh e Atestat ham, das Zeug kann aber Niemand trinken, denn es schmeckt wie Flaumentitsche. Nu will ich Sie awwer in e tiefes keiserliches Geheimniß einweihen, worüber se mir das strengste Schweigen geloben müssen, sonst bin ich verloren un kann meinen Porzellanthron einbüßen. — Jetzt passen se uf."

Da drückte er an eener geheemen Feder un holt aus e geheemen Fach eene Kimmelbulle von Choiselius aus Leipzig, un eene Knackworscht aus der Kimmelapotheke in Eutritsch, was wir in eener geheemen Kabinetssitzung verzehren un worauf er mich zum geheemen keiserlichen Kimmel- und Knackworschtrath mit drei Pfauenfedern ernennt. — „Awer nu halten se hibsch's Maul, Krawwes," sagt er dann, „denn wenn de Kiehnesen erführen, daß ihr Keiser Kimmel tränke un Knackworscht äße, denn bräch de ferchterlichste Rehvoluzion los, weil se denn rauskrichten, daß ich ooch e Mensch wie e anderer wäre, un es egentlich for e Kaiser ferchterlich gemeene is, Kimmel zu trinken. — Ich

soll eegentlich nur eingemachte Regenwürmer un marinirte Rattenschwänze essen, des is hier Hofkost. — Ich werde se nu als Minister der auswärtigen Angelegenheeten einführen un wenn mer geheeme Sitzung haben, das heeßt hernach allemal so viel, wie Kimmel und Knackworscht." — „Gut," sage ich, „awer Eens wundert mich, Macheesteet, das is Ihr allerhöchster Zopp. — Is der falsch oder echt?" — „Nee, der is ganz echt," sagte die Macheesteet. — Wie ham se des awer nur zu Wege gebracht?" frage ich. — „Na," sagt der Keiser, „wer so lange wie ich bei der Post gewesen is, der weeß was Zopp is, un dem wird's nich schwer, drin was zu leisten. Ebenso geht mers, wenn es emal druf ankommt grob zu sin. Da sperren meine Kiehnesen Maul un Nase uf. — Nu muß ich se awer bitten, mei Geheemniß zu bewahren un hier zu bleiben, denn wenn de Leipziger Bohlezeih erfihre, daß ich hier Keiser von Kiehna bin, se liesen mich weeß Kott holen." — „Awer warum schicken se denn de Lumperei von e paar tausend Dahler nich an de Post — se haben's ja jetzt," sage ich. — „Ach Kott, ich hawe es ja schon emal hingeschickt," schrie er, „awer se hawen's nich angenommen, weil es preische Kassenbillete waren, un sächsche kann ich hier nich uftreiben." „Na, denn nich," sage ich. „Was hawe ich awer nu vor der Hand zu thun, Macheesteet?" — „Vor allen Dingen schreiben se gleich nach Eutritsch in de Gosenschenke, un lassen se zwanzig Eimer schicken, daß mer nich in Verlegen-

heet kommen. — Hernach machen se was se wollen, awer halten se 's Maul."

Du kriegst den Brief mit dem Eutritscher. Sorge nu dervor, daß wir eene gute Gose kriegen, un verrathe Drehhahnen um Kotteswillen nich. — Besonders gieb awer Acht, daß de sächschen Briefträger die Geschichte nich erfahren, sonst gehn se weeß Kott emal alle mit 'n Geldbriefen durch, wenn de Rübsenfelder blühen, un ich sage der, der Deibel soll e sächschen Briefträger hernach in e Rübsenfeld finden!!! — — —

N. S. Wenn Du an mich schreibst, denn schreib — An Herrn Au-weh-krawwes. Geheemer Keiserlicher Kimmelun Knackworscht-Mandarin in B—king. Drachenpavillon 7864½ Hofgarten.

VII.

Winterbrief einer Sommerpartei.

Ober-Döbling am 2. Jänner 1858.

Geehrte Redaktion!

Sie werden sich wundern, aus so kurzer Entfernung ein Lebenszeichen von mir zu erhalten, da Sie mich meiner langen Unsichtbarkeit und meines Schweigens halber, wenigstens in einer amerikanischen Wildniß, oder als Sommerpartei im Magen eines Menschenfressers vermuthen konnten. — Aber so schlimm ist es nicht ganz, obgleich ich als Sommerpartei vom Oktober bis April in der Döblinger Wildniß wohne, wo man die Eingebornen nicht geradezu Menschenfresser nennen kann, da sie sich in der Regel mit der „Haut" begnügen, und nebenbei Pferdefleisch essen.

Daß mich aus meiner Stadtwohnung in den Sümpfen der Weißgärber ein Canibal, hier Hausherr genannt, aus der Wohnung trieb, weil ich ihn meine vier Jungen nicht als Backhändel und Naturschnitzel verspeisen lassen wollte, ist Ihnen bekannt. Auch daß ich in meiner Milch der frommen Deckungsweise glaubte, Döbling liege bei Wien, ja wußte, es gehöre dazu! — O! Redaktion, was hilft uns

unser Wissen! Was hilft mir alle Geographie, deren Lehren blos für den Sommer berechnet sind, wo die Kinder Israel Döbling bevölkern, und das rumpelnde, klirrende Ungeheuer von Stellwagen alle halbe Stunden ins gelobte Land fährt. — Was hilft es mir, daß ich nicht in den Sümpfen des Missisippi wohne, denn wenn ich nach Wien muß und der Stellwagen kommt nicht; was jetzt alle halbe Stunden regelmäßig geschieht; so komme ich in demselben Zustand nach der Stadt, in den mich eine Wanderung in den oberwähnten Sümpfen versetzen würde, d. h. vollgespritzt bis an den Hut, voll „Erde und Wasser", für welche Substanz man im gewöhnlichen Leben einen weniger zarten, aber kürzeren Ausdruck hat.

Vielleicht meinen Sie nun, daß ich doch ruhig vor scalp- und kampflustigen Indianern sein kann. — O! auch dafür gibt es hier Surrogate, denn abgesehen davon, daß der Nachhausweg in der Nacht oft reich an romantischen Abenteuern ist, die in der Regel durch das Feuerwasser des Heurigen herbeigeführt werden und worin kleine Faustkämpfe stets mit Scalpirungsversuchen ohne Messer enden, so ist noch, um uns in steter Spannung zu erhalten, für einen anderen Indianer gesorgt, den man indeß mehr einen „Mainzer" nennen könnte, denn von meinem Fenster, etwa 1000 Schritt weit, steht gerade der Pulverthurm, und damit nicht alle Möglichkeit abgeschnitten ist, der Umgegend das billige, erhebende und interessante Schauspiel einer Explosion mit drei Zentner schweren fliegenden Steinen ge-

nießen zu lassen, so hat sich die Gasfabrik in derselben Entfernung etablirt. — Eine recht hübsche, beruhigende Nachbarschaft, besonders wenn beide einmal den Einfall bekommen sollten, zusammen „in die Luft zu gehen."

Was nun die urwaldlichen Genüsse betrifft, so haben wir auch die in vollem Maße. Meinem Fenster gegenüber strecken ein paar alte Pappeln ihre Arme gen Himmel, während rundum verschiedene racelose unbekannte Bäume, so eine Art Straßenhunde unter den Pflanzen, nach allem greifen, was sie erlangen können und in stiller Bosheit den Vorübergehenden die Hüte von den Köpfen werfen. Ein altes Staket aus Latten zusammengenagelt, scheint immer von 1—100 zu zählen, besonders wenn Jemand vorbeigeht und den Spazierstock daran hält.

Durch diese gewaltigen Scenerien zieht sich die oben erwähnte Sumpfstrecke, poetisch die „Hirschgasse" genannt.

Was das nächtliche Wolfsgeheul der Wildniß betrifft, so haben wir einige Kettenhunde, die sich auch nicht zu schämen brauchen. — Die großen Leuchtkäfer jener Wälder ersetzt uns aber jene alte kummervolle Laterne, die einer Volkssage nach von den Türken das Letztemal hier vergessen ward.

Den letzten Stoß erhielt sie bei der Anlegung der nahen Gasanstalt. Doch soll sie prophetisch vorausgesagt haben, daß bis zu ihr eine Gasröhre nie den Weg finden würde. Jetzt steht sie gebeugt in finsteren Selbstmordgedanken. Von Zeit zu Zeit steckt ihr ein unbekanntes geheimnißvolles Oel-

Lämpchen in dem hohlen Leibe, wahrscheinlich, damit sie einmal „etwas Warmes" kriegt, denn leuchten thut sie partout nicht damit, sie hat die Lampe nur für sich, gerade wie gewisse Postbeamten ihre Expeditionen nicht des Publikums halber Morgens um 8 Uhr öffnen, sondern zu ihrem eigenen Vergnügen und um Jemand Grobheiten machen zu können. Man riecht auch das Licht mehr als man es sieht.

Was nun das Blockhaus betrifft, welches wir bewohnen, so war der eingeborne Hauskaubale so freundlich, es mir den Winter über, und da er meinen dringenden Wohnungsmangel bemerkte, um den billigen Preis von 160 fl. zu überlassen, inclusive des Pulverthurmes. Daß mir in der Küche blos zwei Dienstmädchen erfroren, liegt an dem milden Winter. — Ich habe sie übrigens im Garten aufgestellt, die Eine als mediceïsche Venus und die Andere als Diana, der ich als Hund eine erfrorene Katze an die Seite stellte, und eine „Butten" als Pfeilköcher auf den Rücken gab, was sich sehr schön macht.

Von unsern „Zimmern" ist zum Glück eins heizbar. Das andere hat zufällig keinen Ofen, im dritten hat sich der Ofen in den Kopf gesetzt, daß der Rauch in die Stube und die Wärme in den Schornstein gehört.

Gegen alle diese Annehmlichkeit verlangt mein freundlicher Hausherr nun weiter nichts, als daß ich Mitte April ausziehe, damit mehr Geld unter die Leute kommt, und die Wohnung „koscher" gemacht werden kann, wenn die Kinder

Israels ihren Zug durchs rothe Meer der Börse beginnen, um im gelobten Lande Döbling zu wohnen.

Freilich werden Manche mit dem König Kreditpharao ertrinken, und viele Stätten leer bleiben.

Wenn die Redaktion übrigens einige Landlustige weiß, so ist zum Ziel mein Blockhaus zu haben, und kostet den Sommer über blos 650 fl. Ein Spottpreis, wenn man alle Annehmlichkeit bedenkt und noch dazu einen langen wurstähnlichen Garten mit sechs Weinstöcken und verschiedenen unbekannten Sträuchern, sowie die Andeutungen einer Kegelbahn rechnet, zu der auch die vier Beine einer Bank gehören, deren Sitzbrett wohl irgendwo sein wird.

Zwei Dinge sind's, die mich dabei in Verwunderung setzen. Erstens, daß der Hausherr diesen Preis mit Seelenruhe verlangen kann, ohne zu fürchten, daß der Miether vor Schreck todt niederfällt, oder sofort durchs Fenster springt, und zweitens, daß es Jemand ohne Noth zahlt, ohne vorher im Narrenthurm gewohnt zu haben.

VIII.

Das Unglück des Besitzes und das Glück des Nichthabens.

Philosophischer Vortrag von Schultze.

Meine Herren und Damen oder Ladies and Gentlemen!

Sie haben Alle etwas, ick sehe des an die Angst, die auf Ihre Jesichter liegt und dadurch hervorjerufen is, daß Sie fürchten, des, was Sie haben, in diese schlechte Zeiten zu verlieren oder herjeben zu müssen, oder, daß es Ihnen jenommen wird, was Allens auf Eins rauskommt.

Sie sehen schon aus diesem Eingang, daß es ein Malheur ist, was zu haben.

Jlauben Sie aber ja nicht, daß des ein Zustand is, der blos in unsere Zeit wurzelt und mit unser Militäretat zusammenhängt. — O nein! Des Malheur, was zu besitzen, war schon vor zweitausend Jahren ein Malheur, wenn man eben nich jenug besaß un 'n römischer Rothschild war. Denn war es besser jar Nischt zu haben, wonach

die jrößten Philosophen strebten und welchen jlückseligen Zustand der Lateiner so schön in die Worte ausdrückt: „Ubi nihil est, etiam Imperator jus suum perdidit", was zu deutsch heißt: „Wo nischt is, da hat der Kaiser sein Recht verloren."

Es ist deshalb 'n wahres Unjlück was zu haben. — — Besitzen Sie Papiere — Staatspapiere — Actien, so jiebt sich de Börse alle Mühe, Jhnen 's Leben schwer zu machen. Sie sind in Aufregung, wenn se steigen. Sie mögten denn verkaufen, aber se könnten noch mehr steigen un Sie wollen erst verkaufen, wenn se am höchsten stehen. Sie warten, daß se noch mehr steigen sollen und stehen Tag un Nacht auf 'n Sprunge mit Jhre Papierchens. — Aber erst wenn se fallen. Jott erbarme dir. Wie Sie zittern, wenn 's runter und runter jeht! — Sie möchten verkaufen, aber Sie klappern mit die Zähne. — Sie essen keine Austern mehr. Sie trinken keinen Portwein. Sie magern ab und werfen fast keinen Schatten mehr und denken des Nachts im Bett, ob se denn bald steigen, statt ruhig zu schlafen. — Sie lesen die Eisenbahnberichte und zittern, wenn eine Bahn, an die Sie Mitbesitzer sind, zehntausend Thaler weniger einjenommen hat als voriges Jahr.

Wollen Sie sich in 'n rechtes Malheur bringen, denn jewinnen Sie 's große Loos und wohnen Sie parterre. Denn haben Sie am Tage keine Ruhe vor Jratulanten, Verwandten und Anpumpungsversuchen. Man wird 'n förmlichen artesischen Brunnen aus Jhnen machen und

bohren, bis Jeld raus kommt. Es werden Jeschäftsleute kommen, die ihnen zehn bis funfzig Prozente bieten. — Es werden Ihnen alle Arten Selbstmorde anjedroht und alle Ehrentitel anjehängt, wenn Sie nich pumpen. Jehen Sie denn Abends abjemartert in's Bett, denn liegen Sie die Nacht mit offene Augen wie 'n Hase da un horchen, ob nich vorne einjebrochen wird, wo das Jeld in 'n Secretair liegt, kurz, es jiebt kein jrößeres Malheur, als 's jroße Loos zu jewinnen.

Haben Sie ein Haus, denn is es womöglich noch schlimmer, denn ein Hausbesitzer ist des unjlücklichste Jeschöpf auf Jottes Erdboden. Dieser Aerger mit die Miethpartheien, die Alles immer neu jemacht haben wollen. Dieses Kopfzerbrechen über möglichst erschöpfende Contracte. Diese Heerden Kinder, welche die Miethsleute mitbringen un durchaus nicht in's Wasser werfen wollen. — Die Quälerei und des auf der Lauer sitzen, alle Vierteljahre, wenn se denn einzeln ankommen und den Miethzins bringen, des sind noch die kleinsten Leiden, die einem schon ein Haus total verbittern können. Nun kommt aber erst der Majistrat mit seine zweeundvierzig Steuern und denn die Rejierung mit ihre achtundfunfzig und extra Kriegssteuer und Einquartierung nebenher. — Nein! Jck sage Ihnen, es is besser, man hat jar nischt nich.

Wie jlücklich is nich son Diojenes jewesen. Dem konnte jar Niemand ankommen, außer etwa die Schusterjungen, die ihn manchmal in seine Tonne rumjekollert

haben, wenn er früh en Biskeu zu lange schlief. — Aber sonst hätte ick den sehen mögen, der was aus ihm raus zu quetschen im Stande jewesen wäre.

Denken Sie sich nun mal ne Wechselklage jegen Diojenes! — —

Lächerlich!

Der Wechsel wird ihm präsentirt. — Es thut ihm leid, nich bei Kasse zu sind. — — Der Wechsel wird protestirt. — Is ihm einjal. — Der Wechsel wird einjeklagt. — Is ihm noch einjaler.

Nun kommt der Wechseldiener, um Diojenesen aus seine Tonne zu holen. Es ist aber weder ne Tonne noch 'n Diojenes da.

Der jroße Philosoff hat bisher neben eine Obstfrau jewohnt, is aber jestern Abend sammt sein Quartier ausjezogen, ohne seine Adresse zurückzulassen.

Jetzt jeht der Wechseldiener alle Tonnen in Athen absuchen. Er stöbert in jede Rosinen- und Corinthentonne rum. Er kuckt in alle Häringstonnen. Er sieht in die Sallat- un Petroleumfässer. Jeht bei die Magdeburger Weinhändler, bei die Bayrische Bierwirthe, in die Essigfabriken, in die Branntweinbrennereien, in die Bierbrauereien und auf solche Orte, wo er die meiste Aussicht hat, Diojenesen zu treffen. — Aber nirgends eine Spur von ihm.

Da kommt eine Butterfrau von Thermopylä, welche die Nachricht mitbringt, daß Diojenes 'n Sommerlojis im Lorbeerwald vor de Stadt bezogen hat.

Der Wechſeldiener wird ſich ſofort aufmachen und Diojenes richtig in ſeine Tonne finden, wo er über das Jlück des Niſchthabens nachdenkt.

Er wird ihn verhaften, denn die Wechſelhaft exiſtirte damals noch.

Jut. Er jeht ruhig mit. — Der Wechſeldiener muß ihm aber helfen, die Tonne nach Athen rin kollern, die wieder neben die Obſtfrau placirt wird.

Nun ſchleppt der Wechſeldiener Diojeneſſen wejen ſeine Schuldigkeit nach 'n Wechſelareſt.

„Halt!" ſagt der dort anjekommen. — „Jck melde mir als inſolvent!!!"

Der Wechſeldiener wird blaß.

Der Jläubiger noch bläſſer.

Der Jerichtsrath ſagt warnend: „Denn wird der Concurs über Jhnen ausbrechen un Sie ſind bankerot!"

„Js mich ſchnuppe," ſagt Diojenes.

„Es wird alle Jhre bewegliche Habe verſteigert un aus dem Erlös Jhre Jläubiger befriedigt."

„Des wird ſie mit jroße Befriedigung erfüllen," ſagt Diojenes etwas ſarkaſtiſch. — „Jck will aber nur bemerken, daß die Zuckertonne, in die ick lojiere, de Actienraffinerie in Hamburg jehört."

„Man wird ſich an Jhre Jarderobe halten!"

„Nur ja nich zu feſte, denn des eenzige Hemde, wat meine janze Jarderobe ausmacht, is 'n biskken ſehr dünne und wenn es etwa in Folge von zu ſtarkem Dranhaltens

irgendwo reißen sollte, denn sind Sie for des Aergerniß verantwortlich," erwiedert Diojenes heiter.

„O! Des Jericht wird schon bei Ihnen was finden!" sagt der Jerichtsrath.

„Soll mir wundern, wie des Jericht des macht, denn mich is es bisher janz unmöglich jewesen."

Nun wird anjezeigt, daß des Haus Diojenes seine Zahlungen einjestellt un sich falitt erklärt hat.

Alljemeine Aufrejung an die Börse.

Die Rente fällt drei Treppen herunter.

Nun kommt der Tag, wo Diojenissen die jerichtliche Hilfe anjethan wird. Des heißt, man will ihm auspfänden.

Kollosal lächerlich!!!

Es kommt ein jroßer Wagen anjefahren, auf den man die Pfandobjecte laden will. Dabei is der Jerichtsrath mit zwei Referendarien, einen Taxator, zwei Schreiber, dem Executor und sechs Dienstmänner. Ein Jerichtsdiener trägt zwei Pfund Siejelack un das jroße Handelsjerichtssiejel zum Versiejeln inambulanter Pfandobjecte. Außerdem sind vier Jensd'armen anwesend.

Diojenes wird sich des Allens mit heiterer Jemüthsruhe aus seine Tonne betrachten, in die er zwischen Heu auf dem Bauche liegt.

Der Jerichtsrath liest ihm ein Protekoll von siebzehn Seiten vor, aus dessen Inhalt er ersieht, daß er ausjepfändet werden soll.

Man will nach dem Jrundbesitz jreifen, über den die Referendaren ein Protokoll aufnehmen, in dem er als fichtene Tonne mit birkene Reifen, fünf Schuh im Durchmesser und acht Schuh in die Länge, ein Boden fehlend und an die linke Seite mit 'n Schild von die köllner Feuerversicherung versehen, anjeführt wird.

Diojenes weist jedoch nach, daß er des Quartier blos als Miether bewohnt und bringt jerichtliche Documente darüber bei.

Man jeht weiter vor.

„Haben Sie Vorräthe von Wein, Victualien und derjleichen," fragt der Jerichtsdirector.

„O ja, es is so was da, was vielleicht jerade für Sie jeeignet wäre. — Hier des Heu," sagte Diojenes, ihm eine Hand voll hinhaltend.

Des Publikum bricht in ein Jelächter aus, worauf sich die Jensd'armen jedrungen fühlen, dreißig Personen wejen Verhöhnung von Staatsdiener zu verhaften.

„Dann müssen wir uns an die Jarderobe halten," plaidirt der Jerichtsdirector in alle Amtsruhe weiter.

„Hier!" sagt Diojenes und zieht sein Hemd aus.

Die Aeppelfrau nebenan schreit: „Scandalös!!"

Die Jensd'armen verhaften ihr wejen Einmischung in des Jerichtsverfahren.

Diojenes wird jleichfalls wejen Verletzung von de öffentliche Sittlichkeit verhaftet, muß aber wegen Mangel an Beweisen wieder freijelassen und vom Jericht mit einem

Turnanzug versehen werden, weil ihm seine Jarderobe in's Jedränge abhanden jekommen war.

Das Jemälde, welches ick Ihnen hier von des Jlück des Nischthabens machte, is zwar aus ferne Zeiten herjeholt, die man die joldene nannte und wo des philosophische Jeschäft noch eben so jut jing wie jetzt die Photojraphie. — Die Zeiten haben sich nun in die paar lumpige tausend Jahre zwar jeändert, aber die Sache ist janz dieselbe jeblieben, nur sind wir so weit vorjeschritten, daß doch jetzt die persönliche Schuldhaft aufjehoben ist.

Ich rede hier nun von unsern juten, jroßen, herrlichen Deutschland, wo es jetzt mehr als je ein Jlück ist, Nischt zu haben!

Wenn es mit die Jröße der Militäretate so fort jeht, denn wird bald de janze Nation jlücklich sein, des heißt, es wird zwei jlückliche Partheien jeben. — Eine, die Nischt hat, und die andere, die Uniform und das hat, was die andere los jeworden ist.

Um nun allen Aerger und alle Scheererei zu entjehen, is es das Beste, man schafft sich jleich selber Alles vom Halse, was einen in den Verdacht bringen könnte, was zu haben.

Häuser und Jrundstücke will jetzt schon kein Mensch mehr haben, um nicht daran jefaßt werden zu können. Also fort damit, wer welche hat. Das Jeld dafür sicher anjelegt und ad saccum jesteckt oder damit nach de Schweiz oder nach England jejangen, wo man es leicht und jut loswerden kann.

Denn hat der jute deutsche Michel 'ne lächerliche Anhänglichkeit for alte Möbeln und solchen Plunder. Er hält so fest an 'n ollen Jroßvaterstuhl oder 'ne olle Wanduhr, daß er sich eher die Haut runter ziehen laßt, oder fünfundfunzig erhöhte Steuern, vor die er sich den janzen Krempel zwölfmal kaufen kann, bezahlt, ehe er des Jerümpel herjäb.

Diese Liebhaberei und des Kleben an solchen ollen Kram is 'n Hauptzug vor 'n deutschen Michel, der die jrößte Aehnlichkeit mit 'ne Schnecke hat, die ihr Haus an 'n Rücken festjewachsen is.

Sehen Sie sich mal dajejen andere Nationen an. Jehen Sie nach Ungarn, Italien, Spanien und selbst hier nach Frankreich und kuken Sie in die Haushaltungen, ob Sie da so 'n Plunderkram finden, wejen den sich die Leute des Fell über die Ohren ziehen lassen. — Nich die Spur, die Völker sind eben bereits da, wo wir später endlich auch hinkommen werden. Sie haben Nischt mehr und befinden sich deshalb lustig und juter Dinge, weil man ihnen nischt mehr nehmen kann. — Was verdient wird, das wird verthan, denn was im Bauch is, des is sicher und jut aufjehoben. — Der Bauch ist die beste Sparkasse, und das Kapital, was in ihn anjelegt is, is vollständig sicher.

Wer Nischt hat, der sieht alle politische Ereignisse mit 'ne himmlische Seelenruhe entjejen, denn „schlimmer kann et nich kommen" sagte Jener, wie sie ihn eben an 'n Jalgen ruf zogen.

Laßt die Franzosen kommen oder die Kosacken, die

Sachsen oder Hannoveraner, die Bayern oder Kroaten — Einquartierung und Contributionen so viel Ihr wollt — wenn Ihr Nischt habt, könnt Ihr dazu lachen und könnt höchstens noch was von ihnen profitieren.

Es is ein altes und unveränderliches Naturjesetz, daß man dem, der Nischt hat, Nischt nehmen kann. — Ebensowenig wie man einen Delinquenten, der sich jehängt hat, hinrichten kann. —

Dieses Naturjesetz umzustoßen, haben sich schon die jrößten Staatsmänner alle Mühe jejeben, und wenn es einem jelänge, es möglich zu machen, daß man einem, der Nischt hat, doch was nehmen könnte, des heißt, was Baares, so würde dieser jroße Staatsmann eine Nationaldotation von wenigstens fünfhunderttausend Thaler kriegen und nebenbei alle lebendigen Orden, die es jiebt.

Da aber dieser jroße Staatsmann jlücklicherweise noch 'ne Zeitlang unjeboren bleiben wird, können wir des Jlück des Nischthabens unjetrübt jenießen und dabei alle, die was wollen, eine Nase ziehen.

Ick habe nun, um die Menschheit zu beruhigen und ihr jlücklich zu machen, den Plan jefaßt, eine Actienjesellschaft von Nischthaber zu jründen, wozu ick Sie hiermit einlade.

Der Zweck dieser Jesellschaft ist „jlückliche Sorglosigkeit," die aus Vereinsmitteln herjestellt wird.

Jedes Mitjlied verpflichtet sich, vom Tage seines Beitritts an, allen unnöthigen Plunder, wie Möbeln, Jold-

sachen und derjleichen zu verkaufen und für des Jeld Actien zu nehmen.

Eine Actie kostet einen Thaler zehn Silberjroschen, oder fünf Franken, die mit fünf Procent und eine Dividende verzinst werden.

Zinsen und Dividende werden zu einem Drittel baar und zu zwei Drittel in Victualien, wie Wein, Bier, Likör, Wurst, Schinken, Butter, Brod, Fleisch, Käse, Holz, Kohlen u. s. w. zu die Herstellungskosten ausjezahlt.

Es werden Actienwirthshäuser anjelegt, wo die Dividende verknippen werden kann.

Die Jesellschaft nennt sich „Diogenes." — Jedes Mitjlied erhält ein Schild, auf die Art, wie sie die Feuerversicherungen ausjeben. Des Schild trägt die Aufschrift: „Diogenes" und eine Tonne als Sympol, darunter die Worte: „Hier ist nichts zu holen," und wird an die Thüre des Mitjliedes befestigt.

Da ohne Zweifel der jrößte Theil der Menschheit dumm ist, denn sonst würde er sich nicht von eenen oder zwee Leuten an die Nase rum führen und in's Malheur bringen lassen, so wird der dumme Theil seinen Plunder behalten, fortfahren jroß zu thun und für uns, das heißt die Jesellschaft, arbeiten, indem wir uns die Productenquellen mit unser Kapital bemächtigen und die Preise machen. Der Jewinn muß 'n unjeheurer und die Dividende diesem anjemessen werden.

Nehmen Sie an, Sie besitzen for tausend Thaler Actien,

die Ihnen zu fünf Procent fünfzig Thaler, und denn villeicht zwanzig bis dreißig Procent Dividende, also zwei bis dreihundert Thaler bringen. — Welche Vortheile?! —

Erstens hat Ihnen der Plunder für tausend Thaler jedes Jahr zehn Thaler Reparaturkosten und einen Platz gekostet, für den Sie hundert Thaler Zins bezahlen mußten. — Sind hundert zehn Thaler.

Dann mußten Sie ein Dienstmädchen halten, die Ihnen jährlich jut zweihundert Thaler kostete. — Sind dreihundert zehn Thaler.

Dann preßte Ihnen die Angst vor dem Majistrat und der Pfändung an Zinsjroschen un Steuern so 'n zwanzig bis vierzig Thaler raus. — Sind Summa Summarum dreihundertfunfzig Thaler, die Ihnen der Plunder kostete.

Als Mitjlied vom Diojenes kost er Ihnen aber jar nischt, denn das Jespenst der Auspfändung und allens Andere existirt nich mehr. Sie ersparen also dreihundert Thaler un nehmen dafür dreihundert ein, macht sechshundert Thaler, um die Sie reicher sind.

Als Mitjlied des Diojenes kann Ihnen der Productenpreis janz ejal sind, denn Sie erhalten die Sachen in natura zum Erzeugungs- oder Ankaufspreis.

Kommt 'n Krieg, denn sind wir Armeelieferanten; stecken den Profit in die Tasche, jeben aber nischt raus, denn, wir haben Nischt, an des se sich halten können. — Unser Umzug nach ne sichere Jegend macht uns mit unsere Matratze un dem Koffer keene Sorge. — Unsere Dividenden

kriegen wir dorthin. — Mag denn de Einquartierung un de Steuern uf sich nehmen, wer was hat. Der Diojenes thuts nich, sondern lacht aus seine Tonne des dumme Volk aus, was sich wegen seinem Plunder 's Fell über die Ohren ziehen läßt.

Dies, meine Herren, ist der einzige Weg, auf dem wir die alljemein hereinbrechende Pleite entjehen können. — Wer ins Wasser springt, der braucht 'n Platzrejen nich zu fürchten. Mit diesem aristotelischen Satz nehme ick Abschied von Ihnen un rufe Ihnen nochmals des jroße von Newton entdeckte Naturjesetz zu — Wer Nischt hat, dem kann man Nischt nehmen.

IX.

Die modernen Christstollen.

Einige Tage vor dem Weihnachtsfeste beginnt sich bei unsern Bäckern ein so originelles Leben zu entfalten, daß es wohl der Mühe werth ist, einen Blick in die Backstuben zu werfen.

Es sind die Tage, wo die Christstollen das Licht der Welt erblicken, und es müßte eine recht arme Familie sein, wenn sie nicht um diese Zeit Mehl, Butter, Zucker und große Rosinen im Kopfe hätte.

Eine allgemeine Aufregung bemächtigt sich sämmtlicher Hausgenossen. Der Herr Papa, der sich sonst nicht in die Küchenangelegenheiten mischt, macht dies Mal eine Ausnahme, indem er eine große Düte mit Citronat ergreift, und sie so dem Bereich der Herren Söhne entrückt, die das Zerkleinern desselben gar zu gern übernommen hätten. Citronat ist aber eine so verführerische Sache und schmeckt so gut, daß gewöhnlich die Hälfte davon spurlos verschwindet und der Vater deshalb die Verkleinerung selbst ausführt, wobei er von den Herren Söhnen scharf beobachtet wird,

denn er selbst steckt von Zeit zu Zeit ein besonders verlockendes Stückchen in den Mund, was ihn bei den kindlichen Gemüthern in das Licht eines Rabenvaters setzt.

Sogar das Rosinenlesen wollen die vorsichtigen Alten nicht recht den jüngeren Familienmitgliedern anvertrauen. Es wird wenigstens unter strenger Controle ausgeführt. Die Frau Mama hat indeß alle Hände voll zu thun. Die Butter wird auf den Ofen gesetzt. Ein großer Topf mit Milch, in welchem einige ungeheure Stücken Zucker ersäuft werden, steht daneben. Mandeln und Gewürz wird gewiegt, daß der Tisch wackelt und durch alles dieses verbreitet sich allgemach jener eigenthümlich liebliche Stollengeruch, der um die Weihnachtszeit unsere Stadt erfüllt. Nun ist aber die höchste Zeit herangekommen die einzeln Ingredienzien in die Backstube zu schaffen, denn der Bäcker versteht in diesen Tagen keinen Spaß und ist ein Tyrann geworden, der auf jede Minute verpicht ist.

Verschiedene gleichgesinnte Hausfrauen thuen sich in den Backstuben in Parthien zusammen, um ihre Christstollen in einem Schuß backen zu lassen. Sie versuchen dabei, dem Bäcker vorzuspiegeln, daß sie nur deshalb anwesend seien, um ihm ein wenig zur Hand zu gehen, während sie ihm doch mit Argusaugen auf die Finger blicken, damit ja keine Rosine oder kein Stückchen Teig neben den Backtrog falle. Der Bäcker lächelt still vor sich hin und kneipt mit der Geschicklichkeit eines Bosko soviel für sich ab, als er gerade

Lust hat. Es ist Thatsache, daß ein recht geschickter Abkneiper sich vor den Feiertagen 20 — 24 Stollen zu gute gemacht hat.

Da die ganze Backangelegenheit einige Stunden dauert, so kann man sich denken, daß die von den Vorarbeiten schon so sehr angegriffenen Frauen einer Stärkung bedürfen. Der gute Kaffee, durch den wir Sachsen so berühmt geworden sind, wird von der sorglichen Familie geschickt, die indeß zu Hause in fieberhafter Aufregung den Ausgang erwartet. Es ist kein Spaß, denn es lauern oft finstere neidische Gewalten um den Backofen. Es ist schon dagewesen, daß Klansch zum Vorschein kam und Wehklagen und Jammer das Haus erfüllte. Der Herr Papa geht deshalb mit sorgenvoller Miene im Zimmer umher, trommelt von Zeit zu Zeit an den Fensterscheiben und drückt sich die Nase daran platt, um einen Blick nach der Ecke zu gewinnen, um die sie kommen müssen, bis er endlich zwei Bäckerjungen und seine Christel erblickt, welche Bretter auf den Köpfen tragen, auf denen die Christstollen wie neugeborne Wickelkinder liegen. Der vorhin erwähnte liebliche Duft erfüllt nun zehnfach das ganze Haus, was die Nachbarn veranlaßt, die Nasen ein wenig zu den Thüren herauszustecken und kritisch zu schnüffeln. Der Hausherr hat indeß ein Messer ergriffen und geht mit mordlustigen Blicken um die Neugebornen herum, wobei ihm der junge Nachwuchs zur Seite steht, während die Hausfrau die Ankömmlinge vertheidigt

und durchaus nicht zugiebt, daß schon heute eine angeschnitten werde.

In den Backstuben folgt während dessen Geschlecht auf Geschlecht, je nach der Lage der Bäckereien. Wenn an der Weißeritz die Frau Schuhmachermeisterin Absatz, die Tischlermeisterin Spahn, die Riemermeisterin Schnalle und die Schneidermeisterin Knopf zusammen backen und der Bäcker wollte ihnen die Dienstmannsfrau Lausern oder die Schubkärnerin Blambrich beigeben, so würde dies eine kleine Entrüstung hervorbringen. Noch viel schrecklicher kommt diese zu Tage, wenn sich im englischen Viertel die Frau Hofräthin Spreizebein, die Frau Stadträthin Duckedich, die Frau Particulierin Zinsenkneiper und die Frau Rittergutsbesitzerin Heuboom zusammenthuen und beim Bäcker eine Extrastunde für sich ganz allein bestellen, um vor jeder plebejischen Berührung sicher zu sein, wenn ihnen dann trotzdem der freche Bäcker eine stille unbekannte Dame zugesellt, aus der man nicht weiß, was man machen soll und bei deren Erscheinen sich grimmiges Schweigen über die Backstube lagert, während man doch gerade so schön am Durchhächeln der Frau Geheimräthin Knickekreitz und der Frau Regierungsräthin Schmalknacker war. Die Entrüstung erreicht aber den Gipfelpunkt, als man erfährt, daß die Unbekannte nur eine Frau Doctorin ist, welche der rücksichtslose Bäcker dem hohen stollenbäckerischen Kreise aufgedrungen.

So sorgt auch hier, wie in geschlossenen Gesellschaften, an Stammkneiptischen u. s. w., der liebe Kastengeist dafür,

daß Alles hübsch im alten Geleise bleibt. Trotzdem sind aber alle Kasten mit gleicher Liebe den Christstollen zugethan und verspeisen diese mit demselben Appetit und mit mehr oder weniger Butter, Rosinen und Mandeln, zu mehr oder weniger guten berühmten sächsischen Kaffee.

X.

Mister Trick, der große Bärenjäger.

Eine Jagdgeschichte.

In den vereinigten oder vielmehr lange veruneinigten Staaten von Amerika wundert sich gar Niemand über irgend Etwas mehr. Dort ist Nichts unmöglich.

Wenn ihr heute und auf unserm alten Erdtheil von einem Bekannten auf seinem Zimmer Abschied nähmet, um eine Gebirgstour von acht Tagen zu machen; wenn ihr diesen Bekannten verließet, indem er Acten schrieb oder Speisezettel für sein Hotel redigirte, und fändet ihn bei eurer Wiederkehr auf der Kanzel einer Kirche oder als Major vor den ausrückenden Truppen, so würdet ihr euch doch einigermaßen wundern — der Amerikaner nicht im geringsten, denn das ist ganz in der Ordnung.

Wenn ihr beim Finanzminister zum Ball waret und das Glück hattet, mit seiner Excellenz elf und eine halbe Minute zu sprechen, und erführet am nächsten Tag, daß er mit zwanzig Millionen durchgebrannt wäre, so würdet ihr euch sehr wundern — der Yankee nicht im geringsten, denn das ist dort ganz in der Ordnung.

Am wenigsten wundert man sich in San-Francisco über irgend Etwas, und doch war dies endlich der Fall bei allen Denen, welche Mister Trick kannten, als er sich als „grauer Bärenjäger" ankündigte, d. h. ein Programm in Californien herumschickte, in dem er sich zum Kampf und zur Erlegung dieser Ungeheuer, gegen Erstattung der Reisespesen und einer Prämie von fünfundzwanzig Dollars à Pfote, bereit erklärte.

Mister Trick's Programm verfehlte nicht, unter den Jägern, Farmern und Goldsuchern Effect zu machen, und Jeder, der nur einigermaßen den grauen Bären kannte, schüttelte den Kopf über Mr. Trick's Verwegenheit.

Hätte er angezeigt, daß er an dem und dem Tage alle Goldsucher aus dem und dem District jagen, oder diesen und jenen Indianerstamm da und da aufhängen wolle, so würde man das ganz in der Ordnung gefunden haben.

Der graue Bär ist jedoch ein so furchtbares Thier, ja vielleicht das fürchterlichste aller Thiere, daß ihm ganze Indianerstämme und Jägertrupps auf zehn Meilen aus dem Wege gehen, und daß zwei solcher Bestien im Stande sind, eine ganze Provinz unsicher zu machen.

Der Grizzle-Bär braucht nur einen mäßigen Schlag seiner Pfote anzuwenden, um den stärksten Mann von einander zu reißen oder ein Pferd zu tödten. Er schleppt einen Büffel mit Leichtigkeit fort und holt das schnellste Pferd ein. Er hat nur Eine gute Eigenschaft, welche darin besteht, daß er nicht klettern kann. Da jedoch nicht überall

ein Baum oder sonst etwas zur Hand ist, worauf man Sicherheit findet, so ist der Grizzle-Bär eine Schreckenserscheinung für jede Gegend und fünfundzwanzig Dollars à Pfote ein sehr mäßiger Preis. — Die Menge muß es bringen, meinte Mister Trick. Es dauerte auch nicht vierzehn Tage, so lief eine Bestellung ein.

In einem Minendistrikt, etwa achtzig Meilen (engl.) von Francisco, entstand eines Morgens in einem Indianerlager ein Zetermordio-Geschrei, und Schüsse klangen nach den Minen herüber, wo die Goldgräber, gerade mit Kaffeekochen beschäftigt, in kleinen Trupps beieinander saßen. „Donner!" sagte einer, scharf nach der Seite hinhorchend, wo der Wind herkam. „Was müssen denn die Landstreicher drüben haben? Ich glaube, sie sind einander in die Haare gerathen!"

Die Goldsucher mußten lachen, denn dies wäre für sie ein großer Spaß gewesen, weil sie die Indianer nicht leiden konnten. Diese hatten sich jedoch so ruhig verhalten und die Miners mit Wild versorgt, daß ihnen diese nicht wohl etwas anthun konnten und man in so ziemlich gutem Einvernehmen stand.

Plötzlich brachen indianische Weiber und nackte Buben aus dem Wald hervor und rannten eilig davon. Kurz darauf sprangen einige Indianer mit ihren Büchsen daher und liefen gerade auf die Feuer der Goldsucher los. Diese hatten indessen auch schon nach den Büchsen gegriffen und standen zu ihrer Vertheidigung bereit. Es fiel den India-

nern jedoch nicht ein, sie anzugreifen, sie liefen vielmehr unaufhaltsam weiter, und die Goldsucher hätten ihnen verwundert nachgeschaut, ohne die Ursache des Lärms zu erfahren, wenn sich nicht diese Ursache jetzt persönlich ihren Augen zeigte.

Es waren zwei riesenmäßige graue Bären, welche, von den indianischen Kugeln verwundet, in größter Wuth daher kamen und sofort zwei Männer, die, durch den Lärm vom Schlaf erweckt, aus ihren Zelten traten, niederwarfen und zerrissen. Man feuerte zwar auf sie, mußte jedoch das Feld räumen und das Lager im Stich lassen, worin nun die Bestien hausten.

Man erfuhr von den Indianern, daß sie gleichfalls überfallen worden und vier Mann durch die Ungethüme verloren hatten. Auf einem allgemeinen Jagdzug gegen die Bären fanden noch zwei der verwegensten Jäger ihren Tod, und es zeigte sich, daß jetzt drei graue Bären da waren, wonach es keinem Menschen mehr einfiel, in die verlassene Gegend zurückzukehren.

Man hielt eine große Berathung, wobei ein Miner, der eben von San-Francisco kam, das Programm Mister Trick's vorlas, worauf man beschloß, stehenden Fußes eine Deputation an diesen verwegenen Jäger zu senden, damit er seine Haut an die Bestien wagen möge. Die Kosten sollten durch Subscription gedeckt und von den Indianern durch Pelzwerk und Wildlieferungen ein Theil beigesteuert werden.

Es machten sich zwei Goldsucher und zwei Indianer auf den Weg und fragten in San-Francisco so lange herum, bis sie das Haus Mister Trick's fanden, an dessen Thürpfosten oder vielmehr an den zwei Brettern, welche diese vorstellten, sie zwei Plakate erblickten, auf denen mit großen Buchstaben die Worte „Mister Trick, grauer Bärenjäger," zu lesen waren. Um etwa des Lesens Unkundigen jedoch auch anzuzeigen, daß hier der große Bärenjäger zu finden sei, hatte Mister Trick einen bezüglichen Holzschnitt unter seiner Firma abdrucken lassen, der jedem Natursohn sogleich klar machen mußte, um was es sich handle. Da indeß zur Zeit gerade kein vorzüglicher Zeichner und Holzschneider in Francisco anwesend, auch der Preis für ein solches eigens bestelltes Kunstwerk zu hoch war, so hatte Mister Trick einen alten Holzschnitt benutzt, auf dem sich allerdings weniger ein grauer Bär als ein großer bengalischer Tiger befand, der von einer Riesenschlange korkzieherartig behandelt und aus freier Hand aufgefressen wurde: ein Bild, das die Indianer mit geheimem Entsetzen vor Mister Trick erfüllte. Ihre Verwunderung würde aber noch mehr gestiegen sein, wenn sie die nun folgenden Worte hätten lesen können: „Allhier werden Kleider auf's Beste ausgebessert und angefertigt."

Das war die Unterschrift der Jagdscene, die sich die Goldsucher nicht anders erklären konnten, als daß Mister Trick ein Compagnie-Geschäft mit einem Schneider führe.

Die Deputation trat bei dem kühnen Jäger ein, oder

sie stieg vielmehr bei ihm ein, denn man mußte, um zu ihm zu gelangen, eine Leiter hinaufklettern, die auf das Dach seines Hauses führte, von wo man durch eine Luke in sein Zimmer gelangte. Das ganze Haus bestand nämlich aus einer Schiffskajüte, die ein früherer Einwanderer vom Strande heraufgeschafft und einige Ellen vom Boden auf vier Pfähle gestellt hatte, wodurch er zugleich einen Keller gewann, wie er den Raum unter der Kajüte nannte.

Erscheint eine Deputation irgendwo, so macht es sich allerdings gut, wenn Alle auf einmal eintreten. Es war daher sehr betrübend, daß die Abgesandten nacheinander durch die Luke hereinkriechen mußten. Sie blieben jedoch erstaunt und wortlos stehen, als sie sich endlich dem grauen Bärenjäger gegenüber befanden.

Ein kleines, spinnebeiniges, buckeliges Männchen, welches eben die Havarie an einer Hose besserte, sah sie durch eine Brille mit einem massiven Messinggestell und großen runden Gläsern an und glich auf's Haar einem Uhu, der auf einem Baumstock sitzt. „Und was wünscht ihr denn, Jungens?" frug sie der Kleine, indem er eine große Schneiderscheere für etwaige Fälle erfaßte und damit schnappte, wie es der Uhu mit dem Schnabel thut.

„Wir wollen zum Bärenjäger," sagte der Wortführer, sich überall umsehend.

„Well," nickte der Kleine. „Wo sind die Bären?"

„Sagt uns doch erst, wo der Bärenjäger ist," entgegnete der Sprecher, immer noch alle Winkel durchsuchend.

„Damn my soul!“ schrie der Kleine aufspringend, so daß er vier Fuß hoch vor der Deputation stand. „Bin ich nicht Mister Trick, der angezeigt hat, daß er graue Bären jagen wird? Wo sind die Bären, frage ich? Oder denkt ihr mich vielleicht zum Besten zu haben? Dann, God damn!“ Hier griff er wieder nach der Riesenscheere, welche die Indianer für eine Art Doppelbowie-Messer hielten, und schwang sich mit der Behendigkeit eines Affen blitzschnell in die Luke hinauf, an der er nun saß, bereit „jedem den Hals abzuschneiden, der versuchen wolle, herauszukommen.“

Die Goldsucher waren erst maßlos erstaunt, brachen jedoch dann in ein schallendes Gelächter aus über die „Falle,“ in der sie saßen. Die Indianer wußten nicht, was sie sagen sollten. Der kleine buckelige Kerl blitzte sie durch die Vergrößerungsgläser seiner Brille mit so durchbohrenden Augen an, und sowohl Brille als Scheere waren ihnen so unbekannte Dinge, daß sie mit offenem Munde dastanden und am liebsten wieder draußen gewesen wären.

„Nun, Gott segne meine Augen,“ sagte endlich der Sprecher lachend, „wenn Ihr der Bärenjäger seid! Gut! die Bären sind leider da und haben acht Männer zerrissen, aus denen man recht bequem zweiunddreißig von Euerer Größe machen könnte. Und diese grauen Bären wollt Ihr erlegen?“

„Wie viel sind es?“ fragte Trick sehr gleichgiltig.

„Es sind drei in unserem Lager, mein Herzchen," sprach der Goldsucher.

„Das wären dreihundert Dollars," rechnete Trick schmunzelnd, „die Reisekosten tragt Ihr!"

„Wir haben Geld und Vollmacht dazu! Aber wie wollt Ihr denn mit den Grizzles fertig werden, wenn Bill Long in's Gras beißen mußte, der Euch in die Westentasche steckte?"

„Habt Ihr einmal in der Bibel gelesen?" fragte Trick den Spötter.

„Hm, ich denke doch."

„Kennt Ihr die Geschichte mit David und dem Riesen Goliath?"

„Ob ich sie kenne! Wo der Kleine den Großen mit einem Stein vor den Kopf schmiß! . . . Aber, Mensch, Ihr denkt doch nicht etwa den grauen Bären mit einem Stein an den Kopf zu werfen? . . . Dann sag' ich Euch, bleibt hier und flickt Euere Hosen, denn wäre Goliath ein grauer Bär gewesen, so hätte er den David aufgefressen, und wenn ihm dieser auch gleich einen Mühlstein an den Kopf warf."

„Was ich den Bären an den Kopf werfe, das geht Euch nichts an," knurrte Trick. „Ich bringe die Bären um, und Ihr zahlt mir mein Geld dafür! Wollt Ihr, dann gut. Wollt Ihr nicht, dann scheert Euch zum Teufel oder ich scheere Euch." Hier schnappte Trick mit seiner Waffe.

„Nun gut, Mann! Es ist Euere Haut, die Ihr zu flicken habt, wenn ein Loch hineinkommt," entgegnete der Goldsucher kopfschüttelnd. „Wann wollt Ihr die Jagd anfangen?"

„Kann man Euere Pferde einspannen?" fragte Trick, nach den Thieren hinblickend, die unten angebunden standen.

„Sie sind das Ziehen gewohnt. Nur haben wir kein Zeug dazu," bemerkte der Sprecher.

„O dafür ist gesorgt!" sagte Trick, wieder in die Luke herabschlüpfend; „dann gehe ich gleich mit ... Die Bären hätten wir also. ... Könnt Ihr vielleicht etwas von Hosen oder Jagdhemden brauchen, dann nehme ich Segeltuch mit und mache es Euch gleich draußen."

„Nun weiß Gott, ob ich ein Paar Hosen brauchen kann," murmelte der Goldsucher, indem er sich von hinten zu besehen versuchte. „Und mein Bruder hat nur noch ein Hosenbein übrig, welches er Sonntags anzieht: einen Sonntag auf das linke und den andern auf das rechte Bein. ... Ich glaube aber, es wäre viel nöthiger, daß Ihr uns die Bären vom Leib als Hosen darauf schafftet, wenn Ihr dies überhaupt könnt."

„Well," sagte Trick kopfnickend, „und nun vorwärts! Hebt mir das da hinauf."

Die Deputation kletterte zur Luke hinaus und hob verschiedene Gegenstände, die Mister Trick hinaufreichte, auf das Dach. Da kam ein Ballen Zeug, ein Kasten mit Näh-Utensilien, eine Theemaschine, ein Regenschirm, eine

Cigarrentasche mit Feuerzeug, eine Schlafdecke und schließlich eine große Klystierspritze. Aber von einer Büchse oder einem sonstigen Gewehr, womit er die Bären erlegen wollte, kam nichts zum Vorschein, so sehr auch alle darauf lauerten. Nicht einmal die große Scheere nahm Mister Trick zur Verwunderung der Indianer mit, als er endlich aus der Luke tauchte und sie verschloß.

Unten angekommen, ließ er „aus dem Keller" einen niedrigen, starken Wagen vorziehen, auf dem sich ein Bündel etwa zwei Zoll starker eiserner Stangen mit Schrauben an den Enden befanden. Ein Kasten enthielt die Muttern und Schlüssel dazu und nahm auch die übrigen Gegenstände auf. Dann brachte er drei Pferdegeschirre aus Tauwerk und Tuchstücken, offenbar von der Hand des Meisters zusammengesetzt, hervor und bat, die Pferde vorzuspannen, indeß er noch etwas besorgen wolle.

Kopfschüttelnd und lachend legten die Goldsucher ihre Pferde vor, während Mister Trick um die Straßenecke verschwunden war, um nach einiger Zeit mit einem Krug Brandy und zwei Schinken wiederzukommen. Ein Junge trug ihm drei verschlossene Blechkrüge nach, die er sehr sorgfältig in eine alte Mappe packte und im Kasten auf dem Wagen unterbrachte.

„So, und nun vorwärts, Jungens!" schrie Trick, nachdem er jedem einen Becher Brandy eingeschänkt und die Flasche wie ein kleines Kind weich und sicher gebettet hatte.

Es war ein sonderbarer Zug. Vorweg die beiden Goldsucher auf ihren Pferden reitend, welche wiederum den Wagen zogen, auf dem Mister Trick wie ein großer Affe saß. Hinten nach kamen die beiden Indianer, welche vor Erstaunen außer sich waren, daß der Bärenjäger ein Paar seiner Doppelaugen in die Tasche gesteckt hatte, und welche anfingen, ihn für einen gewaltigen Hexenmeister zu halten. Dabei besaß Mister Trick einen unglaublichen Vorrath von Witz, den er auf jeden herabschleuderte, der sich einfallen ließ, stehen zu bleiben und ihn anzusehen oder gar eine Bemerkung zu machen. Die Vorreiter wollten vor Lachen von den Pferden fallen, wie er so die Leute tractirte, und kamen bis vor die Stadt kaum zu Athem.

Hier begegnete ihnen eine Heerde Ferkel, welche zum Verkauf gebracht wurden. „Halt!" schrie Mister Trick. „Ich brauche eins für die Bären! Muß ihnen doch was Gutes mitbringen," und er kaufte wirklich ein Ferkel mit recht heller Stimme, welche er durch Kneifen in den Schwanz herausprobirt hatte. Man setzte nun den Weg fort, wobei wiederum Mister Trick eine Anzahl von Liedern zum Besten gab, von denen eins immer lächerlicher war als das andere. Endlich schlug man das Nachtlager unter einigen Bäumen auf, machte Feuer an, briet Schinken, braute Grog und schlief dann vergnügt bis Tagesanbruch, wo man aufbrach, um noch heute das Lager der Goldsucher zu erreichen, in dessen Nähe sich die Bären befanden.

Es gab kein kleines Hallo, als der große Bärenjäger

dort ankam. Man hatte erwartet, einen Riesen zu sehen, und nun brachte man diesen verwachsenen Knirps daher, den sich Jeder im Lager mit dem kleinen Finger umzustoßen getraute. Es ergoß sich eine Sündfluth von schlechten Witzen über die Deputation und den Ankömmling, der wiederum nicht ermangelte, alles mit Zinsen heimzuzahlen und die Goldsucher bald zum Schweigen brachte. — „Wenn seine Fäuste so gut sind als sein Maul," meinte Einer, „dann sind die Bären geliefert."

Mister Trick behauptete: „Zeit ist Geld," und machte sich sogleich an seine Aufgabe. Er holte die Eisenstangen vom Wagen und begann sie durcheinander zu stecken und zusammenzuschrauben. Das ganze Lager sah mit stummem Erstaunen zu und brach in einen Jubel aus, als endlich ein großer Käfig aus den Stangen entstand, eine Art Riesen-Papagei-Bauer, mit einem großen Ring in der Mitte, der an vier Ketten gehalten ward, und an dem ein Netz baumelte.

„Hugh!" stieß einer der Indianer erstaunt hervor. „Er will ihn darin fangen! Wird schwerlich hineingehen," murmelte er kopfschüttelnd.

Mister Trick untersuchte indeß seinen Käfig genau, probirte den Verschluß der Thüre, ließ ihn um und umkehren und hin- und herwerfen, und war schließlich sehr befriedigt davon, worauf er dem Lager ankündigte, daß morgen mit dem Frühesten die Bärenjagd von seiner Seite eröffnet würde und daß er die Bestien, wenn sie ihm anders Stand hielten, bis Mittag zu haben dächte.

„Stand hielten? Die grauen Bären diesem Knirps?“ fragten schmunzelnd die wetterharten Goldsucher; alle aber waren so neugierig auf den morgenden Tag, wie sie noch nie im Leben einen Tag erwartet hatten. Nur nach Einem stand ihre Wißbegierde. Nach den Waffen, die Mister Trick bei Eröffnung der Jagd hervorbringen würde.

Der Morgen, an dem der große Bärenjäger seine Kunst zeigen sollte, dämmerte, und Alles war auf den Beinen. Mister Trick kroch in den Käfig und hing im Netz die drei Blechkrüge vorsorglich auf, dann band er einen Schinken und die Brandyflasche an den Ring (alles eine Lockspeise für die Bären, wie die Indianer glaubten) und holte schließlich die sehnlichst erwartete Waffe aus dem Kasten, die große zinnerne Klystierspritze, die ein allgemeines Ah! der Verwunderung erweckte.

Es gab nur Wenige unter den Anwesenden, die den wahren Zweck dieser Waffe kannten. Die waren erstaunt und konnten nicht begreifen, was Mister Trick mit dem Dinge anfangen wolle. Denn den Bären auf die gewöhnliche Art damit beikommen? Nein! das war unerhört und unmöglich; dergleichen war einem grauen Bären noch nie geboten worden. Die Uebrigen, besonders die Indianer, hielten das Ding für eine Art Kanone von besonderer Construction und waren gespannt auf die Wirkung.

Nachdem Mister Trick den Käfig hatte auf den Wagen heben lassen, packte er noch das Ferkel in einen Sack, steckte

das Cigarren-Etui zu sich und commandirte vorwärts, nach dem Bärenrevier.

Man fuhr etwa drei Stunden lang so schnell es der Boden erlaubte, und traf dann die ausgeschickten Späher, welche anzeigten, daß die Bären in der Nähe seien und im alten Goldsucherlager noch ihr Wesen trieben.

Trick ließ halten und den Käfig herunterheben, worauf er hineinkroch und die Thür wohl verschloß. Dann gab er einem der besten Reiter das Ferkel und gebot ihm, so nahe als möglich an die Bären zu reiten und es in den Schwanz zu kneifen. Sobald ihn die Bären annahmen, solle er zurückkommen und ihm das Thier in den Käfig stecken, worauf der Spaß losgehen würde.

Der Goldsucher übernahm die kitzliche Mission, während sich die Andern schleunigst davonmachten und Einige, nebst der Mehrzahl der Indianer, auf die nächsten Bäume kletterten, um zuzusehen und nöthigenfalls mit ihren Büchsen nachzuhelfen.

Mister Trick hatte etwa eine Stunde in seinem Vogelbauer gesessen und schon die zweite Cigarre angezündet, als ein Geschrei auf den Bäumen die Ankunft des Reiters signalisirte. Dieser kam kurz darauf angalopirt und nahm sich nur die Zeit, Trick das Ferkel hinzureichen, um dann, was das Pferd laufen konnte, davonzusprengen. Trick kniff das Ferkel, welches ein durchdringendes Quiken hören ließ. Die Leute auf den Bäumen erhoben einen Höllenlärm, und die grauen Bestien kamen denn auch richtig, von dieser

Musik angezogen, bald auf den Platz. Der Insasse des Vogelbauers hatte sich, sobald er sie erblickte, in dem Ring festgesetzt, der ihm, von vier Seiten in Ketten hängend, stets ermöglichte, in der Mitte des Käfigs aufrecht zu bleiben, wie auch derselbe umgekehrt wurde. Trick öffnete eine der im Netz befindlichen Blechflaschen und füllte seine Klystierspritze daraus.

Er war kaum damit fertig, als zwei Bären seinen Käfig packten und wüthend in die Eisenstangen bissen, während der Dritte das losgelassene Ferkel mit einem Schnapp verschluckte. Er that damit jedenfalls besser als seine Kameraden, die sich nicht nur an dem Eisen einige Zähne ausbissen, sondern auch noch zu dieser harten Mahlzeit einen Trank aus Trick's Spritze in den Rachen bekamen, der ihnen nicht besonders munden mußte, denn sie spuckten ganz abscheulich und fielen darauf brüllend über den Käfig her, den sie auseinander zu reißen suchten. Derselbe war jedoch so gut concessionirt, daß sich Trick in seinem Ring in vollkommener Sicherheit befand. Freilich hatte er einen etwas unruhigen Sitz, denn die Bestien kugelten den Käfig umher und zerrten ihn bald hier-, bald dorthin. Unter diesen Umständen würde es jedem großen starken Mann schwer geworden sein, seinen Sitz zu behaupten. Mister Trick war aber zu einer solchen Uebung wie geboren. Das Schwerste an ihm war unstreitig sein Buckel, an den sich ein großer Brustkasten und beinahe gar kein Bauch fügte, so daß der Buckel als Schwerpunkt gelten konnte, der von den langen Armen und

Beinen vortrefflich unterstützt wurde. Dabei besaß er in den Armen eine unglaubliche Muskelkraft und war, wie alle diese kleinen Kerle, ein höchst muthiger, tollkühner Bursche.

Er hielt sich deshalb in seinem Ring aus dem Bereich der Krallen, welche die Bären durch das Gitter streckten, war stets um seine Blechflaschen besorgt und spritzte deren Inhalt bei jedem Ruhepunkt auf die drei Bären, welche bald über und über eingeweicht waren und grenzenlos wüthend wurden. Dabei ließ er seine Cigarre nicht einen Augenblick ausgehen. Der alte Indianer, welcher geglaubt, Trick wolle die Bären in den Käfig locken, hatte nicht sobald die Anwendung der Spritze bemerkt, als er sein „Hugh" hören ließ und die Idee faßte, daß die Bären mit Feuerwasser tractirt und so betrunken gemacht würden. Er beneidete die Bestien im Stillen und wünschte, auch so gejagt zu werden. Es war aber weniger Feuerwasser, womit Mister Trick die Grizzles einweichte, als Petroleum, auf welchem sein ganzer Jagdplan beruhte, denn als der letzte Tropfen aus den Flaschen verspritzt war, steckte er die Spritze in das Netz, zog einen langen Zünder aus seiner Tasche und brannte diesen an der Cigarre an, worauf er durch dessen Flamme die geölten Bären mit der größten Kaltblütigkeit in Brand setzte.

Ein allgemeines Triumphgeschrei und drei Cheers für Trick erschallten bei dieser unerwarteten Wendung der Dinge, denn die Bestien brannten wie Strohhaufen und wälzten

sich brüllend am Boden umher. Freilich hätte Mister Trick beinahe ein Roastbeef aus sich gemacht und seinen Käfig in eine Bratmaschine verwandelt, denn das Oel, welches beim Anspritzen der Bären an den Stangen herabgelaufen war, fing an zu brennen, und der große Bärenjäger verschwand in einem schwarzen Qualm. Da ihn die Geistesgegenwart jedoch nicht einen Augenblick verließ und er auch so etwas vorausgesehen hatte, öffnete er die Klappe des Käfigs, schlüpfte heraus und lief wie eine Spinne einen Baum hinauf, von wo auch er dann ein Triumphgeschrei erhob.

Die Indianer hatten sich indeß von den Bäumen gemacht und hieben den halbverbrannten, widerstandslosen Bestien mit ihren Tomahawks die Halswirbel durch, was indeß noch immer kein gefahrloses Unternehmen war, da sich die geblendeten Bären unablässig umherwälzten und um sich griffen. Endlich lagen sie jedoch todt und halbgebraten am Platz, und das Jubelgeschrei der Goldsucher und Indianer tönte weit in die Berge. Es ward von der Ferne beantwortet, denn das ganze vertriebene Lager hatte in der Umgegend auf den Ausgang des Kampfes gewartet und zog nun herbei, um den alten Platz einzunehmen.

Meister Trick ward auf den Schultern zweier Goldsucher dem Zug vorausgetragen und war der Mann des Tages. Die Riesen, welche von den Bären aus ihrem Lager vertrieben worden, blickten mit Achtung auf den kleinen Schneider, der ihnen eben bewiesen hatte, daß sein Verstand stärker war als ihre Fäuste.

Da es keine grauen Bären mehr in der Umgegend gab, so griff Mister Trick zu Nadel und Zwirn und versorgte die Goldsucher mit Kleidungsstücken. Er nähte vier Wochen lustig darauf los und verließ dann das Lager mit baaren vierhundert Dollars. Die drei Schädel und die Pfoten der Bären nagelte er an seine Wohnung, in der er fernere Bestellungen auf graue Bären erwartete, von denen er in der Folge gegen dreißig Stück erlegte. Eine sinnreiche Vorrichtung mit einer Streusandbüchse setzte ihn in den Stand, das Oel an den Eisenstäben seines Käfigs zu löschen, wenn die Bären in Brand gesteckt wurden. Er ist jetzt ein wohlhabender Mann und in ganz Californien als der große Bärenjäger bekannt.

XI.

Die Abenteuer eines Gespenstes.

„Also hier soll ich spuken?“ murmelte eine schattenhafte Stimme.

Es war allerdings ein trübseliger Ort, sowohl zum Spuken als zu jeder anderen Unternehmung. Es war der äußerste Winkel unter den Dachbalken, wohin eine knarrende, boshafte Treppe führte, welche besser zum Hinunterfallen als zum Hinaufsteigen diente. Außerdem war es eben Weihnachten vorbei und eine grimmige Kälte von zwanzig Graden, der Ostwind pfiff um das Dach und kroch durch alle Ritzen, wobei er den Schnee mit hineinbrachte, und — es wurde eben dunkel. — Alles Umstände, die nicht comfortable genannt werden können.

Das Gespenst, welches obige Worte gemurmelt hatte, saß auf der obersten Treppenstufe und fror fürchterlich.

Ihr findet es lächerlich, daß ein Gespenst frieren soll? — Es ist aber doch so! — Ich sage euch es fror, daß es mit den Zähnen klapperte, wovon man jedoch nichts hörte. Es führte diese Musik mehr pantomimisch aus.

Wenn es ein Geist gewesen wäre, so hätte er allerdings nicht gefroren, den Geistern ist Hitze oder Kälte egal. Es ist ihnen ganz gleichgiltig, ob sie mitten auf der Erdachse am Nordpol sitzen, oder unter dem Aequator. Sie befinden sich in einem Eiskeller eben so wohl, als in einem Eisenschmelzofen. Ihr könnt auf einen Geist schießen, hauen und stechen. Ihr könnt ihm einen Felsen von fünftausend Centnern auf den Kopf werfen oder mit einem Eisenbahnzug über ihn wegfahren, das genirt ihn Alles nicht.

Dabei hat er noch die Eigenschaft, daß er überall geradeaus geht. Er spazieret durch die dicksten Mauern und Thüren, als wenn sie von weicher Butter und er ein glühender Plättstahl wäre, kurz, vor einem Geiste gibt es keine Schranken!! —

Mit einem Gespenst ist das etwas Anderes. Ein Gespenst hat zwar weder Hunger noch Durst; denn das wäre eine grausame Einrichtung; es fühlt aber gewissermaßen alle äußeren Eindrücke. Es ist ein Wesen, halb Schatten, halb Gummielasticum. Es kann allerdings durch Schlüssellöcher und Mauerritzen kriechen, ist jedoch nicht im Stande, direkt durch Mauern und Balken zu gehen, sondern muß Thüren oder sonstige Oeffnungen suchen und sich da hinein schleichen. Es erfrieret nicht, aber es friert. Es wird von keiner Last erschlagen, aber es wird augenblicklich breit gequetscht wie ein Collodiumhäutchen, und bekommt öfter das, was man einen „Puff" nennt.

Von dieser Art war auch das Gespenst auf der Bodentreppe.

Man hätte fast lachen mögen, wenn man es so sitzen sah, besonders wenn einem ein Umstand bekannt war, der höchst sonderbar erscheinen muß, aber dennoch stattfand. Es fror nämlich nicht allein, sondern fürchtete sich auch noch und zwar vor sich selbst!! —

Ihr wollt dies noch lächerlicher finden, als daß es fror? — Nun, fürchten sich nicht viele Menschen vor Gespenstern, ohne daß sie noch die Gewißheit haben, ob es auch welche gibt!? — Weshalb soll sich also ein Gespenst nicht vielleicht vor seines Gleichen fürchten, von dessen Dasein es überzeugt ist?

Es spielte übrigens eine so lächerliche Figur, daß sich nicht so leicht Jemand vor ihm gefürchtet hätte. Das Gesicht war vor Kälte und Angst so lang geworden, daß es wie das Spiegelbild aus einer Weinflasche erschien, in der man sich selbst sieht. Es erhielt außerdem einen höchst komischen Ausdruck durch eine Brille, welche auf der Nase saß. Auf dem Kopf hatte es eine alte Zipfelmütze, die vom Zugwind, nebst der Hälfte des Kopfes, manchmal wie eine Rauchwolke ein Stück mitgenommen wurde und dann wieder an ihren alten Platz zurückschnellte.

Ueber den dünnen Leib war ein alter, defekter Schlafrock gezogen. Die Beine staken in Unterhosen, welche unten straff zugebunden waren und deren Bänder wie Wimpel herabhingen. Dabei war der betrübende Umstand zu be-

merken, daß der linke Fuß sich total nackt zeigte, während der rechte sich einer Bekleidung erfreute, die man im Leben mit dem Namen „Bärlatsch" belegt.

Ein sonderbarer Umstand war übrigens, trotz der Dämmerung, an ihm zu bemerken. Die ganze Figur war nämlich durchsichtig, etwa wie eine feine Schweinsblase oder ein leeres Bierglas, so daß man leicht jede Treppenstufe hinter ihm zählen konnte und auf seinem Hintertheil ein ungeheures Loch im Schlafrock bemerkte, welches ohne Zweifel „durchgesessen" war.

Nur ein Stück seiner Garderobe schien mehr Körper zu haben als alles Andere. Es war dies die Cravatte, welche offenbar aus dem Stück einer alten Waschleine bestand, welches auf sehr beunruhigende Art um den Hals geknüpft oder vielmehr zugezogen war, während das Ende der Leine herabhing und dem Gespenst sehr hinderlich zu sein schien.

Ich kannte den armen Kerl recht gut als er noch lebte. Er war ein armer Schneidermeister, der mit Hunger und Kummer zu kämpfen hatte und niemals den Miethzins zum Quartal zusammenbringen konnte, weshalb er sich dann jedesmal wochenlang an der Etage, worin der Hauswirth wohnte, wie eine Katze vorbeischlich und sich schon damals eigentlich auf die Gespensterei einübte. Er war schon bei Lebzeiten sehr durchsichtig und mußte das schreckliche Schicksal erdulden, für andere Leute dick wattirte Winter-

röcke zu machen, während ihm im dünnen Sommerrock der Wind bis auf die Knochen zog. Seine arme Seele hielt sich trotzdem lange tapfer in dem dünnen Leib, ja, er ersparte und erflickte in seiner Noth sogar so viel, daß er einen Sohn groß zog, den er Musik lernen ließ, damit er dereinst als lustiger Musikant sein Brod verdienen und nicht als krumm gezogener Schneider bei einsamer Lampe sitzen sollte.

Der Junge war gut und fleißig und blies bald seine Clarinette, daß der alte Schneider schmunzelte und die Nadel dabei nur so flog. Es war freilich im Anfang kein Spaß bei der Sache; denn als eine Clarinette geschafft werden mußte, deren Kosten sich der Schneider stets auf anderthalb bis zwei Thaler gedacht hatte und die nun unter der Hand auf fünfzehn Thaler zu stehen kam, wär er beinahe vor Schreck umgefallen. Als die Anschaffung auf Abzahlung erschwungen war, mußte der Arme eine Stufenleiter von „Kicksern" mit anhören, die, etwa um die zwölfgestrichene Octave herum (wenn man sich eine solche denken kann), jeden Anderen als einen hoffnungsvollen Vater um den Verstand gebracht hätte. Der gegenüberliegende Müller behauptete wenigstens, daß sein Kettenhund von der Clarinette hin geworden sei.

Doch auch dies ward überstanden und der Musikant blies lustig im Concert und bei der Tanzmusik mit, zum Stolz und zur Freude des armen durchsichtigen Schneiders,

der nun manchmal schon vier Wochen nach dem Quartal seinen Zins hinunter trug.

Der arme, alte Narr! Er hatte geglaubt, seinen Sohn für sich zu erziehen und eine Stütze für seine alten Tage an ihm zu haben. Er sollte schrecklich aus seinem Irrthum gerissen werden, denn als der Sohn zwanzig Jahre alt war, nahm ihn der Staat, der sich bis dahin gar nicht um ihn gekümmert hatte, steckte ihn unter die Soldaten, ließ ihn auf verschiedenen Orten Schildwach stehen und hielt ihn so ab, seinem Beruf nachzugehen und für sich und den alten Schneider Brod zu verdienen.

„Das ist gar nichts Besonderes," höre ich einige Cyniker sagen, „das passirt ja alljährlich viele hunderttausend Mal, und es ist nur zum Verwundern, wo die armen Leute noch die Lust herkriegen ihre Söhne zu erziehen, und daß sie dieselben nicht wie wilde Thiere aufwachsen lassen?"

Nun, wenn die Elternliebe nicht wäre und die stille Hoffnung, daß der Sohn in Folge des erbärmlichen Lebens vielleicht doch zum Soldaten untauglich sei, dann könnte es das Conscriptionswesen am Ende noch dahin bringen. Bis jetzt thut Jeder, was er kann und begnügt sich eben mit der Hoffnung.

So auch der alte Schneider. — Ein Jahr lang trug er wieder allein Kummer und Hunger und hoffte dabei mit stiller Freude, daß der Sohn zu Weihnachten auf einige Wochen vom Schildwachstehen beurlaubt und nach Haus kommen würde.

So kam der heilige Abend heran. Der Schneider hatte einen ganzen Häring nach Haus getragen. Er hatte vier Aepfel geschält und zu einer unverhältnißmäßigen Menge von Kartoffeln in die Schüssel geschnitten, welches Schicksal er nun zwei großen Zwiebeln bereitete. — Die Thränen liefen ihm dabei aus den Augen und daran waren nicht blos die Zwiebeln schuld, sondern auch jener Zettel, der eine zweite Mahnung wegen rückständiger Abgaben und angekündigter Execution enthielt und für den er zwei Groschen Porto zahlen mußte.

„Sie hätten's ja mit der Post schicken können," seufzte er, „dann hätte es nur fünf Pfennige gekostet." Dann war noch eine andere Zwiebel da, welche der Hauswirth geschickt hatte. Eine Ankündigung, daß der Zins pränumerando bezahlt oder ausgezogen werden müsse. Deshalb weinte der Arme einen schweren, bitteren Essig in seinen Häringssalat.

Da polterten Fußtritte die Treppe herauf. — Das nasse Auge sah freudig nach der Thür, in welcher der Sohn jetzt erschien?

Nein! — Es war der Briefträger! —

Ein kleiner Brief von grauem starken Papier. — Unfrankirt. — Fünf Pfennige.

Die fünf Pfennige werden zusammengesucht. — Der Briefträger poltert hinab. — Der Schneider holt seine Brille.

„Er hat keinen Urlaub bekommen," murmelte er, und öffnet den Brief. — Er liest. — Sein Gesicht nimmt

einen so entsetzlichen Ausdruck an, daß der seines Gespenstes ein freundliches Lächeln dagegen ist. — Er schlägt die Hände über dem Kopf zusammen und jammert mit einem Schrei: „Urlaub für immer, zum — Betteln!! —"

Das Regimentscommando meldet ihm mit dürren Worten, daß sein Sohn vor einigen Tagen, bei grimmiger Kälte, auf dem Posten beide Hände erfroren habe und die Abnahme der Finger erfolgt sei.

„Ein Musikant ohne Finger! — Urlaub für immer — zum Betteln! —"

Die arme tapfere Seele, welche sich in dem dünnen Leibe so lange vertheidigt hatte, konnte diesen Schlag nicht ertragen. Sie brach zusammen.

Der arme Schneider blickte verzweifelt um sich. — Er schlich sich hinaus, hinüber nach seiner Nachbarin, der dicken Wäscherin, um bei ihr zu — stehlen! —

Ja, er stahl — ein Stück von ihrer Waschleine. — Er schlich sich leise, leise damit die Bodentreppe hinauf. — Die Stufen knarrten „Narr, narr." — Er blieb entsetzt stehen und hob dann den Fuß höher. Dabei entfiel ihm ein Schuh und kollerte langsam die Stufen hinab „wie eine schwarze Katze," dachte er, „er will nicht mit hinauf." Er sah ihm nach und wunderte sich, daß er nicht donnernd hinabrollte und das ganze Haus in Allarm brachte. Dann schlich er in den hintersten finstern Dachwinkel und — hängte sich auf! —

Die arme Seele war froh, als sie aufwärts fuhr und glaubte, nun wäre Alles vorbei. —

„Also hier soll ich nun spuken!“ lispelte das Gespenst schaudernd. Es sah nach dem Balken hinüber, woran es seinen Leib vor einigen Tagen aufgeknüpft hatte. Dieser hing nicht mehr dort, denn der Hauswirth hatte ihn noch denselben Abend entdeckt, als er mit einer Laterne nach dem Boden hinaufstieg, um den vorjährigen Fuß eines Christbaumes zu suchen, und war vor Schreck die Treppe hinuntergefallen. — Es war doch etwas.

„Ich fürchte, ich bin sehr ungeschickt im Spuken,“ flüsterte der Schatten. „Wenn ich nur wenigstens in einer warmen Stube spuken könnte, denn es ist hier wirklich nicht auszuhalten. Unten beim Hauswirth vielleicht.“ — Der schattenhafte Mund verzog sich zum Lachen und die Gestalt huschte die Teppe hinab, jedenfalls in der Absicht, dem Hausherrn einen Besuch abzustatten.

Sie war bis auf die andere Treppe gekommen, als man zwei Leute heraufsteigen hörte. Der Schatten blieb stehen, denn er erkannte den Hausherrn an der Stimme. Obgleich er sich eigentlich vorgenommen hatte, sich neben dem warmen Ofen desselben zu setzen, so fiel ihm doch eben ein, daß er den Zins vom vorigen Vierteljahr noch schuldig war und, getreu seinem Charakter im Leben (denn unsere Geister, oder resp. Gespenster, behalten ihren Charakter nach

dem Tode fort), schämte er sich und blieb an der Bodenthür stehen.

Der Hausherr kam mit der Wäscherin die Treppe herauf und trug eine Lampe in der Hand, denn die Frau fürchtete sich Abends allein heraufzugehen, weil ihr Strick zum Unglück des Schneiders gedient hatte.

Sie wollte eben ihre Thüre öffnen, als sie die Gestalt an der Bodentreppe erblickte und wie versteinert stehen blieb, indem sie nur den Arm, zeigend, gegen das Gespenst ausstreckte. Der Wirth, welcher noch auf der obersten Treppenstufe stand, hielt die Lampe über dem Kopf und folgte mit den Augen der Richtung, nach welcher die Frau zeigte. Als er die Gestalt des Schneiders sah, zitterte er an allen Gliedern und seine Augen drängten sich aus dem Kopfe, während der Mund sprachlos offen stand und die Haare sich auf seinem Scheitel wie die Borsten eines Igels in die Höhe richteten.

Es lag ganz im Charakter des Gespenstes, daß es sich entschuldigen wollte und zu diesem Zweck die Zipfelmütze vom Kopfe zu ziehen versuchte, wobei es indeß die Bemerkung machte, daß dieselbe darauf festgewachsen war. Diese Bewegung riß die Frau jedoch aus ihrer Erstarrung, so daß sie sich plötzlich rückwärts auf den Wirth stürzte und mit diesem die Treppe hinunterfiel, wobei er lächerlicher Weise die Lampe fortwährend hoch über den Kopf hielt. Da die Magd der Waschfrau eben mit zwei vollen Wasserkannen heraufstieg, so ward auch sie mitgenommen, und bald lagen

Wirth, Frau, Magd, Lampe und Wasserkannen unten am Boden, von wo die ersten Drei sofort wieder aufsprangen und mit dem Geschrei: „es spukt! es spukt!“ aus dem Hause liefen.

Das Gespenst war im Anfang etwas erschrocken über die Wirkung, welche es hervorgebracht hatte.

Als jedoch Alles wieder ruhig war, sagte es: „Nun, das Geschäft wäre ja im Gange. Ich spuke also!“ — Da es indeß durch die geöffnete Thür der Wäscherin einen schwachen Feuerschein erblickte, so stieg das Verlangen nach Wärme wieder bei ihm auf und es schlüpfte durch die Thürspalte in das Vorhaus.

Der Ofen, welcher sich in der Stube befand, ward von außen geheizt, und da der Schatten nicht die Kraft hatte, die Thürklinke niederzudrücken und die Thür zu öffnen, so blieb ihm nichts übrig, als durch das Schlüsselloch zu kriechen, wenn er in die warme Stube gelangen wollte. Er that dies denn auch, indem er sich so lang wie eine kölnische Thonpfeife machte und befand sich bald im warmen Zimmer, wo ein Lämpchen schwach brannte.

Er wäre jedoch beinahe vor Schreck wieder durch das Schlüsselloch zurückgefahren, denn er glaubte hinter dem Ofen noch sechs bis acht andere Gespenster zu bemerken, und war noch nicht so sehr an seinen neuen Stand gewöhnt, um sich ganz behaglich unter Seinesgleichen zu befinden. Als er aber genauer hinsah, zeigte es sich, daß es

zum Trocknen aufgehängte Hemden waren, und er beruhigte sich wieder.

Es machte ihm indeß einige Sorge, wenn er daran dachte, daß die Bewohner des Zimmers zurückkehren und ihn dann hier finden könnten. Auf dem grausigen Boden sich die ganze Nacht herumzutreiben, war ihm doch ein schrecklicher Gedanke, und er kroch deshalb in den Strohsack, auf dem die Magd der Wäscherin schlief. Hier hoffte er ungestört die Nacht in behaglicher Wärme zuzubringen und obendrein etwas von dem Geruch des Punsches wegzukriegen, zu welchem die einzelnen Theile, wie Rum, Zucker und Citronen, auf dem Tische standen, denn es war der Sylvesterabend, an welchem die Wäscherin jedesmal einen Punsch braute.

Gegen zehn Uhr schien endlich die ganze Hausbewohnerschaft die Treppe heraufzusteigen. Man schloß die Bodenthür ab und öffnete die Stubenthür, durch welche ein Mann mit einer Doppelflinte trat, in alle Winkel herumguckte, und in dem der Schatten den Sohn der Wäscherin erkannte, der in der Umgegend als Jäger diente.

Er wünschte sich Glück zu seiner Idee, in den Strohsack gekrochen zu sein; denn er hatte eine fürchterliche Angst vor der Flinte des Jägers. Als dieser erklärte, daß nichts Verdächtiges zu sehen sei, kamen Frau, Magd und einige Nachbarn herein und man machte sich sofort an die Bereitung des Punsches, zu welchem der Hausherr noch ein

Paar Flaschen Rum brachte, welche ihm die Gewissensbisse über den armen Schneider abpreßten.

Bald durchzog ein herrlicher Punschduft das Zimmer und das Gespenst im Strohsack schnupperte ihn mit solcher Begierde ein, daß es endlich nießen mußte.

Dies geschah nun zwar so schwach, daß es kaum hörbar war. Der Wirth hatte jedoch, seitdem er den Schatten gesehen, die Ohren stets gespitzt und hörte auf jedes Geräusch. — Er war leichenblaß und fragte ängstlich: „Habt Ihr's gehört? Er nießte draußen!"

Man horchte gespannt. Da sich jedoch nichts weiter regte, so füllte man die Gläser und kostete das Getränk.

Hierauf besprach man die Spukgeschichte, wobei das Gespenst eine keineswegs schmeichelhafte Beschreibung seiner Erscheinung hören mußte, die jedoch nicht ganz übereinstimmend war, denn der Hausherr gab seine Länge auf sechs bis acht Ellen an, wollte „Augen wie Biergläser" und einen furchtbaren Zopf bemerkt haben, und war entschieden dafür, daß es in einen großen Sack gekleidet gewesen, während die Frau sich auf eine bestimmte Größe gar nicht einließ, vom Costüm aber bestimmt behauptete, daß es eine preußische Pickelhaube aufgehabt, sonst mit einem Hemd bekleidet gewesen, an den Füßen Bärlatschen mit Sporen getragen und sie grimmig durch eine große Schneiderscheere angeguckt habe, worauf der Jäger in sein Glas „Unsinn" murmelte. Die Magd blieb ihrerseits dabei, daß das Ding wie ein nasses Handtuch ausgesehen hätte.

Man kam nun auf den Schneider zu sprechen und hier hörte das Gespenst sich als Menschen nur loben und den Hausherrn sein hartes Verlangen nach Pränumerandozahlung tief bedauern.

So kam Mitternacht heran und als es Zwölfe schlug, stieß die ganze Gesellschaft auf ein glückliches Neujahr an und leerte ihre Gläser.

Neujahr war aber dem Gespenst, als es noch Schneider war, immer ein schrecklicher Zeitpunkt gewesen, weil dann der Zins bezahlt werden sollte. Dieser Qual war es jetzt wenigstens enthoben. Er wohnte zwar nicht, er hatte jedoch auch keinen Zins zu bezahlen. Das war wenigstens ein Vortheil, den die Gespenster genießen.

Die Gesellschaft ging auseinander. Die Frau legte sich in's Bett, während der Jäger seine großen Stiefeln auszog und sich auf das Sopha streckte. Die Magd legte sich auf ihren Strohsack, warf sich aber unruhig umher, weil ihr der Punsch etwas in den Kopf gekommen war. Durch dieses Umherwerfen kam nun das Gespenst in eine neue Klemme, denn die harten Strohhalme stachen es allenthalben, und in dem Bestreben, sich dazwischen zurechtzulegen, verwickelte es sich endlich dermaßen darin, daß es ein förmliches Geflecht von Stroh und Gespenst gab.

Die ungemüthliche Lage preßte ihm einige Seufzer aus, und da es alle Kraft anwandte, um aus dem Stroh zu kommen, so bemerkte die Magd bald, „daß es im Strohsack nicht richtig sei."

„Es wird eine Maus drin sein," sagte die Frau und zündete die Lampe an.

„Eine Maus?" schrie die Magd und sprang auf, denn sie fürchtete sich sehr vor Mäusen.

„Die werden wir gleich haben," sagte der Jäger und kam mit dem Stiefelknecht herbei.

Die Frau war indeß mit der Lampe näher getreten und sagte, den Strohsack betrachtend: „Ja, was ist denn das? Da steckt ja die Waschleine drin! — Das glaube ich, daß Du da schlecht liegst." Hiebei erfaßte sie das Ende eines heraushängenden Strickes und zog ihn nach sich.

Ich habe schon erwähnt, daß der Strick, den das Gespenst um den Hals trug, das einzige Consistente an ihm war. Dieser Strick hatte zwar die Eigenschaft, sich überall mit durch- und zusammenzuzwängen, er blieb jedoch immer noch faßbar und wenn er so dünn wie eine Spinnwebe ward. Er war das Einzige, was ihm vom Leben noch anhing.

Dieser unglückselige Strick war also außen geblieben, als der Schatten in den Strohsack kroch. Da er nun der Frau keinen Widerstand entgegen setzen konnte, so zog ihn diese auf eine jämmerliche Art durch das Stroh und endlich aus dem Sack heraus, wo der Jäger mit dem Stiefelknecht auf ihn lauerte und er wie ein nasses Hemd, welches man aus einem Fluß zieht, zum Vorschein kam.

Die Frau mußte auch etwas Aehnliches vermuthen, denn sie sah ihn erstaunt an und leuchtete mit der Lampe näher.

Als sie jedoch erkannte, was sie herausgezogen, warf sie die Lampe unter den Ofen, sprang wie wahnsinnig in ihr Bett, kroch unter die Decke und schrie darunter, wie in einem Keller, um Hilfe. Die Magd schrie mit und der Jäger, welcher seinen Stiefelknecht nach dem Schatten geschleudert hatte, fluchte in der Angst fürchterlich.

Das Gespenst hatte vielleicht von Allen die meiste Angst und fuhr wie wahnsinnig in der Stube umher, um einen Ausgang zu finden. Das Schlüsselloch fand es in der Verzweiflung nicht und da es beim Umherfahren den unseligen Strick nachschleppte, so warf es damit Tassen und Gläser herunter, und der Lärm ward immer größer. Endlich fand es am Boden etwas, wie eine Art Ofenrohr und suchte darin Sicherheit.

Der arme Schneider war im Leben ein Pechvogel gewesen, deshalb war es auch sein Schatten. Er hatte unglücklicher Weise den einen Jagdstiefel des Jägers zu seinem Zufluchtsort gewählt und zwar im selben Augenblick, wo ihn dieser erfaßte, um ihn anzuziehen, denn der Spuk wurde ihm zu arg.

War nun im Stiefel Platz für zwei Paar wollene Strümpfe, so hätte auch wohl das Gespenst noch Raum gefunden, wenn nur der verwünschte Strick nicht gewesen wäre. Der Jäger fühlte diesen nicht sobald im Stiefel, als er auch Unheil ahnte, ihn mit einem Fluch wieder vom Fuß riß und in die Ecke schleuderte, wodurch das Gespenst vollends die Besinnung verlor und wie ein gefangener Sperling

gegen die Fenster flog, in der Hoffnung, eine Scheibe zu zertrümmern und dann in's Freie zu entkommen.

Da dies jedoch mißlang, so kroch es endlich in seiner Verzweiflung in die Flinte des Jägers, indem es glaubte, daß man ihn da am wenigsten finden würde. Der Strick zog sich dabei angemessen zusammen und hing wie ein Zwirnsfaden heraus.

Hätte der unglückliche Schatten eine Ahnung davon gehabt, daß die Flinte geladen und Zündhütchen aufgesetzt waren — denn der Jäger hatte sich eigentlich den Spaß machen wollen, um zwölf Uhr aus dem Fenster zu schießen, so wäre er eher durch den heißen Ofen gekrochen. Es ging aber wie bei allen Pechvögeln. Es verwickelte sich Jemand in den heraushängenden Unglücksstrick, riß die Flinte um, dieselbe ging los und das Gespenst wurde gegen die Wand geschossen, wo es wie ein nasser Bogen Löschpapier anklatschte und ganz breit geschlagen ward.

Die Magd hatte indeß ein Fenster aufgerissen und schrie nach dem Nachtwächter.

„Das fehlte mir nur noch, daß sich der Nachtwächter hineinmischte," dachte der Schatten, ersah in der Angst die Gelegenheit, huschte über dem Kopf der Magd zum Fenster hinaus, erwischte die Dachrinne und schwang sich hinauf, worauf er sich neben die Feueresse setzte, froh, dieser verzweifelten Hetze entkommen zu sein.

Es war freilich auch kein gemüthliches Plätzchen da oben, denn der Ostwind wehte ihn durch und durch und er hätte

sich sicher einen tüchtigen Rheumatismus geholt, wenn er nicht glücklicher Weise ohne Fleisch und Bein gewesen wäre.

„Die Spukerei ist ein verteufeltes Geschäft," sagte er seufzend, „wenn das so fortgeht, dann werde ich in acht Tagen dabei hin! — Herr Petrus hätte mich auch lieber gleich in die Hölle schicken können, da hätte ich wenigstens warm gesessen! — Verfluchter Wind!" schloß er, als ihn ein Windstoß beinahe vom Dach warf.

„Himmelsakra!" sagte plötzlich eine knarrende Stimme dicht neben ihm, „hat man denn nicht einen Augenblick Ruhe? — Der Wind turbirt einen 's ganze Jahr. Am Tage hat man seinen Aerger mit den Tauben und Sperlingen, des Nachts mit den Katzen, und nun kommt noch gar ein verrückter Geist und lamentirt mir die Ohren voll! Scheert Euch weiter und setzt Euch zum Guckuck auf den Thomasthurm, da könnt Ihr lamentiren wie Ihr wollt!"

Das Gespenst hatte sich erschrocken umgesehen, denn es glaubte sich ganz allein auf dem Dach. Es war auch nirgends Jemand zu erblicken, als die Wetterfahne, neben der es saß. Der Schatten blickte sie verwundert an und sah nun ganz deutlich ihr Gesicht, welches, nach der Leeseite gekehrt, einen höchst verdrießlichen Ausdruck zeigte. Die etwas unverhältnißmäßig lange Nase war total verrostet und hätte jede andere Kreatur in den Verdacht des Trinkens gebracht. Den Hinterkopf bildete eine Art Haube mit einem langen Zopf, der nach dem Wind hinwies. Auf der Haube

war die Jahreszahl 1725 zu lesen, was der Wetterfahne gewissermaßen als Geburtsschein diente.

„Haben Sie gesprochen?" fragte der Schatten erstaunt.

„Wollt Ihr mir etwa das Maul verbieten?" entgegnete die Wetterfahne aufgebracht.

„So was ist mir in meinem Leben nie eingefallen," sagte das Gespenst demüthig, „ich wollte mir nur Gewißheit verschaffen, ob Sie sprächen, und freue mich, Jemanden zu finden, mit dem ich mich ein Bischen unterhalten kann. Sie scheinen mir aber auch nicht in der besten Laune zu sein?"

Die Wetterfahne knurrte etwas Unverständliches und erwiderte dann: „Wenn Ihr von Blech wäret und bei dieser Hundekälte, mit einem fürchterlichen Rheumatismus im Rückgrat, hier seit hundert und vierzig Jahren säßet, so würde Euch die gute Laune vergehen! Man hat mich seit anno 1725 nicht ein einziges Mal eingeschmiert und mein Rückgrat ist so verrostet, daß ich fürchte, ich breche nächstens ab. — Ich quieke schon seit etwa sechzig Jahren nach etwas Oel. Es kümmert sich aber Niemand um mich."

„Ich habe Sie oft des Nachts quicken hören," sagte das Gespenst bedauernd.

„Was macht Ihr denn hier oben?" fragte die Wetterfahne. „Seid Ihr nicht der alte Schneider von unten, oder vielmehr sein Geist?"

„Der alte Schneider bin ich allerdings, aber kein Geist," murmelte das Gespenst traurig.

„Ihr wollt mir doch nicht etwa weiß machen, daß Ihr noch der alte Schneider selber seid?“ schrie die Wetterfahne zornig. „Man kann ja Euch durch und durch sehen. Ihr seid gewiß gestorben und wißt es am Ende gar nicht.“

„Ich bin weder gestorben noch ein Geist,“ sagte der Schatten betrübt, „ich habe mich erhängt und muß nun als Gespenst spuken.“

Die Wetterfahne that vor Verwunderung einen langen Pfiff und sprach nach einer Pause: „Wie seid Ihr aber dazu gekommen? Ich kenne Euch seit fünfzig Jahren stets als den ordentlichsten Mann so weit ich sehen kann. Ihr seid niemals betrunken nach Hause gekommen, oder habt Euch mit den Nachtwächtern geprügelt! — Wie kommt Ihr in diese Lage!“

„Sie sind, wie Sie eben bemerkten, von Blech und kennen unser Leben und seine Noth nicht, die mich dahin brachte, dies Leben wegzuwerfen,“ seufzte der Schatten.

„Weshalb seid Ihr denn aber nicht im Himmel. Ihr habt das doch gewiß verdient,“ fragte die Wetterfahne.

„Ich habe dies im Leben auch immer geglaubt,“ sprach der Schatten. „Die Glücklichen vertrösten die Armen immer darauf und ich habe mich wirklich vierzig Jahre lang auf das „Jenseits,“ wie sie es nennen, gefreut und mich deshalb immer als ehrlicher Mann gehalten. Es thut mir auch nicht leid, wer weiß aber was ich gethan hätte, wenn ich die Zukunft so gekannt wie jetzt! — Na,“ fuhr er entschuldigend fort, „sie wissen es vielleicht selbst nicht genau

oder sagen es nicht, denn wenn uns Armen die Hoffnung auf ein besseres Jenseits nicht gemacht würde, hielten wir nicht so geduldig aus. — Aber eine Grausamkeit begeht man gegen uns, welche Schuld ist, daß wir nach unserem Tod keine Geister, sondern Gespenster werden."

„Ist das nicht ganz egal?" fragte die Wetterfahne.

„Nein!" sprach der Schatten, „Leute, welche sich im Leben nicht blos um ihren Leib bekümmerten, sondern auch etwas für ihren Geist thaten und ihn bildeten, werden nach dem Tod Geister, welche nicht spuken, sondern nur manchmal zu erscheinen brauchen. — Arme Teufel aber, die sich nur wegen ihres Leibes hier unten herumschinden, und gar nichts für ihren Geist thun können, werden Gespenster und müssen auf eine gemeine Art spuken. Wenn man uns deshalb in Unwissenheit versinken läßt und nichts für unsere Bildung thut, so soll man auch nicht darüber klagen, wenn unsere Gespenster erscheinen. — Uebrigens werden auch alle Diejenigen Gespenster, welche auf eine gewaltsame Art um's Leben kommen."

„Das kann nicht sein," sagte die Wetterfahne kopfschüttelnd. „Ihr waret ja schon hier, wie die große Völkerschlacht stattfand. Ihr habt doch gesehen, was für eine Menge Menschen da umgebracht wurde. Wie unten der ganze Mühlgraben voll Todter lag! — Wenn nun die Alle spuken wollten?"

„O! die spuken auch," rief der Schatten, „man will

nur nichts davon wissen und hören. — Aber sie werden noch lange spuken!"

„Weshalb spukt Ihr aber," fragte die Fahne nochmals.

„Ich weiß nicht," sprach der Schatten, „der heilige Herr Petrus hat mich wieder dazu runtergejagt."

„Petrus?" murmelte die Wetterfahne sinnend. „Petrus? — Den kenne ich. Ist das nicht Der mit den zwei großen Hausschlüsseln?"

„Ja, ja!" nickte der Schatten. „Er hatte ein Paar alte, große Schlüssel in der Hand, wie sie im Bremer Wappen stehen. Woher kennen Sie den?"

„Er ward in der Werkstatt ausgebessert, wo ich gemacht wurde," entgegnete die Fahne. „Wo habt Ihr ihn denn gesehen?"

„Nun, wo sonst, als am Eingang in den Himmel," sagte das Gespenst.

„Im Himmel?" rief die Wetterfahne neugierig. „Im Himmel waret Ihr? Dort oben beim Monde?"

„Noch viel höher," sprach der Schatten.

„Was? Etwa gar bei der Sonne? Macht keine Quinten!" knurrte die Fahne ungläubig. „Erzählt mir 'mal, wie es dort oben aussieht, das ist interessant!"

„Ich glaub' es wohl," sagte das Gespenst kopfnickend, „es würde Mancher was darum geben, wenn er den Weg gemacht hätte und könnte es hernach erzählen. Die Leute werden sich aber nicht zu einem Gespenst setzen und sich mit ihm unterhalten. — Im Hinterhaus wohnt indeß ein

Schuster, der immer Geister zitirt, den werde ich einmal besuchen und ihm meine Fahrt erzählen. — Also, hören Sie!" Hiebei setzte sich das Gespenst etwas bequemer und begann: „Ich hatte mich aufgehängt und die Sinne schwanden mir, so daß mein letzter Gedanke etwa war: „jetzt wird's alle." — Nach einem Weilchen erwachte ich jedoch wieder und fühlte mich ungemein leicht und wohl. Ich sah mit Erstaunen, daß ich ein Ding wie eine Seifenblase geworden war und über der Stadt schwebte, die immer kleiner und kleiner wurde. Ich bemerkte daran, daß ich wie ein Luftballon in die Höhe stieg, immer schneller und schneller, so daß ein Eisenbahnzug eine Schnecke dagegen ist."

„Eisenbahn?" fragte die Wetterfahne verwundert. „Was ist das?"

„Gerechter Himmel!" sprach der Schatten erstaunt. „Wissen Sie denn nicht, was eine Eisenbahn ist? — Womit man so schnell fährt!"

„Das ist dann wohl das Ding, was ich drüben bei Eutritzsch so schnell über das Feld laufen sehe und was so pfeift und raucht? — Ich habe mir lange den Kopf darüber zerbrochen und danke Euch für die Auskunft," sagte die Wetterfahne.

„Ich stieg also," fuhr das Gespenst fort, „mit solcher Schnelligkeit aufwärts, daß ich nach fünf Minuten die Sonne sah, obgleich es Abends gegen neun Uhr war. — Als ich aus der Erdatmosphäre kam, ging es mit einer Schnelligkeit, von der man sich keinen Begriff machen kann.

Ich machte die Bemerkung, daß von der Erde aus eine Menge eben solcher Blasen, wie ich, aufstiegen und mit mir in die Höhe fuhren. Wahrscheinlich waren dies Seelen. In einer Viertelstunde etwa war ich hart beim Monde, der mit einem starken Sausen bei mir vorbei fuhr und so groß war, daß er den halben Himmel bedeckte. — Er besteht, wie ich deutlich sah, aus einem einzigen Bimsstein, auf dem gar nichts wächst und worin fürchterlich große Löcher — vom Umfang wie halb Sachsen — sind. Die Erde sah man von hier etwa in der Größe eines Wagenrades, sie war weiß und schwarz gefleckt. — Ich dachte: „ob sie vielleicht schon ganz preußisch geworden wäre." Ich war in einem Augenblick schon wieder so weit hinter dem Mond, daß er bald so klein wie die Erde aussah, die indeß dann wieder größer als er wurde. Die Sterne blieben jedoch immer noch so klein, wie sie von der Erde aus gesehen erscheinen. Ich durchflog nun einen todtstillen, dunklen, leeren Raum, in dem die Sonne wie eine große Lampe stand. Obgleich ich jetzt in einer Sekunde vielleicht hunderttausend Meilen machte, dauerte es doch über fünf Minuten, ehe ich in die Nähe der Sonne kam, die nun so riesenmäßig wuchs, daß bald ein Feuermeer den ganzen Himmel bedeckte, in dem ich zu verbrennen fürchtete. Ich kam aber glücklich vorbei und ließ die Sonne bald weit hinter mir. Als ich mich nach der Erde und dem Mond umsah, waren sie zwischen den Sternen verschwunden. Ich konnte sie nicht mehr herausfinden. Endlich ward es dunkel, denn die

Sonne verlöschte und schwand zu einem kleinen Stern zusammen. Es wurde mir in der grausigen, dunklen Oede da oben Angst, denn ich wußte nicht mehr, ob ich höher flog oder nun hier hängen bleiben würde, was mir zehnmal gräßlicher vorkam, als wenn ich in die Hölle gekommen wäre. Ich dachte auch daran, daß dies vielleicht die Hölle sein könnte, und erschrack über die fürchterliche Aussicht, hier bleiben zu müssen. Endlich, wie lange dies gedauert hat, kann ich nicht sagen, denn ich hatte alle Idee von Tageszeit verloren, bemerkte ich, daß die Sterne größer wurden, und daß besonders sechs davon zu Sonnen anwuchsen. Ich hörte jetzt auch wieder etwas: eine Art ungeheure Musik, und kam nun wirklich zwischen die Sterne. Ich fuhr gerade mitten zwischen den großen Bären hindurch, immer aufwärts. Dann gab es wieder lange dunkle Strecken, in denen kleine Sterne plötzlich zu großen Kugeln anwuchsen und dann mit ungeheurem Brausen daherzogen. Einmal begegneten sich zwei solche Sterne und stießen mit furchtbarer Gewalt gegen einander. Der kleinere platzte in Stücken, welche in den dunklen Raum hinabflogen, während der andere seine Bahn fortzog. Bald darauf kamen wieder zwei mächtige Sterne gegen einander daher und trafen so nahe bei mir zusammen, daß Jeder etwa so groß wie eine Kirche erschien und ich deutlich Berge und Städte darauf sehen konnte. Da Einer so stark als der Andere war, so zersprang Keiner, sie blieben jedoch auf dem Platze stehen und drehten sich mit fürchterlicher Schnelligkeit gegen einander

wie ein Paar Schleifsteine; dabei geriethen sie in Brand und es wurden Berge und Städte abgeschliffen, welche als feurige Funken in den Himmelsraum stürzten. — Das waren die Sternschnuppen, die man hier oft sieht. — Endlich erzwang sich der eine Stern seine Bahn und donnerte darauf weiter, indem er fortbrannte und einen langen Feuerstreif nach sich zog. Der andere stürzte, ebenfalls brennend, in die Tiefe und sah aus wie ein ungeheures Feuerrad. Auch er ließ einen großen Funkenstreifen hinter sich und Beide schossen nun als Kometen weiter. Ich war froh, daß ich nicht zu den Bewohnern jener Sterne gehört hatte, die jämmerlich umgekommen sein müssen. Ich kam nun in die Milchstraße, wo der ganze Himmel voll Sonnen steht, so daß unsere hiesigen Augen den Glanz in der Nähe gar nicht aushalten könnten. — Wir sehen sie dort oben als hellen Streifen und es ist Das, was wir hier unten „den Himmel" nennen, wo die Seelen hinkommen. Am Eingang der Milchstraße war das Himmelsthor, wo ich einen ganzen Haufen Seelen fand, zu denen jeden Augenblick eine neue von der Erde ankam. Wir mußten ein Weilchen warten, bis Petrus herauskam, um uns einzulassen. Herr Petrus war aber in etwas übler Laune, weil die Sachen drunten nicht ganz nach seinem Wunsch standen. Dies mußte auch ein hoher Machthaber erfahren, der vermöge seines Ranges zuerst in den Himmel zu kommen glaubte. Petrus fuhr ihn hart an und sagte, er sei mit Schuld daran, daß es unten so schief ging; er möge sich indeß nur

in den Himmel hineinscheeren. Auf einmal sieht er mich an, stutzt und ruft zornig: „He! Ihr alter, unverschämter Dingskirchen da! Wie könnt Ihr Euch unterstehen mit der Brille auf der Nase hier herauf zu kommen?!“ Die Seelen sahen mich alle an und einige meinten, es wäre in der That eine Frechheit. Ich hatte nämlich, sowohl in der Erdatmosphäre, als auch in der Himmelsregion, meine jetzige Gestalt und war nur im Raum dazwischen eine Art Blase. Ich wollte mich entschuldigen und sagte sehr demüthig, daß ich nicht daran gedacht hätte, die Brille abzunehmen, als ich mich gehängt habe. „Was?“ rief Petrus noch aufgebrachter. „Ihr habt Euch gar gehängt?! Den Augenblick scheert Ihr Euch wieder hinunter und spukt fünfzig Jahr an dem Ort, wo Ihr lebtet — dann könnt Ihr einmal wiederkommen.“ Dabei nahm er mich beim Kragen und schleuderte mich aus der Milchstraße hinab, so daß ich denselben Weg wieder kopfüber herunterflog. Neben mir flog der Geist eines großen Componisten mit hinab, der auch zur Erde zurück mußte, weil er in seinem Testamente bestimmt hatte, daß seine nachgelassenen Werke nicht aufgeführt werden dürften. Wegen dieses Verbrechens an der Menschheit durfte er noch nicht in den Himmel. — Er wollte erst nichts von mir wissen, weil er es für eine Gemeinheit hielt, sich zu hängen. Als er jedoch meine Geschichte hörte, bedauerte er, daß er nicht mehr lebendig sei, um meinem armen Sohn 20,000 Thaler zu schenken. Von ihm erfuhr ich auch den Unterschied zwischen Geistern und

Gespenstern. — Da bin ich nun wieder," schloß das Gespenst seine Erzählung. „Was aber jetzt anfangen?"

„Hört einmal," knarrte die Wetterfahne. „Ich glaube, Ihr habt mir die Hucke vollgelogen! — Ihr dürft Euch nicht einbilden, daß ich Euch glaube, was Ihr da sagt. O! so dumm sind wir auch nicht! — Der Mond so groß, daß er Löcher haben soll wie halb Sachsen? — Ha, ha, und in der Sekunde hunderttausend Meilen gemacht? — Wißt Ihr was! Ihr seid ein alter Windbeutel!" quiekte die Wetterfahne zornig.

„Und wißt Ihr was? Ihr alter, rostiger Grobian!" sagte das Gespenst aufgebracht, „wenn ich gewußt hätte, daß Ihr nicht für einen Dreier Verstand in Eurem blechernen Hirnkasten hättet, und noch dümmer wäret, als die gemeinste Dachrinne, so hätte ich Euch gar nichts erzählt, denn man soll keine Perlen vor die Schweine werfen."

„Was?" knirschte die Fahne, „Ihr wollt mich, einen Mann mit einer festen, sicheren, hohen Stellung, einen Dummkopf schimpfen? — Ihr Herumtreiber und Winkelkriecher, der die Leute fürchten macht! — Gleich packt Ihr Euch von meinem Dach weg!"

„Denkt Ihr vielleicht, weil Ihr manchmal einen alten Kater oder einen jungen Sperling erschreckt habt, daß ich mich vor Euch fürchten soll? Ihr habt hier gar nichts zu befehlen, denn das Dach gehört nicht Euch, sondern Ihr gehört dem Dach! Das merkt Euch," entgegnete das Ge-

spenst höhnisch und setzte sich dabei hart neben die grobe Wetterfahne.

Dies sollte ihm jedoch bald schlecht bekommen, denn die Fahne, welche vor innerer Wuth zitterte, ersah die Gelegenheit, welche ihr eben eine kleine abweichende Windrichtung bot, und drehte sich plötzlich mit einem schrillen Schrei herum, wobei sie das Gespenst so vor den Kopf schlug, daß die ganze Jahreszahl auf der Stirn abgedrückt ward und es rücklings vom Dach und in den unten vorbeifließenden Mühlgraben flog. Ueber welchen gelungenen Streich man vom Dach herab noch einige Hohnquieker hörte.

Unglücklicher Weise war der Unglücksschatten gerade vor den Mühlrädern in's Wasser gefallen und kam nun unter dieselben. Auch hier war der leidige Strick sein Verderben. Ohne diesen wäre er wie ein Kork hindurchgeschwommen, so aber verwickelte sich der Strick in ein Mühlrad und das Gespenst wurde etwa eine Stunde lang mit herumgedreht, was in einer kalten Winternacht gewiß kein Spaß ist.

Endlich gelang es ihm, sich loszumachen und es kroch, in der jämmerlichsten Verfassung und sehr ergrimmt, aus dem Wasser.

„Ich wollte, daß mich gleich auf der Stelle der Teufel holte," fluchte es, als es frierend und klitschnaß auf der Brücke saß. „Ja wirklich," fuhr es aufgebracht fort, „wenn er mich holte, so könnte ich mich wenigstens in der Hölle trocknen, während ich hier bald ein Eiszapfen sein werde."

Die Kälte zwang es jedoch, einen geschützten Platz aufzusuchen. Indem es deshalb an den Häusern hinhuschte, kam es an einer Gaslaterne vorbei und faßte eine Idee. — Es kroch nämlich in die Laterne und wärmte sich dort an der Flamme, wobei es zugleich trocken ward.

Aber auch hier sollte der Arme keine Ruhe finden, denn ein vorbeigehender Polizeibeamter entdeckte ihn nach kurzer Zeit.

Jeder andere Mensch wäre nun vielleicht voller Schrecken davon gelaufen. Die Polizei fürchtet sich aber nicht vor Gespenstern, sondern registrirt dieselben unter Vagabunden und obdachloses Gesindel ein, weshalb der Beamte das Gespenst ohne Weiteres arretirte und fortschleppte.

Es wäre dem Gespenst ein Leichtes gewesen zu entwischen. Es hatte aber vom Leben her noch einen so großen Respekt vor Allem, was Polizei hieß, daß es sich ruhig fortführen und im Stockhause einsperren ließ. — Hier saß es ungestört in einer warmen Zelle und wurde, da es Nichts aß, vollständig vergessen, bis es im Sommer ein Gefangener entdeckte und deshalb einen Mordlärm machte.

Der Beamte, welcher es arretirt hatte, erinnerte sich jetzt seiner und es ward nun verhört.

Der Aktuar schüttelte ungläubig mit dem Kopfe, als er die Erzählung der Abenteuer anhörte, und hatte Bedenken, ein Protokoll darüber aufzunehmen. Er erklärte dem Gespenst jedoch, daß ihm das Spuken durchaus nicht gestattet werden könnte, und daß in einer Handelsstadt wie Leipzig

weder Gespenster noch Geister ohne Aufenthaltskarten, ja nicht einmal gern mit diesen, gelitten würden. Diesmal wolle er von einer Kosteneintreibung absehen. Das nächste Mal jedoch, wo es wieder in der Stadt betreten würde, müsse es fünf Thaler Strafe bezahlen. Wonach zu achten!

Das Gespenst bekam bei dieser Drohung einen solchen Schreck, daß es sofort aus der Stadt entwich und eine Sommerwohnung in einem hohlen Baum im Rosenthal bezog, wo es Hausfreund bei einer Eichhörnchenfamilie ward, und sich jetzt viel gemüthlicher befindet, als jemals im Leben.

Man sieht aus dem Erzählten, daß auch die Gespenster ihre Noth haben, daß man sich nicht aufhängen, und daß man vor allen Dingen einige Sorgfalt auf seinen Geist verwenden soll, um kein Gespenst zu werden!

XII.

Die Goldsucher von Asvany.

Erzählung aus den Schüttinseln.

Der Abend begann auf die Donau herabzusinken, welche zwischen den einsamen Schilf- und Baumdickigen der Schüttinseln dahinströmte und an ihren Rändern wühlte und grub, bis sie den Bäumen die Erde unter den Füßen fortgewühlt hatte und sich diese mit den Wipfeln in den nimmerruhenden Strom neigten, der dann in ihnen rauschte und wirbelte, als wollte er sie in ihrem Fall verhöhnen und seine boshafte Freude über ihren Untergang aussprechen. Und doch trug er im selben Augenblick die Erde, welche er hier aus den Wurzeln gespült, hinab zur nächsten Sandbank, die er in seiner Laune zusammengetragen, und häufte sie dort an, indem er zugleich die Keime zu neuem Wald hineinschwemmte, um ihn dann, wenn er groß geworden, wieder zu untergraben. So ließ der Strom seiner Laune freien Lauf und trieb vom Menschen ungebändigt hier sein Spiel.

Auf der erwähnten Sandbank, die in der Mitte schon mit jungen Weidenbüschen und an den Rändern mit Schilfrohr bewachsen war, standen, etwas entfernt von einander,

zwei Fischreiher und blickten tiefsinnig ins Wasser, das ihnen um die Waden spielte, wenn bei einem Fischreiher von Waden die Rede sein kann.

Die Reiher sahen sehr stark ein paar Gelehrten des vorigen Jahrhunderts ähnlich, die über tiefsinnig philosophische Fragen nachdenken. Eine Art Zöpfchen hing ihnen im Nacken und der Blick verrieth ein kummervolles Nachdenken, von Nahrungssorgen getrübt. So hatten sie schon stundenlang in stiller Resignation gestanden, als sie jetzt plötzlich den Kopf stromaufwärts drehten, dann einige sehr große Schritte landwärts machten, wozu sie auf eine lächerliche Weise mit den Köpfen schwankten, und hierauf mit gleichen Beinen einige Sprünge ausführten, die sie mit Flügelschlägen unterstützten, bis sie die Luft trug und sie, den Hals und die Beine zurückgelegt, in einem großen Bogen über das Schilf hin strichen.

Im Geröhrig aber konnte bei ihrem Auffliegen ein scharfer Beobachter einen menschlichen Kopf entdecken, der unter einem Haufen Schilf hervorkam und gespannt stromaufwärts blickte, wobei zugleich der Lauf einer Flinte unter den Blättern glänzte. — Der Jäger, oder was er war, mußte eben so viel Geduld als die Reiher haben, denn er war eher als sie dagewesen. Jedenfalls wartete er aber auf ein anderes Wild, denn er hätte sie sonst hundertmal erlegen können.

Was die Reiher schon lange gewittert hatten und sie zum Auffliegen veranlaßte, zeigte sich jetzt den Blicken des

Lauschers. — Ein kleiner Kahn von einem einzelnen Mann gelenkt, trieb den Strom herunter.

Die Augen des verborgenen Schützen richteten sich auf den Mann und funkelten wie Kohlen. Es war das Wild, welches er so geduldig erwartet hatte! —

Da die Strömung stark auf die Sandbank zusetzte, so kam der einsame Schiffer schnell näher und ward plötzlich durch einen Schuß aus seinem Sinnen aufgeschreckt. Die Ladung mußte jedoch nicht einmal das Wasser getroffen haben, denn der Schiffer blickte verwundert in das Schilf, aus dem die kleine runde Dampfwolke aufstieg. Er stand im Kahn auf und suchte den Schützen mit den Augen; da ihn jedoch der Strom schnell fortriß und er keine Ahnung hatte, daß ihm der Schuß gegolten, so setzte er sich wieder und führte sein Ruder aufs Neue, damit er nicht in die Bäume der nächsten Insel trieb, die in den Fluß gestürzt waren.

In den umliegenden Rohrbrüchen und Weidendickigen entstand jedoch auf den Schuß ein Höllenlärm. Tausende von Kibitzen flogen mit Geschrei wie Spreu durcheinander und eine Kette wilder Enten brach durch die Rohrwipfel in schnurgerader Linie hervor und fuhr mit klatschendem Flügelschlag über den Fluß, den sie fast mit den Schwingen berührte. Die beiden Reiher erhoben sich nebst einigen Kameraden in höchst verdrießlicher Laune und flogen einer Insel zu, wo sie in den Wipfeln riesenmäßiger Silberpappeln ihr Sommerlogis hatten und für heute, mit ziemlich leeren Magen, zu Nest gingen.

Als wieder einige Ruhe eingetreten und der Schiffer hinter einer Biegung des Ufers verschwunden war, erhob sich ein Mann aus einem Haufen Schilf, in dem er auf der Sandbank verborgen gelegen. Er schüttelte das Rohr von sich ab, dehnte die Glieder, welche vom langen Ruhigliegen steif geworden, und warf einen wilden Blick nach der Gegend, wo der Schiffer verschwand.

„Bassama“ — — murmelte er grimmig. „Muß das verdammte Schloß im Schilf hängen bleiben und der Schuß in die Luft gehen! — Der Hund hat Glück! — Glück! — Denn das ist das vierte Mal, daß ich ihn fehle. — Teufel! Und das fünfte Mal soll's mich treffen, hat die Zigeunerin gesagt!“

Er warf hiebei das Schilf zu seinen Füßen auseinander, worauf sich zeigte, daß ein Kahn darunter verborgen war. Auf dem Rand desselben sitzend, blickte er brütend vor sich hin und sah der Sonne zu, die glühend roth in das weiche Bett des Schilfes hinabsank und die weißen weißen Stämme der Silberpappeln mit Gluth überstrahlte, daß sie blutroth aus dem Walde hervorglänzten.

Der schwarzhaarige Mordgesell erhob zufällig sein grimmiges Auge, und ward beim Anblick der rothen Stämme noch bläßer, als er schon von Natur war. — „Blut“ lispelte er. „Blutige Müller!“ Worauf er mit der Hand Wasser schöpfte und sich damit über das Gesicht strich. Dann nahm er eine große runde Holzflasche aus dem Kahn

und setzte sie an den Mund, auf dem er sie einige Augenblicke balancirte.

Da streckte sich plötzlich ein blauer Arm aus dem Schilfe hervor und griff nach der Flasche. „Halt, Janosch!" sagte eine heisere Stimme lachend. „Mir auch was d'rin lassen!"

Der so Gestörte griff beim ersten Wort, welches an sein Ohr schlug, nach einem großen Messer. Er ließ jedoch die Hand wieder sinken, als er sich umdrehend den Sprecher erblickte.

Dieser stand neben seinem Kahn bis an den Knieen im Wasser und war von der andern Seite der Sandbank gekommen, wo er sein Fahrzeug geräuschlos auf den Sand gezogen hatte. Es war eine Figur, wie sie ganz in diese Wildniß paßte. Ein wetterbraunes Gesicht, welches dunkel gegen einen hellblonden ungeheuren Schnurrbart mit niederhängenden Spitzen und langes wirres Haar von gleicher Farbe abstach und durch ein Paar graue Augen noch gehoben wurde, sah unter der Krempe eines runden Huts hervor, die wohl eine Elle im Durchmesser haben mochte und durch Flecke, Löcher und Brüche auf einen langen Dienst in Sonne und Regen schließen ließ. Ein Hemd von grober Leinwand mit sehr weiten Aermeln, die vorn mit einer natürlichen Ausfranzung verziert waren und ein Paar eben solche weite Hosen, welche ihr Träger nicht einmal der Mühe des Heraufziehens werth gehalten, machten den ganzen Anzug des Mannes aus; denn eine sehr fragmentarische

blaue Weste ohne Aermel wartete nur auf eine Gelegenheit, um von den Schultern zu fallen und konnte kaum noch als Kleidungsstück gelten. Die riesenmäßige Figur war offenbar slavischer Abkunft, während der im Kahn das magyarische Gepräge trug. Bei ihm saß ein kleines rundes Hütchen mit breiter aufrechter Krempe auf tiefschwarz lockigem Haar. Aus dem mageren braunen Gesicht glänzten große dunkle Augen, und der schwarze Bart war mit Bartwichse in zwei zierliche Spitzen gedreht. Die Kleidung war dieselbe wie bei dem Anderen, nur waren Hemd und Hosen von feinerer Leinwand und die Weste im besten Stand und mit einer engen Reihe runder silberner Knöpfe besetzt.

„Hast Du ihn endlich aus dem Schinakel geputzt?" frug der Riese. „Ich hörte den Schuß und kam deshalb gleich herüber!"

Janosch schüttelte mit dem Kopf. „Wieder vorbei, Milosch! Wieder vorbei! Und das ist nun das vierte Mal. — Ich getraue mir jetzt nicht mehr auf ihn zu schießen. Die Weissagung! — — —"

„Bassa!" — murmelte Milosch. — „Weiß schon. — Weiß aber Mittel. — Locken Zigeunerin an Donau, binden ihr Stein an Hals und hinein. — Ist dann Weissagung ersäuft und hat nicht mehr Kraft."

„Hilft nicht!" sagte Janosch kopfschüttelnd.

„So such Streit mit ihm und renn ihm das Messer in Leib," rieth der Andere.

„Daß mich der Teufel reiten sollte!“ fuhr Janosch auf. „Streit mit Joseph suchen, der mich und Dich hier über den Donauarm werfen würde? — Nein, dazu ist mir meine Haut zu lieb.“

Milosch nickte zustimmend mit dem Kopfe. „Geht mir auch so,“ sprach er. „Darf mich nicht vor ihm sehen lassen, weil er glaubt, ich habe ihm Pferd gestohlen, und wenn Peppi einmal mißtrauisch, dann aus!“

„Und Du hast es doch gar nit gestohlen?“ frug grinsend Janosch.

„O bewahre!“ schrie der Riese lachend. „Habe Roß gefunden, mutterseelenallein vor Wirthshaus, als gerade nach Raab wollte. Habe es eingespannt und dort verkauft, weil mit Schiff herunter bin.“

„Und das Wagerl hast Du auch gefunden?“ forschte Janosch.

„Versteht sich! Stand mutterseelenallein im Hof bei Notar.“

„Und das Geschirr?“

„Hing mutterseelenallein bei Ferko am Zaun,“ schrie Milosch lachend, daß ihm die Thränen aus den Augen liefen, während auch Janosch den Spaß außerordentlich gut fand.

„Was hast Du noch verkauft?“ frug er dann scharf.

„Noch verkauft?“ sagte Milosch sinnend. „Nun, da ist der Kukurutz. Dann die sieben Uhren. Die Wolldecken, die drei Budas (Pelze). Das ging alles gut, denn da

Markt war, so ward ich es leicht auf verschiedenen Flecken los. Aber das Silberzeug aus dem Schloß." Er zeigte dabei mit dem Daumen über die Schulter . . . „Mit dem mußte ich dem Juden Wolf in die Hände fallen. Ich glaub' er hat mir nur Viertel gegeben, was Werth ist."

„Zeig her," sprach Janosch, die Hand ausstreckend.

Der Riese stieg auf den Sand und ließ seine scharfen grauen Augen stromauf- und ablaufen. Dann blickte er in die Baum- und Schilfdickige, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß Niemand in der Gegend war, kam er wieder in das Schilf und zog unter seinem weiten Hemd einen Beutel hervor, aus dem er einiges Silbergeld und einen Haufen schmutziger Banknoten schüttete. Janosch zählte und fand etwas über fünfhundert Gulden, wovon er zweihundertfünfzig in eine Brieftasche steckte, welche er in seiner Weste verbarg, während er das Uebrige dem Riesen ließ, der es, über das Silbergeld schmunzelnd, wieder unter dem Hemd, in der Gegend des Rückgrads, verbarg.

„Nimm die Flinte zu Dir und komm morgen zu der großen Weide hinauf! — Ich will jetzt nach den Mühlen hinunter. Du fährst voraus und wenn ich ober den Mühlen um die Ecke biege, feuerst Du einen Schuß aus dem Schilf ab. Dann warteſt Du unter den Mühlen; vielleicht erfahre ich was."

Janosch lud bei diesen Worten das Gewehr und gab es Milosch, der, ohne weiter ein Wort zu sagen, die Flasche

nochmals an den Mund setzte und austrank, dann in seinen Kahn stieg und in einem Nebenarm des Flusses verschwand.

Die Dämmerung war indeß eingetreten. Mit ihr hatte sich eine tiefe Ruhe auf die Gegend gelagert, in der man das leise Murmeln und Rauschen des Flusses hörte, während um Janosch Ohren das Summen und Singen der Mückenschwärme klang, welche in der Luft auf- und abtanzten. Der Himmel begann im feurigsten Gelb zu glühen, welches nach oben in ein zartes Violett und dann in ein Dunkelblau überging, in dem einige Sterne mit mattem Glanz erschienen. Jedoch lange nicht so glänzend, als die Venus im hellern Himmel zu sehen war. Die Schilf- und Weidenmassen standen zwischen der Luft und dem diese wiederspiegelnden Wasser in tiefbraunviolettem Dunkel, in welcher Farbe sich ebenfalls das stattliche Geweih eines Hirsches abhob, der flüchtig in den Wald zurücksprang, als Janosch jetzt seinen Kahn in den Strom stieß und an ihm vorbei trieb . . . Er hielt mitten im Strom und schwamm lautlos weiter. Nichts störte die Stille, bis sich ein entfernter regelmäßiger Klang vernehmen ließ, der mehr und mehr anwuchs, daß man endlich deutlich das tactmäßige Mühlengeklapper unterscheiden konnte, welches durch die Nachtstille weit umher klang.

Lange zuvor, noch vor Sonnenuntergang, hatte der junge Mann, dem der Schuß aus dem Schilf gegolten, die Mühlen erreicht und seinen Kahn hinter der letzten an das Ufer getrieben, wo er ihn an einen Baumstumpf band,

seinen Pelz und die Holzflasche herausnahm und einem Müller gab, der sie in die nächste Mühle trug, die dem Schiffer gehörte. Er selbst ging nach dem Waldrande, wo sich eine Gruppe Bauern und Müller um ein Feuer versammelt hatte, in das man feuchtes Laub und Aeste warf, damit so viel Qualm als möglich entstehen sollte, der dann die überlästigen Mücken ein wenig bei Seite trieb, welche die Menschen und das Vieh millionenweise umschwärmten und mit ihrem Gesumm und Stechen fast zur Verzweiflung brachten.

Joseph der Müller schritt eben durch einige Weidenbüsche nach dem Feuer hin, als sich diese öffneten und zwischen den Köpfen zweier langgehörnter Ochsen ein altes lustiges Gesicht mit rothen Backen und grauem Schnurrbart unter einem großen runden Hut erschien. „Grüß Gott, Peppi," lachte der Alte, seine Ochsen, deren Mäuler von Wasser trieften, an den Hörnern führend. „Hast a rechten Sack voll Gold mitbracht? — He?" frug er nicht ohne Spott. „Wenn's d' so fort machst und recht fleißi' bist, dann kannst bald der Bank in Wean aushelfen, dös wir a mal wieder Silberzwans'ger sehn. — Wie viel hast'n die Woche Gold waschen?" fragte er weiter, indem er den verdrießlich neben ihm schreitenden Joseph mit einem Auge anblinzte und die Mundwinkel in die Höhe zog.

Joseph zuckte ärgerlich mit den Achseln und mußte endlich gestehen, daß er die ganze Woche umsonst gewaschen

habe. — „Ich treffe die rechten Flecke nicht," bemerkte er ärgerlich.

„Dös is der Fehler bei der Sach'," lachte der Alte. „Weißt'," fuhr er spöttisch fort, „i' hab' Dir schon gesagt, daß Du nit in der Donau nach Gold suchen mußt. Such' nur neben mir in Deinem Garten und Feld, da wirst's schon finden."

Joseph ward roth vor Aerger, denn er hatte ein unbestimmtes Gefühl, daß der alte Ferko recht habe. — „Schaut aber doch den Janosch an. Weshalb findet der stets so viel?" entgegnete er.

Der alte Ferko riß plötzlich in die Hörner seiner Ochsen, machte ein ernstes Gesicht und sagte: „Weißt Du, wo er sein Gold sucht?"

„Nun?" frug Joseph gespannt.

Ferko sah ihn an, ohne Antwort zu geben und nickte nur ein paar Mal, worauf er die Ochsen weiter führte. — „Weshalb gebt Ihr mir die Irma nicht?" sagte Joseph. „Gebt sie mir zur Frau, dann suche ich kein Gold mehr. — Ich thue es blos ihretwegen."

Der alte Ferko lachte so laut, daß die Ochsen erschraken. „Heirathe doch das Donauweibchen, wenn Du Dir eine Frau in der Donau suchst," spottete er. „Wer einen solchen Gartenzaun hat wie Du, und solche Fensterladen und ein solches Dach auf den Hütten, der kriegt meine Tochter sein Lebtag nit."

„So!“ schrie Joseph grimmig. „Aber wenn der Janosch kommt, der wird sich die Irma aus der Donau waschen, wenn er Euch einen Haufen Gold zeigt.“

„Wenn Du die Irma nit kriegst, so kriegt der Janosch sie seine Lebtage auch nit; denn sein Haus sieht noch zehnmal schlechter aus, als Deins,“ sprach Ferko entschieden.

„Ich weiß nicht, was Ihr verdammten Schwaben*) für a Liebhaberei für ganze Gartenzäune und Strohdächer habt und lieber Wasser trinkt, als daß Ihr Euch ein Bischen ins Dach regnen laßt,“ brummte Joseph ärgerlich.

„Wir verdammten Schwaben? Ho! ho! lieber Bua! Bist nit etwa selber a Schwab? rief Ferko verwundert.

„Ich bin ein Un—garr,“ entgegnete Joseph, sich kerzengerade aufrichtend und den zwar blonden, aber gewichsten Schnurrbart streichend.

„Ganz recht,“ bestätigte Ferko. „Du bist hier geboren, aber Dein Großvater kam wie meiner aus Schwaben herein, und wir und unsere Kinder sind und werden Schwaben, oder wie sies draußen nennen Deutsche, bleiben, und wollen uns was einbilden es zu sein und zu bleiben. — Wir werden in unserem Leben keine Magyaren, wenn wir uns auch wie diese kleiden und ihre Sprache sprechen. Ich möchte auch meine Tochter keinem Stockungarn geben,“ schloß Ferko mit einem schlauen Seitenblick.

„Nun ja,“ murrte Joseph besänftigt. „Wenn Ihr mir

*) Die Ungarn nennen alle Deutschen „Schwaben.“

die Irma gebt, so will ich ja gern ganz schwäbisch gesinnt sein."

„Ich glaub', Du würdest deshalb gar a Türk," sagte Ferko lachend, indem er seine Ochsen neben ein paar Kameraden an einen Wagen band und dann mit Joseph zum Feuer hinüberging.

Der junge Müller und Goldsucher fand hier die Tochter des Ferko und setzte sich neben sie auf einen Kornsack, der des Mahlens wartete. Nachdem er sie begrüßt, wurde seine Aufmerksamkeit jedoch auf eine ungemein schwelgerische Vorrichtung gelenkt, die er beim Feuer bemerkte. In Futterkörben sah er eine Unmasse theils gebratne, theils noch rohe Gänse, Enten, Kapaunen und Hühner. Am Feuer waren Bratspieße aufgestellt, an denen es bratete und schmorte, daß das Fett in die Flammen tropfte. Joseph zerbrach sich den Kopf, was wohl für ein Fest oder dergleichen sei und fragte endlich Ferko um die Ursache dieses Schmauses. Dieser erklärte:

„Den giebt uns der Steuercommissar, der morgen kommt, um den rückständigen Steuerzahlern das Vieh abzupfänden. Die Magyaren und Slawonier aus dem nächsten Ort haben deshalb alles Zweibeinige umgebracht und das vierbeinige Vieh in die Inseln getrieben, damit er nichts findet."

Joseph mußte lachen und griff selbst tüchtig mit zu, denn die Eigenthümer der Braten waren mit dem besten Willen nicht im Stande, Alles zu vertilgen, obgleich sie die kolossalsten Anstrengungen machten und einige das Platzen

riskirten. — Ein solcher Schmaus war bei den Schiffmühlen noch nicht gesehen worden, denn sämmtliche Müller hatten ganze wohlgemästete Vögel in den Händen und verzehrten sie aus freier Hand, während die dickbauchigen Sutras mit dem Wein rundum gingen.

„Halt, Kinder! Laßt's mir a was übrig!" rief mitten im Schmaus eine Stimme aus dem schon dunkeln Busch, und der Jäger Janko kam in einem kleinen Trab herbei, um nicht zu spät einzutreffen. Er blieb erstaunt stehen, als er beim Feuer ankam und den Vorrath von Geflügel erblickte. Auf die mehrfache Einladung zuzugreifen, warf er einen Kennerblick in den Bratenvorrath und griff dann zwei Prachtkapaune heraus, deren einen er in seine Jagdtasche schob, während er sich sofort über den andern hermachte.

Er hatte eben den ersten Bissen in den Mund gesteckt und schnalzte mit der Zunge; denn das ungarische Federvieh hat durch die Fütterung mit türkischem Weizen einen ganz besonderen Wohlgeschmack; als ein Schuß vom gegenüberliegenden Ufer seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Die Köpfe aller Anwesenden drehten sich nach der Gegend, und man sah in der Abenddämmerung, welche sich auf dem Fluß spiegelte, einen Kahn, in dem ein Mann stand, welcher nach dem Ufer hinüber drohte. Dann setzte er sich und steuerte nach den Schiffmühlen, wo er anlegte und nach dem Feuer hinaufstieg.

„Janosch," riefen die dort Sitzenden verwundert.

„Ich denke, Du bist in Wien?“ sagte Joseph etwas ärgerlich.

„Komme eben dorther und glaube, Janko hat mir zum Gruß eine Kugel um die Ohren geschossen,“ erwiderte Janosch, den Jäger übersehend.

„Janko hatte Besseres zu thun,“ schrie dieser kauend über das Feuer herüber.

„Teufel noch 'mal, was bedeutet das mit der Schießerei,“ sprach Joseph. „Wie ich vorhin herunterfuhr, fiel im Schilf neben mir ein Schuß und ich konnte keinen Menschen entdecken, und seit vierzehn Tagen ist drei Mal nach mir geschossen worden, als ich Gold wusch, und die Kugeln pfiffen neben mir weg, während eine in meinen Waschtrog schlug.“

„Ist mir vor meiner Reise nach Wien auch passirt,“ bestätigte Janosch. „Am Ende sieht es irgend Jemand auf unsern Gewinn ab.“

„Es ist jetzt nicht geheuer in den Inseln,“ bemerkte ein Müller. „Vor drei Monaten ward oben bei Preßburg ein Müller in seiner Mühle ermordet, weil er Geld von einem Bauern bekommen hatte, welches er diesem früher borgte.“

„Ho, Janosch!“ rief ein Bauer, „der Schreck hat Dich ja ganz 'packt! Da trink einmal . . . Bist auch ein rechter Kerl . . . Wenn die Kugel vorbei ist, ist sie nicht mehr werth als eine Mucken!“

Janosch, der leichenblaß geworden war, nahm die Flasche und that einen langen Zug.

„Außerdem ist Getreide von den Mühlen gestohlen worden, so wie vielen Müllern die Uhren und andere Sachen weggekommen sind. Es muß sich Gesindel hier herumtreiben," sprach der Müller kopfschüttelnd.

„Ich will Euch was sagen," ließ sich der Jäger hören. „Der lange Milosch soll in den Inseln sein. Ein Holzhauer will ihn gesehn haben!"

„Dieser Schuft," schrie Joseph. „Ich sage Euch, er und kein Anderer hat mir mein Roß gestohlen."

„Der lange Milosch kann es nicht sein," rief Janosch hastig, „den habe ich noch vorgestern in Wien gesehen, und zwar auf einem Dampfschiff, welches nach Linz ging."

„Wollen wir nicht gleich eine Streife machen und die Inseln drüben durchsuchen," schlug Joseph vor.

„Unsinn," sagte der Jäger, „da könnt Ihr jetzt eben so gut Vogelnester suchen! Morgen wollen wir dies thun."

„Janko hat Recht," schrie Janosch. „Mich brächte jetzt Niemand in die Inseln, wo außer Spitzbuben auch noch Geister umgehen."

Ein Gelächter antwortete ihm. „Lacht nur," sprach er achselzuckend, „der Calubacz, der Mückenmüller ist wieder gesehen worden."

„Der Mückenmüller?" riefen die Bauern und Müller verwundert.

„Fragt nur Janko und laßt Euch von ihm die Geschichte vom Mückenmüller erzählen," drängte Janosch eifrig,

um einer etwaigen sofortigen Durchsuchung der Inseln vorzubeugen.

Der Jäger aber stopfte sich schmunzelnd eine Pfeife und war bereit, irgend eine Geschichte zum Besten zu geben, denn das Geschichtenerzählen war seine schwache Seite. Nur mußte er dabei etwas haben, womit er sich die Kehle anfeuchten konnte, weshalb er suchend umherblickte, bis ihm der alte Ferko seine Sutra hinreichte, welche ihre guten fünf Maaß hielt und ziemlich voll war.

Die Bauern und Müller rückten zusammen, legten sich nach dem Feuer hin auf den Bauch und sahen gespannt nach dem Jäger, der sich einen etwas erhöhten Sitz aus zwei Getreidesäcken machte und eben beginnen wollte, als er den Finger erhob und mit der Pfeife hinter sich in die Baumwipfel zeigte, wo eine Nachtigall ihre Stimme laut erhob. Die ganze Gesellschaft lag lauschend still und hörte zu, während Irma an Josephs Seite leise ein ungarisches Liedchen dieser Gegend anstimmte, dessen Worte im Deutschen etwa hießen:

Hört! — der Nachtigall Gesang
Klingt den stillen Wald entlang.
Durch des Liedes Melodie
Ruft das ferne Weibchen sie.
Wenn sich senkt die blaue Nacht
Auf des Waldes grüne Pracht.
Durch die stillen Bäume zieht
Dann ihr klagend Liebeslied.

Es war eine vollkommene Idylle, die sich dem Auge des

Zuschauers hier zeigte, und deren Reize noch durch den aufsteigenden Mond erhöht wurden.

Nach einem Weilchen setzte dann der Jäger die Sutra vor den Kopf, that einen guten Schluck und begann die Erzählung:

Calubacz, der Mückenmüller.

Vor etwa hundert Jahren stand an der Stelle, wo Ihr jetzt hinter uns den Wald seht, ein paar hundert Schritt nach Aschwan zu, eine einzige alte Mühle, die einem alten, bösen geizigen Müller gehörte, der die Bauern bestahl und turbirte; denn er war der Einzige in der Gegend. Man glaubte, daß er nebenbei ein Hexenmeister sei; denn so oft es Jemand versuchte in der Nähe eine Mühle anzulegen, rissen ihm die stärksten Taue und Anker, und er trieb an den Strand, oder die Mühle ward leck und sank unter, oder brannte in der Nacht ab, kurz, es passirte dann so viel Malheur, daß es Niemand mehr einfiel, eine neue Mühle zu bauen und sein Geld wegzuwerfen. Die Bauern mußten öfter vier bis fünf Stunden weit zu den oberen Mühlen fahren, wenn sie Mehl haben wollten; denn der alte böse Müller konnte gar nicht alles Getreide mahlen und steckte ihnen dann die Zunge heraus, wenn sie sich mit ihren Wagen auf dem gottjämmerlichen Weg durch den Wald gearbeitet hatten und vor der Mühle standen. Sie hätten ihm wohl gern das Fell gegerbt, aber er hatte den Steg zum Aufziehen gemacht und da konnte Niemand in die

Mühle kommen. Wenn die Bauern nun auch ihre Wuth dadurch ausließen, daß sie die Mühle mit Steinen bombardirten, wobei das Mehl aus dem Dach stäubte, so mußten sie doch wieder umkehren und warten, bis ihre Zeit da war.

Außerdem bekam der Müller noch Schinken und Speck, Eier, Hühner, Kukurutz und Wein von ihnen, damit sie nur bald daran kamen, und hier hieß es nicht, wer eher kommt, mahlt eher, sondern „wer mehr giebt mahlt eher."

Der alte Müller hatte in Aschwan ein Haus, in dem seine Tochter wohnte und die Wirthschaft führte, und wo die Bauern die Geschenke abgeben mußten; denn diese verzehrte der Müller nicht etwa, sondern verkaufte sie an den Juden, und hungerte und lebte von Mehlkuchen, zu denen er das Mehl den Bauern stahl. Bei ihm war ein junger starker Knecht, dem wohl auch bald die Seele vor Hunger durch die Rippen gefahren wäre, wenn er nicht ein guter Schütz gewesen, und manchmal einen Rehbock und Enten geschossen hätte, welche sich dann der Alte auch mit schmecken ließ. Der junge Müller ward Tag und Nacht vom Alten geschunden und wäre längst davongelaufen, wenn er nicht der Tochter wegen dablieb und die Mühle zu kriegen hoffte, wenn der Alte stürbe.

Die Ernte war wieder herangekommen und der alte Geizhals hatte die Bauern noch mehr hinaufgeschraubt und verlangte von denen, die zuerst an das Mahlen kommen wollten, ein ganzes Schwein, statt zuvor einen Schinken.

Er wußte, daß es ihnen auf die Nägel brannte, denn sie sollten Mehl für die Armee liefern. So steckte er seine rothe Nase, denn er trank gern Slibowitzer, eines Morgens zum Kapploch hinaus, um zu sehen, wer zuerst ankäme. Da fuhr ein Bauer aus dem Wald, der immer am wenigsten hergab. Diesem schrie er gleich von weitem zu, er solle sich nur zum Kukuk scheeren und in vier Wochen wieder einmal nachfragen. Der Bauer jedoch bog mit seinem Wagen flußauf und zog dem Müller von drüben eine Nase, so daß diesem vor Verwunderung das Maul offen stehen blieb. Er sollte es aber noch mehr aufmachen, als andere Bauern daherkamen und Alle abbogen und stromauf fuhren, wobei sie ihm die Zungen herausstecken, wie er ihnen früher gethan.

Der Alte wußte nicht, was Das zu bedeuten hätte und rannte nach der Dachluke, um zu sehen, wohin die Bauern fuhren. Da stand er aber wie ein Eiszapfen; denn aus den Weiden und Schilf leuchtete das Dach einer Mühle herüber, deren Geklapper er auch jetzt hörte und von der am vorigen Abend noch keine Spur da war. Er glaubte, er träume, und stieß sich mit dem Kopf gegen die Dachbalken. Es blieb aber Alles so und deshalb rannte er wie wahnsinnig hinab und über den Mühlsteg, wo ihm schon der Knecht mit erstauntem Gesicht entgegen kam und wieder mitlief, um das Unbegreifliche nochmals anzustaunen; denn da stand einige hundert Schritt stromauf eine nagelneue Mühle mit vier Rädern, und klapperte recht laut und

höhnisch, und die Bauern saßen davor und lachten noch lauter und meinten, nun sollte sich der alte Müller selber mahlen und das Mehl dann als Rattengift verkaufen lassen.

Wie die Mühle dahin gekommen war, wußte kein Mensch. Der Müller, sagte er, habe sie oben bei Preßburg bauen lassen und sei in der Nacht hier angelangt, wo er der Mahlnoth abhelfen wolle. Er war ein höchst komischer Kerl mit einem unverhältnißmäßig großen Kopf, aus dem zwei kugelrunde Augen von grüner Farbe wie ein paar Aepfel hervorstanden. Sein Leib war lang und dünn, aber noch ungewöhnlich länger und dünner waren seine Arme und Beine. Er trug nicht, wie die anderen Müller, eine kurze Jacke, sondern einen langschößigen Rock und sprang so flink und mit solchen enormen Sätzen in der Mühle umher, daß sich die Rockschöße wie ein paar Flügel ausbreiteten. Dabei sang er in einem fort ein monotones Lied, oder summte es eigentlich mehr, indem er von tiefen Tönen in die höchste Fistel hinauffuhr, sobald er sich nach einem Mehlsack schwang und diesen packte. Er fertigte die Bauern ab, daß es eine Freude war und machte sich nur Eins aus, daß sie bei und in seiner Mühle keinen Tabak rauchen sollten, denn das wäre ihm in den Tod zuwider."

Als der alte Geizmüller die Sache ein Weilchen angestaunt hatte, schüttelte er mit dem Kopfe und ging nach seiner verlassenen Mühle zurück. Er glaubte ein Monopol im Mühlenfach zu haben und war deshalb äußerst ergrimmt über den Concurrenten. Die stille Mühle kam ihm ent-

setzlich vor. Sie sah aus, als wär' sie plötzlich um zweihundert Jahre gealtert und könne mit dem besten Willen nicht mehr klappern. Die alten Dachschindeln standen widerhaarig und struppig auf dem Haupt der Mühle und waren von durchgestäubtem Mehl ganz weiß geworden, während zwei blinde Dachfenster über der Thür saßen und den Eindruck machten, als hätte die Mühle eine Brille aufgesetzt und schaue nach den Bauern aus.

Den Knecht schickte der Geizmüller nach Asvany, um Holz dorthin zu bringen und nachzufragen, wer die Bauern so früh zur neuen Mühle herausbestellt habe. Er selbst ging dann wieder nach dieser hinauf und kroch in den Büschen herum, um zu sehen, wo die Mühlketten festgemacht waren, wobei er bemerkte, daß das Radschiff an einem und die Mühle hauptsächlich an zwei Ankern im Strome festlag. Dann schlich er sich wieder in seine Mühle und suchte eine starke Eisenstange hervor, die er in den Kahn auf der Wasserseite legte. Hierauf stellte er eine große Glasflasche voll Slibowitzer dazu, und fuhr dann über den Fluß hinter eine lange schmale Insel, die sich bis über die neue Mühle hinauf zog. Dort bugsirte er seinen Kahn stromauf, bis er das obere Ende erreichte, wo er ihn unter einige Weidenbüsche schob, sich hineinlegte und vor der Hand dem Slibowitzer zusprach, wobei er nach der Mühle hinblinzte und manchmal in ein leises Gelächter ausbrach.

Als der Abend gekommen war und es zu dunkeln begann, brachte er seinen Kahn aus dem Versteck und ruderte

nach der andern Seite, und zwar so, daß der Kahn gerade vor die Ankerketten trieb und dort liegen blieb. Er horchte nun ein Weilchen angestrengt, da aber, außer der klappernden Mühle, Alles in tiefster Ruhe lag, so ergriff er seine Eisenstange und steckte sie zwischen ein Glied der Ankerkette, um es abzusprengen. Er hatte dies kaum gethan, als er den fremden Müller erblickte, der sich aus der Dachluke schwang, ihm mit einem ungeheuren Satz auf den Rücken sprang und auf eine Art mit den Rockschößen um die Ohren schlug und hineinsummte, daß ihm ganz duselig wurde. Dies war aber nicht genug, denn im selben Augenblick fielen dicke Mückenhaufen über ihn her und zerstachen ihn so gottesjämmerlich, daß er schreiend davon ruderte und nur noch sah, wie sich der fremde Müller auf das Dach seiner Mühle schwang und dort auf allen Vieren unter einem Hohngelächter herumhüpfte. Bei der alten Mühle angekommen, sprang er in dieselbe und nahm sich nicht einmal Zeit, den Kahn festzubinden, der weiter trieb. Aber auch hier setzten ihm die Mücken so barbarisch zu, daß er den Steg fallen ließ und ausriß, wo er denn endlich die Quälgeister ein Stück vom Wasser los wurde und zerstochen wie ein Sieb in Asvany ankam.

Seit dieser Zeit konnte es kein Mensch in der alten Mühle aushalten, denn diese schien ein Mückenquartier geworden zu sein, und der alte Müller trank in Verzweiflung darüber so viel Slibowitzer, daß er am Ende nicht mehr wußte, ob Montag oder Donnerstag sei. Bei den Bauern

hatte er einen schlechten Stand, denn diese schimpften ihn einen Spitzbuben über den andern, weil ihnen der neue Müller wenigstens noch einmal so viel Mehl liefere. Am schlimmsten hatte es der arme Knecht, der nun beinahe gar nichts zu essen bekam und von den Bauern beschuldigt ward, seinem Herrn beim Stehlen geholfen zu haben.

Die Scene an der neuen Mühle hatte indeß ein anderes Ansehen gewonnen und man fand den Platz jetzt meistens von Frauen und Mädchen besetzt. Der Müller konnte das Tabaksrauchen durchaus nicht leiden und die Bauern konnten es nicht lassen und schickten deshalb lieber ihre Töchter oder Mägde mit dem Korn, da diese schnell abgefertigt wurden, und noch weit mehr Mehl brachten, als sie selbst. Der Müller war darüber sehr erfreut, sang den Mädchen lustig etwas vor und ergötzte sie durch die tollsten Scherze. Eines Tages erfaßte die Bäuerinnen aber ein großer Schreck, denn als eine Bauerstochter in die Mühle ging, um nach ihrem Mehl zu sehen, kam sie nicht wieder zum Vorschein, sondern eine wilde Ente flog mitten in den Kreis der Mädchen, schrie hier erbärmlich und flog dann in das Schilf. Die Bauerstochter blieb aber verschwunden, und als man den Müller danach fragte, wollte dieser nichts davon wissen und wiegte sich summend auf einem Mehlsack hin und her, wobei die Bäuerinnen über seinen unmäßig dicken Bauch staunten, der doch sonst so dünn war, und auf die Idee kamen, er habe das Mädchen am Ende gar gefressen. In der nächsten Woche passirte dieselbe Geschichte mehrmals

wieder, und jedesmal erschien eine wilde Ente, wenn ein Mädchen fehlte. Die Bauern geriethen in großen Schreck und wußten nicht, was sie thun sollten, denn in der Mühle war keine Spur von den Mädchen zu entdecken und in der Umgegend auch nicht. Man vermuthete, daß sie geraubt und fortgeschleppt seien.

Den Knecht des alten Müllers wurmte es, daß die Bauern glaubten, er stecke mit dem Geizmüller unter einer Decke. Es war ihm unbegreiflich, wie der neue Müller aus dem Korn so viel Mehl schaffen konnte. Es kam wenigstens dreimal so viel aus der Mühle, als hineinging. Er lauerte deshalb im Walde umher und beobachtete die Mühle scharf, denn es ging dort nicht mit rechten Dingen zu. Als er eines Nachts bei Mondschein so im Gebüsch lag und aufpaßte, fiel ihm ein sonderbarer weißer Nebelstreif auf, der sich den Fluß herunter in die Mühle zog und aus dem ein leises Klingen herüber tönte. Der Streif dauerte ununterbrochen fort und nahm seine Aufmerksamkeit so in Anspruch, daß er heftig erschrak, als eine Stimme in sein Ohr flüsterte: „Siehst Du es?"

Wie er herumfuhr, um sich nach dem Frager umzuschauen, erkannte er den alten Jäger Mukki aus Asvany, der sich unhörbar an seine Seite geschlichen hatte und ihm jetzt die Hand auf den Mund legte. Er zeigte nach der Mühle, wo ein paar Mädchen am Ufer saßen und auf ihr Mehl warteten, während ihre Brüder als Wache dabei, jedoch sammt ihnen eingeschlafen waren.

Da erschien der Müller in der Thür, sah nach dem Mädchen hinüber und sprang dann mit einem Satz auf das Dach, wo er seine Rockschöße plötzlich wie Flügel ausbreitete und die Mühle ein paar Mal im Flug umkreiste. Hierauf schwang er sich zu den Mädchen hinüber und setzte sich auf die Schulter der einen, die dabei einen schwachen Schrei ausstieß, aber wieder ruhig war, als er ihr Kühlung mit seinen Rockflügeln zuwehte. Nun sah der Knecht mit Erstaunen, wie der Müller vollkommen einer riesengroßen Mücke glich und das Mädchen aussaugte, wobei sein Bauch dicker und dicker ward und das Opfer mehr und mehr zusammenschrumpfte, bis der Unhold endlich summend über die Erde halb hinlief, halb flog und in die Mühle kroch, während an der Stelle des Mädchens eine wilde Ente saß und kläglich schrie. Die Anderen erwachten dabei und liefen voller Schrecken umher, indem sie ihre Schwester riefen, aber keine andere Antwort erhielten, als das Klagegeschrei der Ente.

Den Knecht packte Entsetzen, denn er hatte sich vorgenommen, am nächsten Morgen auf die Entenjagd zu gehen, und jetzt schauderte er bei dem Gedanken, daß er da vielleicht ein verzaubertes Mädchen hätte schießen und gar essen können.

„Siehst Du nun, was der Müller für ein Kerl ist?" sprach leise der Jäger. „Ich habe ihn gleich erkannt und denke es ihm hier noch einzutränken und ihm eins auszuwischen, daß er auf hundert Jahr aus der Gegend weg-

bleiben soll. Es ist der Mückenkönig Calubacz, der unten am eisernen Thor seine Residenz hat. Schweig aber davon und thue wie ich Dir sage, sonst geht das Ding schief, und die armen Mädchen bleiben zeitlebens Enten. Jetzt will ich das arme Ding da in Sicherheit bringen. Weißt Du aber, was der weiße Nebel ist, den Du vorhin so aufmerksam ansahst? Das sind lauter Mücken, die sich oben in den Mühlen in das Mehl setzen und was an ihnen hängen bleibt so hierher tragen. Es ist lächerlich unbedeutend, was eine fortbringt, und doch räumen die Millionen in einer Nacht eine ganze Mehlkiste aus und bringen es dem Calubacz, der dann gutes Maß machen kann."

„Bassa!" murmelte der Knecht verwundert, „deshalb wissen sie oben nicht, wo ihr Mehl hinkommt, wie mir mein Bruder gesagt hat."

„Komm jetzt," sprach der Jäger, indem er einen Lockruf ausstieß, auf den die Ente zu ihm flog. „Hierher, meine arme Marie," rief er leise, „fürchte Dich nicht, ich will Dich wohin bringen, wo Du vor der Hand sicher bist. Siehst Du dort die Insel mit den großen Bäumen, dort flieg hin und bleib in dem Wasser, welches mitten drin ist. Sag aber Deinen Unglücksschwestern, es soll keine aus der Insel fliegen, ich komme schon und hole Euch, wenn ich Euch was helfen kann."

Die Ente sah Beide traurig an, wobei ihr ein paar Thränen aus den Augen fielen, dann flog sie davon, der angedeuteten Insel zu. Der Jäger ging mit dem Knecht

nach dem Ort, empfahl ihm jedoch aufs Aeußerste, gegen Jeden in der Umgegend vor der Hand zu schweigen, damit er sicher gegen den Calubacz arbeiten könne. Um ihn gegen diesen zu schützen, nahm er den Hut des Knechtes mit sich, den er mit einer Art Theer überzog, welches die Mücken weit abhielt und den Mückenkönig fast durch seinen Geruch umbrachte.

Der Knecht hatte nun zwar versprochen, gegen Jedermann in der Gegend zu schweigen. Er glaubte jedoch, es könne nichts schaden, wenn er die Müller in Kenntniß setze, wo ihr Mehl hinkomme. Er schnitt sich deshalb einen Stock und wanderte stromauf, in jede Mühle die Kunde von den Mehldieben und ihrem Herrn und Meister bringend. Die Müller wurden darüber wild und dachten, sie wollten dem Calubacz das Handwerk legen, deshalb thaten sie sich zusammen und schifften in etwa zwanzig Kähnen hinunter, um die Mühle ohne Weiteres zu überfallen und den Müller ins Wasser zu werfen. Der Knecht warnte und bat, sie sollten die Sache dem Jäger überlassen, das half aber nichts; denn die Müller sind ein verwegenes Geschlecht, die sich vor nichts fürchten. Er fuhr nun zwar mit ihnen hinab, stieg aber einige hundert Schritt über der neuen Mühle aus, denn es ahnte ihm nichts Gutes. Die Müller kamen gerade bei Sonnenuntergang vor die Mühle und stürmten sofort mit Geschrei hinein, um kurzen Proceß zu machen. Plötzlich ward es aber still darin und der Knecht wartete mit Herzklopfen auf die Dinge. Da sah er einen Zug

Fischreiher über den Steg aus der Mühle schreiten und wußte nun, was aus den Vorwitzigen geworden war. Er rang jammernd die Hände, als der Jäger zu ihm trat und ihm bittere Vorwürfe über seine Schwatzhaftigkeit machte, denn er hatte gleich Alles errathen, als er die Müllerflotte daherkommen sah. Calubacz hatte aber nur die Hälfte der Müller in Reiher verwandelt, und brachte dann die andere Hälfte steif und scheinbar leblos aus der Thür geschleppt, wo er sie in den Kahn warf. Dann hüpfte er hinein und ruderte ihn mit seinen Rockschößen nach der gegenüberliegenden Insel, wo er die Müller mit den Beinen nebeneinander in den Schlammgrund steckte und sie hierauf mit Zauber-sprüchen umkreiste. Da jammerten sie laut und schlugen die Hände über den Köpfen zusammen. Als der Knecht aber recht hin sah, erblickte er eine Reihe Silberpappeln, deren weiße Aeste sich gegen den Himmel streckten. Das war ein Anblick zum Erbarmen und er weinte bitterlich, wenn er bedachte, daß er durch seine Schwatzhaftigkeit an ihrem Unglück schuld war. Der Jäger zog ihn jedoch fort und sagte: „Laß nur sein, Seppi. Es wird den über-müthigen Müllern das Ruhigstehn ein Bissel gut thun. Jetzt wollen wir aber dem Calubacz ernstlich zu Leibe, ich habe schon Alles vorgerichtet. Komm."

An einem Weidendickigt angekommen, zog er ein breites Schinackel hervor, in dem er einen Heerd gebaut hatte, worauf ein Kessel stand. „Hier zieh das Hemd über," sprach er, dem Knecht ein frisch getheertes Hemd reichend, während

er selbst ein solches überwarf. „Nun mach' Feuer, von dem Holz da, und leg mir fleißig nach, wenns was zu braten giebt. Und nun in Gottes Namen und der Hölle zum Trotz," schloß der Jäger, indem er einen sonderbaren Anker zurecht legte, der aus knorrigen Holzhaken und schweren Steinen zusammengesetzt war, worauf er den Kahn in den Strom schob.

Der Mond ging gerade auf, und der weiße Mückenstreif begann schon seine Thätigkeit. Gerade unter ihm warf Mukki Anker und der Knecht legte Holz ins Feuer, in das der Jäger noch eine Flüssigkeit aus einer Flasche goß. Als der Rauch in die Höhe stieg, fielen die Mücken haufenweis in den Kessel, unter dem der Knecht jetzt eifrig nachlegte. Die Mücken kamen millionenweis in ununterbrochenem Zuge und fielen fort und fort vom Rauche gepackt herunter, wo der Jäger in ihnen rührte und sie zu einem Brei sott, bis endlich der Kessel bald voll war und Fett darauf stand. Mückenfett! welches sonst sehr schwer, und nur in den Berliner Apotheken zu haben ist, hier aber maßweiß stand, während unten eine Art Kuchen von Mehl und Mücken gebacken wurde.

Sobald der Jäger genug davon hatte, zog er den Anker auf und löschte das Feuer, wonach er ans Land ruderte und den Kessel vorsichtig im Busch verbarg und mit den getheerten Hemden zudeckte.

„Jetzt wollen wir dem Calubacz zu Leibe," sprach der Jäger, „deshalb lauf und hole die Tochter des alten Geiz-

müllers. Sobald Du mit ihr in die Nähe der Mühle kommst, gehst Du leise voraus und schleichst Dich zu mir in die Mühle, wo ich sein werde. Das Mädchen soll aber laut singen, wenn sie aus dem Walde kommt und langsam über die Blöse gehn, daß Calubacz sie hört. Dann lassen wir das Rad los, als wollte das Mädchen allein mahlen. Nach einiger Zeit soll sie den neuen Müller rufen, er solle ihr helfen. Ich verwette meine Nase, daß er sogleich da ist. Hier sind nun für den Fall zwei Pfeifen aus Kranewittholz, die ich im Vollmond geschnitten und worauf ich Bannzeichen eingegraben habe. Hier ist der Tabak dazu, aus Mückenkraut gemacht. Diese Pfeifen zünden wir an, sobald Calubacz in der Mühle ist, und damit setze ich mich an die Hinter- und Du an die Vorderthür, und dann losgeraucht! Du sollst einen Hauptspaß erleben. Und nun fort, das Mädchen geholt," schloß Mukki. Der Knecht lief denn auch was er konnte nach Asvany und holte die Müllerstochter, der er Alles mittheilte. Der Jäger schlich sich indeß in die alte Mühle und bestrich alle Luken und Fenster mit Theer, worauf er ruhig auf den Knecht und das Mädchen wartete. Es dauerte etwas über eine Stunde, als er einen Schatten in der Thür sah."

Hier unterbrach den Erzähler ein unabläßiges Geklingel, welches aus einigen Mühlen erscholl. Die Müller sprangen auf und liefen eiligst davon; denn die Glocken zeigten an, daß die Steine ohne Korn liefen und neue Nahrung begehrten. — Man trank einmal herum, und Janosch brachte

unbemerkt ein paar gebratene Vögel bei Seite und steckte eine gefüllte Sutra hinter einen Getreidesack. Die Müller kamen so schnell als möglich wieder, nachdem sie frisch aufgeschüttet hatten, und Janko erzählte weiter.

„Der Schatten in der Thür war aber der Knecht, welcher sich nun leise daneben setzte und die gestopfte Zauberpfeife herauslangte. Bald darauf kam die Müllerstochter singend auf die Mühle zu, und der Jäger bemerkte, wie Calubacz aus seiner Mühle hervorkam und auf das Dach flog. Das Rad der alten Mühle war nun kaum losgelassen, so sah der Knecht den neuen Müller im Mondscheine auf allen Vieren am Ufer dahergehupft, oder eigentlich geflogen kommen, und gab dem Mädchen ein Zeichen, worauf diese hinausrief: „He, Nachbar! Nachbar! Helft mir doch ein Wenig; ich kann's nit allein zwingen."

„Komme schon, Schätzchen," sang Calubacz draußen, breitete seine Rockschöße aus und flog summend in die Mühle, wo er wie eine große Wasserjungfer umherschoß und das sich versteckende Mädchen zu erhaschen suchte. Die beiden Raucher hatten indeß an der Laterne ihre Pfeifen angezündet und saßen in Rauchwolken gehüllt vor den Thüren. Da sich der Rauch mit einem sonderbaren Geruch bald verbreitete, so merkte Calubacz Unrath und wollte hinaus. Aus den Thüren konnte er jedoch unmöglich; denn im Rauch des Mückenkrautes, durch den er hätte fliegen müssen, wäre er umgekommen. Er versuchte es deshalb durch die Fenster zu entkommen, fuhr aber pfeifend zurück, als ihn

der Geruch des Theeres dort traf. Der Knecht und der Jäger rauchten tüchtig zu und brachten den Mückendämon dadurch zur Verzweiflung. Er fuhr wie toll in der Mühle umher, summte wie eine Orgel und prallte überall an, daß die ganze alte Baracke wackelte. Endlich flog er ganz verzweifelt mehrere Mal gegen das Dach, daß dieses nachgab und die Schindeln umherflogen, wobei der alte Mehlstaub in Wolken aufstieg. Mit einer letzten verzweifelten Anstrengung fuhr der Calubacz nochmals aufwärts und rannte die Schindelbedeckung vollends hinaus, worauf er schwirrend Donauabwärts davon flog.

„Der kommt nicht wieder," schrie der Jäger lachend. „Doch nun vorwärts, daß uns die alte Mühle hier nicht über dem Kopfe zusammenfällt, und nehmt den Topf da mit." Bei diesen Worten zog Mukki die beiden Anderen nach sich und führte sie zur neuen Mühle hinüber. Hier bestrich er alle Fenster und Eingänge mit dem Theer aus dem Topfe und zündete dann einen Haufen Mückenkraut an, dessen Qualm die ganze Mühle einhüllte und alle vorhandenen Mücken umbrachte. Endlich malte er mit Kreide drei Kreuze über die Thüren und schrieb C. M. B. darunter „und nun nehmt Euch und die Mühle" schrie er lustig, indem er das Mädchen dem Knecht in die Arme warf.

Ein Krach schreckte sie auf. Die alte Mühle war zusammengebrochen und die Stücke schwammen im Strom dahin.

Bei Sonnenaufgang fuhr der Jäger zu den verzauberten Silberpappeln hinüber und bestrich sie mit dem Mückenfett

aus dem Kessel, worauf sie sich an zu recken und zu dehnen fingen und endlich wieder zu Müllern wurden, die mit einem Freudenschrei ihre Beine aus dem Schlamm zogen. Dann fuhr er zur Insel hinunter, wo die Mädchenenten und Reiher waren und gab ihnen von dem Mückenkuchen. Sobald sie denselben hinuntergeschluckt hatten, fingen sie an, aufzuschwellen, die Federn fielen ab, die Reiherbeine erhielten Waden und Mädchen und Müller standen wieder da. In Aschwan war indeß die Sache bekannt geworden und so fand sich vor der Mückenmühle, wie man sie nannte, der ganze Ort zusammen, wobei auch ein paar Zigeuner nicht fehlten, und man schmauste und tanzte, trotz heut Abend. Der Knecht heirathete das Mädchen und Calubacz ließ sich nie mehr sehen. Der alte Geizmüller aber blieb fortan in Aschwan und putzte mit Kreide und Slibowitzer seine ersparten Silberzwanziger."

„Wer schreit denn da im Walde," fragte Ferko, nachdem ein kurzes Stillschweigen der Erzählung gefolgt war. Alles horchte und man unterschied deutlich eine hülferufende Stimme. Einige Männer ergriffen brennende Holzstücke und gingen nach der Richtung hin.

Janosch benutzte diesen Umstand, ergriff die Sutra und die Braten und verschwand damit im Gebüsch. Er ging nach dem Ufer, wo einige alte Weiden sich weit über das Wasser bogen und pfiff hier leise. Eine Antwort klang

vom Wasser herauf, und nun kroch Janosch auf einen Weidenstamm und reichte die Lebensmittel hinab.

„Du! Mach Dich fort!“ flüsterte er hinunter. „Ein Holzhauer hat Dich gesehen und der Jäger ist Dir auf der Spur. Ich habe sie abgebracht; aber es ist besser, Du drückst Dich auf ein paar Wochen. Geh' jetzt mit dem Kahn nach Göngö hinunter und fahre mit dem Dampfschiff dann nach Wien hinauf. Wenn die Luft rein ist, schreibe ich Dir schon. Aber jetzt mach weiter.“

„Verdammt der Jäger!“ brummte Milosch. „Will aber doch Deinem Rath folgen. Gute Nacht denn.“ Mit diesen Worten ergriff er sein Ruder und schob sich in den Strom, wo er in der Nacht verschwand.

Janosch war froh, ihn fort zu wissen und ging wieder zu den Frauen zurück. Hier war indeß ein neuer Gast angekommen, der eine kuriose Figur spielte. Ein abgeschabtes schwarzes Fräckchen und eben solche Hosen stachen sonderbar gegen die weiten Gatyen der Bauern ab; dabei hatte er nur einen Stiefel an und zog das andere Bein mit dem Strumpf wie ein Kranich in die Höhe. — Es war der Notarschreiber Kleckſch, ein gutgelittener lustiger Kerl, der auf Alles ein Lied wußte und jetzt nur etwas verdrießlich aussah, weil ihm ein Stiefel im Sumpf stecken blieb, den man noch suchte. Er schimpfte fürchterlich auf den Wald und behauptete, daß er sein Leben gewagt hätte, um herauszukommen und der Irma einen Heirathsantrag zu machen — den zwanzigsten seit zwei Jahren, wie Irma

lachend sagte. Herr Kleckſch war ein Deutſcher und hieß eigentlich Klecks, ein verhängnißvoller Name für einen Schreiber. Da die Ungarn das s aber wie ſch ausſprechen, ſo ward er Kleckſch genannt. Herr Kleckſch ſetzte ſich alſo auf einen Sack und griff vor der Hand nach dem prächtigen Kapaun, den man ihm hinhielt. Die Heirathsangelegenheit mußte davor zurückſtehen. Nachdem er jedoch ein Viertelſtündchen auf das Angeſtrengteſte mit ſeinen Kinnbacken gearbeitet, wiſchte er ſich die Finger an ein paar Lattichblätter ſorgfältig ab, und wendete ſich dann wieder an Irma, ohne die grimmigen Blicke Joſephs zu bemerken. Er erklärte dieſer und dem alten Ferko, daß es jetzt wahrhaftiger Ernſt mit dem Antrag ſei; denn der Notar habe ihm geſtern monatlich vier Gulden Zulage und außerdem die Ration für ein Pferd verſprochen. Er ſetzte aufs Dringendſte auseinander, welche hohe Stellung das Mädchen durch ihn erlangen würde, da es gar nicht unmöglich ſei, daß er noch ſelbſt Notar würde, und dann ſolle ſie bedenken, „Frau Notarin!“ — Er ſprach ſo eifrig und dringend, daß er kaum noch ein Haar davon war, vom Joſeph durchgeprügelt zu werden; denn dieſer griff ſchon ein paar Mal nach ſeinem Rockkragen und ward nur von Irma gehindert, den Schreiber zu packen.

Das Mädchen erklärte endlich dem Dränger, daß ſie ein für allemal nur einen Müller heirathen würde.

„Einen Müller! Was fällt Dir ein, Kind!“ rief Herr Kleckſch. „Dieſe leichten Vögel, die haußen mit allen

Mädchen scharmutziren, die Allen was weiß machen . . . !! Wart', ich will Dir ein Lied vorsingen, woraus Du hören sollst, was die Mühle selber vom Müller sagt! Hat Einer eine Geige da?"

Wenn Alles in der Welt so leicht zu finden wäre, als eine Geige, dann wäre das Suchen nicht schwer. Ein Müller war in eine Mühle gelaufen und brachte eine Violine.

„Ich möchte wirklich wissen, was die Mühle vom Müller erzählen könnte?" fragte Joseph spöttisch.

„Ho, ho, Du sollst es gleich erfahren!" entgegnete Kleckfch, indem er die Geige stimmte. So! . . . „g, h, d, g" sang er zur Probe, ob die Stimme gut sei und sagte dann: „Nun paßt mal auf."

Die Müller drängten sich neugierig um ihn. Er griff ein Paar Accorde pizzicato auf den Saiten und begleitete so das folgende Lied, den ersten Vers langsam, die folgenden schneller:

Wird die Mühle losgelassen,
Dreht das Rad sich träg im Kreis.
Drinn' die Räder sich erfassen,
Flüstern unter sich ganz leis:
Es ist ein Dieb da, es ist ein Dieb da.

Schneller muß das Rad sich drehen,
Lauter hört den Tact man schlagen
Und das Werk beginnt zu gehen,
Und das Werk beginnt zu fragen:
Wer ist er, wer ist er, wer ist er, wer ist er.

Ist die Mühl' im vollen Gange,
Wird der Dieb dann laut genannt,
Und das Werk geht schnell und schneller!
Ruft es laut und immer heller:
Der Müller, der Müller, der Müller!!

Der Müüller — der Müllllller!" sang Kleckſch triumphirend.

Er hatte aber sein Publikum nicht bedacht und vergessen, daß die Müller rabiate Kerle sind, die sich nicht honackeln lassen. Joseph war ihm überhaupt nicht grün und hatte ihn heut Abend ganz besonders auf dem Korn. Deshalb schrie er auch: „Was? Dieser verdammte Tintenfisch will uns hier zum Besten haben? Warte! Dir wollen wir's Müllerliedel vertreiben!" Und damit packte er ihn beim Kragen und die andern Müller packten ihn bei den Beinen und Armen, und so zogen und beutelten sie ihn herum, halb im Spaß, der schon schlimm genug war, und halb im Ernst. Der arme Kerl stand unter dem tollen Gelächter der Müller und Bauern bald auf dem Kopf, bald auf den Beinen und schrie Zedermordio.

Janosch hetzte mit und raunte Joseph zu: „Wirf ihn in die Donau, sonst kriegt er das Mädchen noch."

So schlimm sollte es jedoch nicht kommen und die Müller setzten endlich dem Schreiber auf seine dünnen Beine und hielten ihm gutmüthig eine Sutra vor, aus der er denn auch einen tüchtigen Zug that. Wie sah er aber aus! Auf seinem schwarzen Anzug sah man überall weiße Müllerhände abgedruckt. Es hatte den Anschein, als wäre seine

Kleidung mit weißen, etwas ungeschickten Talpen durchwirkt, weshalb die Zuschauer in ein neues Gelächter ausbrachen.

„Ihr schändliches Müllergesindel!“ schrie er, als er die Ursache der Heiterkeit entdeckte. „Wie habt Ihr mich hergerichtet? Wenn ich Euch deshalb verklage und mich so zu den Akten lege, dann kommt Ihr Alle miteinander zeitlebens ins Zuchthaus! Wenn Ihr nicht gar gehenkt werdet. Denn ich bin eigentlich ein kaiserlicher Beamter!“

„Nu, nu,“ tröstete Ferko. „Ihr gebt's den Leuten immer Schwarz auf Weiß und die haben's Euch nun mal Weiß auf Schwarz gegeben.“

„Alter Witz,“ sagte Kleckſch verächtlich.

„Da hat Schreiber wohl was verloren,“ schrie ein Müller, der ein Papier aufgehoben hatte, welches Kleckſch während der Katzbalgerei aus der Tasche gefallen war.

„Was ist das?“ sprach Ferko, den Zettel ans Feuer haltend und lesend: „Gewinnliste der . . .“

„Haalt!“ schrie Kleckſch mit einem Satz auf Ferko losspringend, „halt! Das ist eine geheime Verordnung, die darf Niemand außer den Beamten lesen . . . Bei Todesstrafe!“

Ferko hatte jedoch Kleckſch bei der Weste gepackt und hielt ihn wie in einer Zange auf Armeslänge von sich, indem er mit dem anderen Arm das Blatt aus seinem Bereich haltend, ruhig weiter las: „Liste der Graf Palfy-Loose.“

Kleckſch zappelte wie eine Fliege an der Leimſtange und ſuchte die Liſte zu erlangen. Ferko las weiter. „Numero 16,962. Haupttreffer von 30,000 Gulden!“

Irma ſtieß hier einen ſcharfen Schrei aus. Kleckſch ſank auf einen Mehlſack und Joſeph ſprang in die Höhe und riß Ferko das Papier aus der Hand, ſah es an und rannte davon.

„Alle Donner! Das iſt ja das Loos, was Du haſt!“ rief Ferko ſeiner Tochter zu.

„Himmliſche Irma, gieb mir Deine Hand . . . ich will Dich anbeten,“ jammerte Kleckſch.

„Das war alſo die Zulage, wegen der Du meine Tochter mit Gewalt heirathen wollteſt? Du Halunke haſt die Nummer ſelbſt beſorgt!“ lachte Ferko.

„O gerechter Gott! Hätte ich das gewußt, ich hätte ſie behalten,“ jammerte Kleckſch.

„Na, alter Ferko,“ ſchrie jetzt der zurückgekehrte Joſeph dazwiſchen, „die Sache iſt richtig. Nun gebt mir doch endlich Eure Tochter?“

„Eh! eh! mein Mätzchen,“ ſagt Ferko mit emporgezogenen Augenbrauen. „Nicht ſo hitzig, das iſt jetzt ein Biſſen, der zu fett für Dich iſt. Mit 30,000 Gulden macht Irma 'ne andere Partie!“

„Wenn ſie ſie hat,“ ſprach Joſeph lachend, indem er Ferko das gedruckte Loos hinhielt.

„Was iſt das?“ ſchrie dieſer zurückfahrend. „Wo haſt Du Dein Loos?“ wandte er ſich an Irma.

„Ich habe es an Joseph verkauft, und zwar für das, was er aus dem ersten Golde löste, welches er in der Donau wusch."

Ferko schlug die Hände über den Kopf zusammen und jammerte: „Du verzweifelte Gans." Janosch aber zischte einen furchtbaren Fluch durch die Zähne und ballte die Hände krampfhaft. Er hätte das Loos packen und es ins Feuer werfen mögen; denn er hatte es ja dem Joseph eigentlich verschafft, indem er ihn zum Goldsuchen verleitet, um ihn bei Ferko verhaßt zu machen, indem er das Gold, welches Joseph gefunden, selbst in den Sand gescharrt und ihm den Rath gegeben, dort zu graben und zu waschen, um ihn an das verderbliche Geschäft zu fesseln und ohne Zeugen bei Seite zu schaffen! Es sauste ihm vor den Ohren und er dachte daran, das Loos aus der Mühle zu stehlen. Er fürchtete jedoch Josephs Riesenstärke und mochte den Raub nicht allein unternehmen; deshalb that ihm die Entfernung des Milosch leid, der ein verschlagener Schuft war und bei allem vorsichtig wie eine Katze zu Werke ging, während Janosch von wildem magyarischen Charakter zur tapferen offenen Gewaltthat geneigt war.

Es trieb ihn fort, und er nahm nach einiger Ueberlegung seinen Pelz und schlich nach dem Kahn hinunter, in dem er bald mit schnellen Ruderschlägen stromab schoß und in der Nacht verschwand, wie vorher Milosch.

Der alte Ferko stand am nächsten Morgen auf seinen Gartenzaun gelehnt und blies große blaue Wolken aus der Pfeife. Er hatte den breitkrämpigen Hut etwas schief gerückt und warf von Zeit zu Zeit einen Seitenblick nach Joseph's Garten, worin jedoch Niemand zu sehen war. Seine Tochter stand hinter ihm und pflückte Bohnen und Paradiesäpfel ab, wobei auch mehrere Seitenblicke denen ihres Vaters folgten. Beider Aufmerksamkeit wurde jetzt von einem Wagen in Anspruch genommen, der auf der schauerlichen Dorfstraße daher gestolpert kam und bald rechts, bald links umschlagen zu wollen schien, je nachdem er in ein grundloses Loch gerieth. Wäre die Katastrophe eingetreten, so hätten die beiden Herren, welche im Wagen saßen, nicht so viel für ihre Gliedmaßen als deren Umhüllungen zu fürchten gehabt; denn die Straße war eigentlich weniger eine Straße, als ein wohl durcharbeiteter weicher Morast zu nennen, wie er sich fast durch alle Dörfer in Ungarn zieht, wo man den nächsten Nachbar nach einem Regenwetter nur zu Pferde besuchen kann.

Als der Wagen bis vor Ferkos Haus gestolpert war, schrie einer der Insassen Halt und steckte dann einen bebrillten Kopf, auf welchem eine Dienstmütze saß, heraus.

„Heda Uram!“ rief er nach Ferko hinüber. „Uram! eh — eh — “ Hier sah er verzweiflungsvoll nach dem Himmel und schnappte einigemal nach etwas, was von oben herabkommen sollte, nach einigen ungarischen Worten nämlich, die ihm nicht einfallen wollten.

„Tescheck?“ frug Ferko schmunzelnd.

„Tescheck!!“ schrie der andere Herr lachend im Wagen. Tescheck!!! — Habe ich nicht gesagt, daß erstes Mensch, was wir treffen in Nest hiesiges wird sagen Tescheck!!! — Ha! ha! ha! — Besteht sich ganze ungarische Sprache aus Tescheck. Sagt zu Alles Tescheck und werden wir Tescheck mitbringen nach Raab und weiter nichts als Tescheck!“

„Was wollen Sie denn eigentlich, meine Herren?“ sprach jetzt Ferko im besten Deutsch, welches ihm möglich war.

„Gott sei's gedankt ewiglich, daß sich findet Landsmann, was spricht Deutsches,“ rief die Stimme im Wagen. „Sagt uns doch, wer ist Notari und wo steht Wirthshaus hiesiges?“

„Der Notar wohnt dort drüben hinter den Bäumen und das Wirthshaus ist ein Stückchen weiter nach dem Wasser hinunter. Wollen die Herren hier bleiben?“ frug Ferko nach dieser Erklärung.

„Heute wahrscheinlich,“ sprach der eine Herr. „Wir wollen die Steuerrückstände hier haben. Ich bin Steuercumisär und Herr hier ist Rechnungsrath, was hat gemacht Plan und will nun sehen wo's fehlt persönlich. Sie sind wohl deutsches Bauer und haben nix Rückstand?“

„Alles bezahlt!“ nickte Ferko.

„Ja, ja,“ sprach der Rath, „deutsches Steuerzahler zahlt immer pünktlich. Habe ich gefunden stets, mag sich nun sein in Italien, in Ungarn, in Slavonien oder in Böhmen.“

„Der Deutsche ist überall derselbe dumme Kerl!" setzte er böhmisch gegen seinen Collegen hinzu, worauf die beiden Herren in ein lustiges Gelächter ausbrachen.

„Also vorwärts nach Wirthshaus!" rief nun der Rath dem Kutscher zu. Dieser zeigte jedoch auf die Straße und begann sich höchst phlegmatisch eine Pfeife zu stopfen, ohne die Pferde anzutreiben. Der Rath bog sich fluchend aus dem Wagen und bemerkte, daß die Straße von einem Karren verstopft war, dessen Gespann aus einem Esel bestehend sich sans façon mitten auf den Fuhrweg gelegt hatte, während Joseph eine Ladung Stangenholz vom Karren vor seinem Haus abwarf und dabei gräulich auf den Pferdedieb schimpfte, welcher ihm sein Roß gestohlen. Als der Karren leer war, ging er zum Meister Langohr und ersuchte ihn aufzustehen. Der Esel oder vielmehr der halbe Esel, welcher auf der Straße lag, denn die eine Hälfte war in derselben versunken, als solle eine Form für einen Gypsabguß gemacht werden, hielt es gar nicht für nöthig, Notiz von Joseph zu nehmen.

„Bassama! Was hat das Vieh!" wandte er sich fragend an Ferko. „Sollte ihm was fehlen? Ist er vielleicht vor Hunger umgefallen?"

„Gieb ihm das," sagte Irma, und reichte ihm ein paar Krautblätter, die einen Hasen verleitet hätten, Weib und Kind zu verlassen.

Joseph hielt dem Esel die Blätter vor das Maul. Dieser hob den Kopf ein ganz klein wenig, warf einen matten

Seitenblick darauf, beroch sie und nahm sie dann zwischen die Lippen, worauf er sich wieder niederlegte.

„Gieb ihm ein Paar Disteln!“ rieth Irma.

„Unsinn!“ sprach Ferko. „Bilde Dir doch nicht ein, daß die Esel Disteln fressen, so lange sie was Besseres kriegen können. Sollte er krank sein?“

„He Jeschki!“ schrie Joseph. „Da komm doch mal her und sieh zu, was Deinem Esel fehlt.“

Eine braune Gestalt mit langem, rabenschwarzem Haar, die Gatyen hoch aufgestreift, kam durch den knietiefen Straßenmorast daher, und warf einen Blick auf den Esel. Dann ging er zum abgeladenen Stangenholz und suchte schweigend einen guten handrechten Knüttel heraus, dessen Griff noch obendrein mit dem Messer abgeputzt ward, und nun ließ der braune Jeschki einen solchen Hagel von Prügeln auf den Meister Langohr herabregnen, daß dieser nach dem ersten halben Dutzend wie der Wind auf die Beine sprang, einigemal hintenausschlug und dann mit dem Karren davonrannte und in das Wasser hinter dem Wirthshaus lief, wo er ruhig stehen blieb.

Der Wagen des Steuercommissärs konnte nun auch seinen Weg fortsetzen und hielt bald darauf in einem kleinen See, der sich grade vor dem Wirthshaus gesammelt hatte. Wie aber hier herauskommen? Die Passagiere warfen verzweifelte Blicke umher und der Kutscher knallte fortwährend mit der Peitsche nach Hülfe.

Endlich ließ sich der Besitzer des Wirthshauses, Herr

Ephraim Jeiteles, in der Thür sehen und machte unzählige Bücklinge, als er die Herren erblickte.

„Wie kommen wir hier heraus!“ schrie der Commissar ärgerlich.

„Ist gar nich tief,“ tröstete der Wirth freundlich. „Höchstens so“ und hier machte er mit der Hand einen Strich über seine Knöchel.

„Aber Kreuzdonnerwetter!“ fluchte der Rath. „Wir wollen trocken heraus! Also schafft etwas zum Aussteigen.“

Jeiteles besann sich und rief dann einen Knecht, mit dem er den Boden eines alten Kahnes, der bei dem Haus lag, herbeischleppte und damit eine Art Brücke herstellte, auf welcher die beiden Beamten endlich den Uebergang wagen konnten.

Sie verlangten Wein und sahen sich in der Stube um. Es war sehr gut, daß die Fenster so klein und so schmutzig waren; sie ließen deshalb so wenig Licht herein, daß man im Ungewissen blieb, ob Wände, Tische und Bänke mit Farbe oder mit Schmutz überzogen waren. Zum Ueberfluß eiserner Gitter gesellte sich vor den Fenstern auch noch der dichtgewachsene Wein und es war dem Rath zu verzeihen, daß er beinahe den Haushahn erdrückt hätte, als er sich auf den Stuhl niederließ, den dieser bereits einnahm.

Der Wirth erschien mit dem Wein. „Ebbes ganz Schaines Vorzügliches!“ wie er behauptete. Der Rath war durstig und trank. Er verzog jedoch das Gesicht gräulich, spuckte aus und hielt dem Wirth das Glas unter die Nase,

wobei er schrie: „Was ist das für Gematsch? Verfluchtiges Giftmisch! Will sich umbringen Beamten kaiserlichen?"

„Gott gerechter! Was haben Se gegen meinen Wain!" sagte Jeiteles verwundert. „Is er doch die beste Sorte, su swei Gulden die Maas! Wollen Se ebbes davon haben Tokayer?"

„Zwei Gulden die Maaß von dem Essig!" schrie der Commissar entsetzt. „Zwei Gulden Schein?"

„Gott Se belieben su spaßen! Ae Herr Beamter und spricht von Schain!" entgegnete Jeiteles die Hände zusammenschlagend. „Schain?!" rief er. „Wir haben gar keinen Schain mehr in die letzte Zait, der Schain is vergangen, wir haben blos noch Münz!"

„Halt, da müssen wir verhandeln Zeche unsrige vorher," sprach der Rath. „Was werden zwei Kapauner — Suppen — Mehlspeisen und Sallat für uns Beide kosten?"

„Kapauner? Kapauner?" jammerte Jeiteles. „Kapauner kann ich nit kaufen unter zwei Gulden das Stück und wenn's von meinem Bruder wäre, a Mehlspeisen wären drei und a Sallat und was drum hängt, würde ich nit können unter fünf Gulden Münz herstellen, wenn ich nit werden will a armer Mann."

„Das ist Prellerei, himmelschreiende," fuhr der Rath auf. „Dafür soupire ich im Lamm goldenen in Wien mit Wein dazu."

„Das können die Herren Wiener auch," entgegnete Jeiteles greinend. „Haben's gut die Herren dort, kriegen Alles

gebracht, wird eben Alles nach Wien geschafft, — der Wain, das Geflügel, das Getraide und unser Geld dazu. Was wir davor raus kriegen, müssen wir wieder als Steuern neinschicken. Müssen sich also die Herren nit wundern, wenns raus kimmen und müssen Alles mehr bezahlen hausen als drin."

Der Commissar hatte Lust, dem Wirth die Flasche an den Kopf zu werfen, was diesen bewog, sich schnell hinauszuschieben. Draußen, hinter der Thür, zog er jedoch den Herren eine Fratze, setzte seine beiden ausgespreitzten Hände an die Nase und machte einige Bocksprünge vor Vergnügen, daß er es ihnen so gut gegeben.

Die beiden Beamten liefen in der Stube umher und sprachen böhmisch mit einander. In diesem Augenblick kam Herr Kleckisch vor das Wirthshaus geritten und stieg vom Pferde. Er überbrachte eine Einladung zum Mittagsessen beim Notar und drängte die Herren sogleich mit ihm zu kommen und das Wirthshaus zu verlassen. Man kann denken, daß sie sich nicht lange nöthigen ließen und nach Berichtigung ihrer Zeche wieder in den noch bereit stehenden Wagen kletterten und zwar zum großen Jammer Ephraim Jeiteles, der von ihnen doch wenigstens seine halbjährigen Steuern herauszuschlagen dachte.

Beim Notar erwartete die Wanderer ein anderer Trunk. Hier fanden sie einen Wein, welcher der Mühe werth war, danach auf einen Thurm oder in einen eben so tiefen Keller zu steigen. Auch wartete ihrer zum Mittagsessen ein

Schmaus, der bei Ephraim Jeiteles wenigstens fünfzig Gulden gekostet hätte und hier aus Gastfreundschaft geboten ward.

Da bis zum Diner noch einige Stunden Zeit blieben, so beschlossen die Beamten ihre Steuerregulirungsangelegenheit sofort in Ordnung zu bringen, und die Rückstände einzutreiben. Sie fragten deshalb den Notar nach den Restanten.

Dieser wollte sich halb todt lachen, als er sah, daß die Herren der festen Meinung waren, sie würden so und so viel Geld einkassiren, oder den Bauern Lebendiges oder Todtes dafür abpfänden.

„Wenn unser ungarischer Bauer nichts hergeben will," bemerkte der Notar, „dann kann selbst der Teufel Nichts von ihm kriegen. Er beschwert sich nicht wie der Deutsche mit allerhand Kram und Nebensachen, die ihm lieb sind, und für deren Erhaltung er Sorgen und Lasten trägt. Er hat keine Freude an einem schönen Schrank oder Tisch, an einer Uhr u. dgl. Nur das Allernöthigste wird angeschafft und alles Uebrige durch die Gurgel gejagt. Wo Nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren! Das Sprüchwort kennen Sie besser, als jedes andere!"

„Könnten wir die Restanten vielleicht hier auf den Hof bestellen? Denn zu ihnen zu gehen, ist ja bei dem Zustand des Weges unmöglich!" fragte der Rath.

„Das können wir," sprach der Notar und gab Herrn Kleckſch den Auftrag herumzureiten und die Leute zu be-

stellen. Der Commissar überreichte ihm ein Namensverzeichniß, welches der Schreiber kopfschüttelnd durchlas. „Janosch," sagte er, „wird nicht aufzufinden sein, denn der sucht in den Inseln nach Gold. „Joseph?" rief er verwundert, „hat auch nit gezahlt? Nun bei dem hat's gute Wege. Hat gestern die 30,000 Gulden in der Graf Palfy-Lotterie gewonnen. Die Andern? Da wird schwerlich was raus zu kriegen sein. Will sie jedoch herbestellen." Damit ging er, kletterte aufs Pferd und ritt weg.

Nach einer halben Stunde erschien er wieder und berichtete. „Joseph läßt die Herren bitten, ihm einige Tage Frist zu geben; er wird dann selbst nach Raab kommen, um seinen Gewinn zu holen und Alles abzumachen. Man hat ihm kürzlich sein Pferd gestohlen und da will er erst eins erhandeln, wär sonst schon heute vielleicht hinauf."

Es wäre vielleicht dem Herrn Rath nicht eingefallen, dem jungen Müller einen Platz in seinem Wagen anzubieten, wenn er ihn mitten in einer Pußta getroffen hätte. Ein Mann aber, der 30,000 Gulden gewonnen hat, verdient alle Rücksichtsnahme; deshalb erbat er sich auch freundlichst, den jungen Mann mit nach Raab zu nehmen, da noch Platz im Wagen sei.

„Die anderen Bauern," berichtete Kleckfch weiter, „liegen Alle da und sind krank."

„Muß eine Seuche unter sie gefahren sein. Klagen Alle über den Magen und reiben sich den Bauch."

„Ah was," schrie der Rath, „is Verstellung! Haben ge-

hört vom Cumisar und Meiniges, und wollen spielen Kranken! Werden selbst nachsehn mit Cumisar und führen uns Herr Kleckſch!"

Dieser war es zufrieden und ritt voran. Da der Rath kein Reiter war und große Furcht vor den herumspringenden Pferden hatte, die man ihm brachte, so erklärte er zu Fuß gehen zu wollen. Es müsse doch Wege geben. Er war jedoch kaum fünfzig Schritte weit gekommen, als eine kleine Lagune seine Schritte hemmte. Er suchte sie zu umgehen, gerieth jedoch an einen braunen See, in dem ein Düngerhaufen wie eine vulcanische Insel stand. Kurz es war dem nächsten Haus nicht anders beizukommen, als durch Morast; man mochte es versuchen von welcher Seite man wollte.

Da ward der Rath rabiat und faßte einen großen Entschluß. Er setzte sich auf einen Baumstamm und zog seine Lackstiefletten aus, steckte sie nebst den Strümpfen in die Rocktaschen und streifte die Hosen bis über's Knie hinauf. Ihm war der Gedanke aufgestiegen, ob es die Bauern etwa wie die Niederländer gemacht und die Schleußen aufgezogen hätten, um den Feind abzuschlagen. Er wußte nicht, daß dies der natürliche Zustand der Dinge war. Nun watete er tapfer darauf los und erschien mit triefenden Beinen und grimmiger Laune im Hause des ersten Steuerrückständers.

Dieser lag im Bett und rieb sich jammernd den Bauch. „Verstellung," sprach der Rath und trat ihm näher. Er sah jedoch sogleich, daß hier keine Verstellung im Spiel war; denn der Kranke schwitzte Angstschweiß, der ihm auf

der Stirn stand. Der Rath wußte ungefähr wie ein Puls gehen müsse (doch das Wenigste, was man von einem Rath verlangen kann) und fühlte nach diesem. Nein, der Mann war krank und klagte über den Magen. Und so ging es fort und fort in jedem Hause, wo Steuern rückständig waren, merkwürdig in lauter ungarischen und slavonischen Häusern, denen man es schon von Weitem an den Strohdächern und Thüren ansehen konnte, daß hier Nichts zu holen sei. Und überall, wo sie über den Magen klagten, war weder ein Stück Vieh im Kuh-, Hühner- noch Gänsestall. War kein Kukurutz auf dem Boden und kein Wein im Keller, Nichts zu beißen und zu brocken. Daß die Bauern gestern noch Alles aufgefressen und sich die Magen fürchterlich verdorben hatten, wußte der Rath freilich nicht und constatirte deshalb, nach Raab zurückgekehrt, daß die Eintreibung der Steuern in Asvany unmöglich, und der Hungertyphus dort ausgebrochen sei. Dies war eine der Folgen, welche die weise Maßregel, böhmische Beamten in Ungarn anzustellen, hervorrief!"

Der alte Ferko hatte etwas verwundert den Stangenhaufen betrachtet, den Joseph abgeladen. Er zerbrach sich den Kopf darüber und war neugierig, wozu die Stangen dienen sollten. Joseph ließ seine Neugierde nicht zu lange warten; denn er erschien bald mit einer Säge und zerschnitt den ganzen Haufen in lauter gleichmäßige Stücke. Dann

spitzte er die stärksten zu und brachte hierauf einen Holzschlägel, womit er sie in die Erde zu treiben begann.

Das Gesicht des alten Bauern war heller und heller geworden. Als Joseph den ersten Pfahl einschlug, wußte er, um was es sich handle und schrie „Halt." Verwundert hielt der Jüngling inne. Ferko war ins Haus gesprungen und erschien mit einem Knäuel starken Bindfaden wieder. Er ergriff hierauf zwei zugespitzte Pfähle und schlug sie an zwei Punkten vor des Nachbars Haus ein, worauf er den Faden von einem zum anderen spannte. Joseph begriff sofort, und die beiden Männer trieben nun die starken Pfähle nach der Schnur in den Boden und nagelten die schwachen Stücke kreuzweis daran, so daß bis zum Abend ein wahres Wunderwerk von Zaun vor dem Hause fertig stand, welches die Erbauer mit wahrer Kinderlust, die Nachbarn als etwas höchst Unnöthiges und nicht Gehöriges anstaunten.

Daß Joseph am Abend mit seinem Weinkrug herüber kam und vor Ferko's Thür sein Brod mit Speck verzehrte, daß von dem Loos und Gewinn kein Wort erwähnt wurde, daß man beschloß, mitsammen nach Raab zu fahren, war Alles ein Ergebniß des Zaunes, durch den Joseph den alten Bauer gefangen hatte; denn er gab dadurch stillschweigend zu verstehen, daß er sich für die deutsche Wirthschaft entschieden habe.

Das Goldsuchen erklärte Joseph ein für allemal aufgeben zu wollen; selbst der Waschtrog und Schöpfer sollte

auf der Sandbank liegen bleiben, wo er das letzte Mal in Thätigkeit war.

Joseph war am nächsten Tag um sein Haus beschäftigt, wo er das Dach ausbesserte und die Fensterladen in Ordnung brachte. Er hatte vom Notar erfahren, daß der Gewinn erst in einigen Tagen erhoben werden könne, und wollte nun zum Pastor gehen, um das Aufgebot mit Irma zu bestellen, wogegen der alte Ferko jetzt Nichts mehr sagte.

Als die jungen Leute Nachmittags vom Pastor zurückkamen, waren sie etwas erstaunt, einen Gensd'armen bei Ferko sitzen zu sehen, der sich sehr angelegentlich mit ihm unterhielt.

„Schau Joseph," rief ihm der Schwiegervater zu. „Da ist mein alter Freund Jellag. Ist hier her commandirt und habe ihn gleich in Quartier genommen Es ist gestern unten ein Schweinehändler ausgeraubt worden, dem zwei Kerle seine Geldkatze mit zweihundert Ducaten abnahmen. In einem der Räuber will er einen langen Kerl aus der Gegend von Asvany erkannt haben, und den soll Jellag nun hier suchen.

„Miloſch," schrie Joseph. „Kein Anderer als Miloſch; ich lasse mich gleich fressen!"

„Nur keine Uebereilung," sprach der Gensd'arm. „Er kann es sein und kann es auch nicht sein. Wo ist denn der Bursche zu finden?"

„Ja, da müßt Ihr die Mücken auf der Donau fragen," entgegnete Joseph. Janoſch sagte noch vorgestern Abend, er

hätte ihn in Wien auf einem Dampfschiff gesehen, welches nach Linz abgegangen sei."

„Janosch, Janosch," murmelte der Gensd'arm und begann in einer dicken Brieftasche Notizen durchzusehen. „Janosch — richtig — der Goldsucher — findet auffallend viel. — Scheint Alles in Ordnung. — Gold mit Sand vermischt. — Aber zu viel. Das sind meine Notizen über Janosch. Was ist es mit ihm? Wo wohnt er?

„Dort drüben ist sein Haus. Wirst ihn aber schwerlich finden. Treibt sich Tag und Nacht in den Inseln herum und gräbt und wäscht. Er ist der Einzige, der von unseren Goldsuchern was Ordentliches findet. Will mir auch nicht in den Kopf. Wer weiß, wo er gräbt," sprach Ferko kopfnickend.

„Hm," machte der Gensd'arm. „Könnte man ihn nicht einmal aufsuchen und seine Gräberei ein Wenig ansehen?"

„Da mußt Du Dich an Joseph wenden. Der kennt die Flecke; denn er hat selbst monatelang mit gewaschen," bemerkte Ferko.

„Was gefunden?" fragte der Gensd'arm.

„Eigentlich 30,000 Gulden," lachte Joseph. „Der Janosch zeigte mir einmal eine Sandbank und sagte: Da versuch's, der Sand schaut nach Gold. Ich machte ihn aufmerksam, daß es aussehe, als sei hier schon geschaufelt. „Das ist vom Wasser," sprach Janosch. „Wenn Du nicht hier waschen willst, so bleibe ich da und suche." Nun, ich

blieb, und als es Abend war, hatte ich für etwa 50 Gulden Gold aus dem Sand gewaschen, während Janosch nur ein Paar kleine Körner brachte. Ich kaufte von dem Gold der Irma das Loos ab und habe doch eigentlich den Gewinnst in der Donau gemacht."

Der Gensd'arm fragte noch nach den Verhältnissen des Janosch herum, erfuhr, daß dieser ein Nebenbuhler von Joseph sei, daß er ihn zum Goldsuchen verlockt habe; daß mehrmals auf Joseph geschossen worden, und schüttelte am Ende den Kopf, ohne etwas weiter zu sagen; denn Irma rief zum Essen.

Um dieselbe Zeit trieben zwei Kähne von Preßburg mit dem Strom in die Inseln. In dem einen saß Milosch, in dem anderen Janosch. Beide waren mit dem Dampfschiff heraufgekommen und hatten die Kähne erhandelt, um wieder hinunter zu schwimmen, nachdem sie verschiedene Provisionen eingekauft. In der Gegend von Asvany angelangt, trennten sie sich, und Milosch verschwand in einem der undurchdringlichen Schilfdickige, während Janosch an einer baumreichen Insel landete. Er barg den Kahn im Gebüsch und trug verschiedene Gegenstände daraus unter eine versteckte Baumgruppe, wo er ein Feuer anzündete. Als dies ein Weilchen gebrannt hatte, umging er die Insel und spähte nach den gegenüberliegenden Ufern. Da sich kein Mensch zeigte, so kehrte er wieder nach dem Feuer zurück und zog eine lederne Geldkatze hervor, die er in einer hohlen Weide verbarg, nachdem er zwei Hände voll Ducaten daraus

genommen. Diese warf er in einen dreieckigen Schmelztiegel, den er über das Feuer setzte und zudeckte. Nach einem Weilchen umging er die Insel nochmals und durchsuchte mit den Augen die Gegend auf's Genaueste. Zum Schmelztiegel zurückgekommen, öffnete er diesen und da er das Gold im Fluß fand, so warf er eine Handvoll steinigen Flußsand hinein und rührte Alles durcheinander. Hierauf breitete er ein Leinentuch aus, auf welchem Sand lag und goß dann das flüssige Gold durch eine Art Sieb in denselben, wodurch es ein formloses körperhaftes Ansehen erhielt.

Die Schmelzerei war kaum zu Stande gebracht, als Janosch auch schon das Feuer gelöscht und den Schmelztiegel in einer Weide verborgen hatte. Das Tuch mit dem Sande trug er in den Kahn und fuhr mit diesem nach einer Sandbank, wo er die Hälfte des Goldsandes bei einigen Büschen vertheilte und den Boden dann glatt strich. Hierauf machte er dasselbe Manöver ein Stückchen weiter stromab, wo er Josephs Waschtrog fand, in den er den Rest des Sandes that und laut lachend auswusch.

Ein langer leiser Pfiff machte ihn aufmerksam. Er ging nach dem Gebüsch zu, woraus der Ton kam und fand hier Milosch mit allen Zeichen der Angst kauern.

„Es ist ein Gensd'arm bei den Mühlen," flüsterte dieser.

Janosch stutzte. „Was Teufel!" zischte er. „Dann laß Dich ja nicht sehen und bleib im Schilfbruch. „Ich will

Dich schon mit Lebensmitteln versorgen und wasche indeß ganz ruhig fort."

„Was wird mit Joseph?" fragte Milosch. „Sieh zu, daß Du erfährst, ob er das Geld geholt hat. Das Loos können wir nicht brauchen. Hat er das Geld, dann haben wir es, und ich mache mich entweder hinauf oder hinunter, wo man was Gutes dafür haben kann. Jetzt bleibe ich im Schilfbruche."

Milosch war bei den letzten Worten in den Büschen verschwunden; denn er hatte durch die Zweige mit seinen nimmerrastenden Augen zwei Personen entdeckt, die am Flußufer heraufkamen. Es war Joseph und der Gensd'arm, welcher statt seiner Uniform eine Müllerjacke und einen runden Hut trug.

Janosch war wieder an den Waschtrog gegangen und suchte in demselben herum, als er von Joseph angerufen ward.

„Holla! Hol uns doch mal über!" rief dieser. Janosch drehte sich um und hielt lachend eine Hand voll Sand in die Höhe. „Recht, daß Du kommst," antwortete er, „da ist guter Sand." Hiemit stieg er in den Kahn und holte Joseph nebst seinem Begleiter nach der kleinen Insel, wobei er den Gensd'armen ganz unbefangen, obgleich neugierig grüßte!

„Hast Du hier waschen wollen?" sprach er zu Joseph.

„Ich wasche nie mehr," entgegnete dieser bestimmt.

„Gut! gut! Dann läßt Du mir also den Platz und Deinen Trog," forschte Janosch eifrig.

„Meinetwegen," sprach Joseph lachend.

„Na, dann schaut mal her," sagte Janosch, indem er einige Kübel voll Wasser in den Trog schüttete und dann auf den Boden zeigte, wo zwischen den größeren Sandstücken Goldkörner lagen.

Der Gensd'arm nahm Sand und Gold heraus und besah es höchst aufmerksam. Er brachte unbemerkt ein Paar Stückchen zwischen die Finger und ließ diese dann in seine Schnupftabacksdose fallen, als er sie kurz darauf herauszog.

„Ihr findet wohl oft Gold?" fragte der Gensd'arm dann Janosch.

„Meistens," entgegnete dieser.

„Sonderbar," fuhr der Erstere fort. „Die anderen Goldsucher finden doch selten etwas."

„Nun, die Narren suchen auch danach," sagte Janosch verächtlich. „Stellen sich in den Gries und Kies und suchen am ersten besten Fleck, wo gar nichts liegen kann. Nein, man muß das Ding verstehen und sehen, wo der Strom gedreht und abgelagert hat. Das ist hier z. B. so ein Fleck. Müßte mich sehr irren, wenn ich da nichts herauswüsche?" Hiermit schaufelte er den Trog wieder voll Sand und fing an, Wasser darauf zu schütten, welches den leichten Sand abschwemmte.

Joseph und der Gensd'arm sahen aufmerksam zu und entdeckten bald etwas Glänzendes zwischen den Körnern.

Es waren kleine Stückchen Gold, in denen theilweise Sand und Steinchen steckten. Das Ding erschien so natürlich, daß Jeder dadurch getäuscht wurde, und der Gensd'arm kopfschüttelnd ein Körnchen Gold nach dem andern hervorkommen sah. Nur kamen ihm die Goldkörner sehr glänzend vor, wenn er bedachte, daß sie Gott weiß wie lange im nassen Sande gelegen. Er sagte jedoch nichts und entfernte sich bald darauf mit Joseph.

Janosch konnte ein hämisches Lächeln nicht zurückhalten, als er Beide an das Ufer gesetzt hatte und wieder nach der Sandbank fuhr. „So lange Ihr selber seht, daß ich mir's aus der Donau wasche, so lange kommt Ihr mir nicht an," murmelte er, indem er seinen Sand weiter auswusch.

Im Dorf angekommen, ging Joseph mit dem Gensd'armen in das Wirthshaus. Herr Ephraim Zeiteles war ein alter Bekannter von Zellag und brachte deshalb einen wirklich erträglichen Wein zum Vorschein, der diesmal noch dazu nur vierzig Kreuzer die Maß kostete. Der Wirth fragte höchst neugierig nach der Bestimmung des Gensd'armen, welche ihm dieser auch ganz offen darlegte, dabei aber bemerkte, daß er Nichts zu finden glaube und deshalb morgen abmarschiren wolle. Als Zeiteles hinausging, folgte ihm Zellag und zog ihn draußen bei Seite.

„Ihr kennt ja wohl genau was echtes Gold und Silber ist?" frug er.

„Gott! Auf zwei Stunden Entfernung," sagte der Jude schmunzelnd.

„Nun! Was ist das?" forschte der Gensd'arm gespannt, indem er ihm die Goldkörner aus seiner Dose hinhielt.

Zeiteles besah sie genau. Dann lief er in sein Zimmer, brachte einen Probirstein und ein Fläschchen heraus und probirte das Gold. „Das ist feines Ducatengold .... Kremnitzer! ... So wahr ich lebe!" rief er. „Wo habt Ihr das her?" fragte er verwundert.

„Ich habe es im Donausand gefunden," erklärte der Gensd'arm.

„Gott soll mer leben lassen tausend Jahr," schrie Zeiteles. „Wollte ich doch darauf schwören, daß das Gold käm aus einem Schmelztiegel. Wann's im Sand liegt, sieht's blind, ja fast grau aus. Habt Ihr's geputzt?"

„Genau so gefunden," sprach Jellag, steckte die Körner wieder ein und ging dann mit Joseph zu Ferko.

Als es dunkel ward, kehrte Janosch heim und man sah bald ein schwaches Licht durch die Spalten seiner Fensterladen schimmern. Eine dunkle Figur umschlich kurz darauf das Haus und lugte an den Laden umher, versteckte sich aber geschwind, wie das Licht verlöscht ward und Janosch unter der Thür erschien, nach dem Dorf hin lauschend, wo er Alles still fand, einen Korb hervorholte, das Haus schloß und dann nach der Donau zu ging. Der Gensd'arm schlich ihm nach, verlor ihn jedoch bald im Gebüsch und kehrte, das Nutzlose einer solchen Jagd einsehend, wieder nach dem Haus zurück. Er hatte bemerkt, daß Janosch

Lebensmittel in den Korb packte und war überzeugt, daß er dieselben irgend Jemandem in der Wildniß zutrug und sobald nicht zurückkehren würde. Da er gesehen, wohin Janosch den Hausschlüssel steckte, so ward es ihm leicht, die Thür zu öffnen und in's Haus zu dringen, wo er eine kleine Blendlaterne anzündete und alle Winkel und Kasten genau durchsuchte. Er hatte einen Verdacht gegen Janosch gefaßt, diesem aber auf den ersten Blick angesehen, daß es einer sicheren Handhabe bedürfe, um ihn zu packen. Er fand jedoch Nichts, was ihm dienen konnte, und kehrte mißmüthig zu Ferko zurück.

Am nächsten Morgen war großer Jubel in Ferko's Hause. Der alte Knecht hatte den Wagen eingespannt und die Pferde auf das Schönste herausgeputzt, indem er verschiedene grüne, rothe und weiße Bänder in die Mähnen flocht. Das ganze Dorf wußte, daß Joseph mit Ferko und seiner Tochter nach Raab fuhr, um seinen Gewinnst zu holen und deshalb stand auch Alles auf der Lauer, um die Glücklichen abfahren zu sehen. Der Gensd'arm in seiner vollen Uniform stieg mit auf den Wagen, und dieser rollte dann mit lustigem Peitschenknall zum Dorfe hinaus, während der alte Knecht zur Bewachung der beiden Häuser zurückblieb.

Janosch hatte auch der Abfahrt zugesehen und ging dann mit unheilvollem Kopfschütteln nach seinem Kahn hinab.

Als der Wagen etwa eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt sich der Donau näherte, ließ Jellag halten und

erklärte dem verwunderten Joseph, daß er hier absteigen werde.„ Hast Du mir die Schweinsdärme zurechtgelegt?" fragte er Ferko, als er unten stand.

„Hier sind sie," sagte dieser, einen Pack Därme hinten aus dem Wagen ziehend.

„Die Weinflasche?"

„Hier," sprach der Alte, seine große Sutra hinablangend, . . . „und hier der Schinken und das Brod."

„Um Gotteswillen, Gensd'arm, seid Ihr närrisch worden und wollt hier vielleicht im Busch Wurst machen!" rief Joseph lachend.

„So was Aehnliches," erwiederte Jellag. „Seid aber nur so gut und vergeßt nicht, daß Ihr mich mit nach Raab genommen und dort gelassen habt. Verstanden? Ihr hört schon von mir. Nun fahrt mit Gott!" Bei diesen Worten verschwand er im Gebüsch, während ihm Joseph noch mit offenem Munde nachsah.

„Was zum Teufel hat er vor?" fragte er Ferko.

„Weiß nicht," entgegnete dieser. „Er machte es immer so und kam dann plötzlich mit einer Entdeckung zum Vorschein, die Andere für unmöglich hielten. Er wird was auf dem Korn haben, verlaß Dich darauf und mach weiter!"

Joseph fuhr verwundert zu und der Wagen war bald nicht mehr zu sehen.

Jellag, der Gensd'arm, hatte indessen ein dichtes Weidengebüsch aufgesucht und dort Halt gemacht. Er warf ein

Bündel, welches er bei sich trug, zur Erde und ließ ihm seinen Helm folgen. Dann monologirte er.

„Es war wirklich eine gescheite Idee von dem, der sie ausgeheckt hat, uns mit einer Uniform herauszuputzen, in der man uns eine gute Stunde weit sieht. Es wundert mich nur, daß man uns nicht feuerroth angezogen hat, oder citronengelb, wie die sächsischen Briefträger, die ich an der Grenze sah. Ha, ha, ha, — dann könnten wir uns wenigstens in die Rübsenfelder verstecken und den Spitzbuben auflauern, so lange der Rübsen blüht. Nein, nein, das geht nicht," sagte er, seinen Rock ausziehend. „Wir wollen uns mal etwas unordonnanzmäßig machen, daß wir dem Gesindel hier auf die Sprünge kommen." Dabei zog er eine alte Jacke aus dem Bündel und legte sie an. Dann setzte er einen kleinen ungarischen Hut auf und packte die Uniformstücke in das Tuch.

Hierauf begann er die Schweinsdärme zu besichtigen und brachte ein Stück Leinwand, Bindfaden, Bänder, sowie Nadel und Zwirn aus der Jacke. Nachdem er die stärksten Därme aufgeblasen und in gleich lange Stücke zusammengebunden hatte, nähte er sie nebeneinander in die Leinwand und fertigte so, in etwa zwei Stunden, einen höchst praktischen Schwimmgürtel, der ihm in diesem Gewirr von Flußarmen von weit größerem Nutzen war, als ein Kahn, wenn man das Naßwerden abrechnete. Jellag gehörte aber, wie man dies von der sämmtlichen österreichischen Gens-d'armerie behaupten kann, zu den Männern, die durch

Wasser und Feuer gehen, wenn es die Sicherheit des Landes verlangt. Er war ein nüchterner, eisenfester, riesenmäßiger Mann, der jenen ruhigen Muth besaß, welcher der Tollkühnheit gleich kommt, der sich aber nicht wie diese blind in eine Gefahr stürzt, sondern sie erst ruhig betrachtet und dann desto sicherer packt. Da er einsah, daß ihm sein Dienstsäbel in einem Dickigt von Schilf und Büschen nichts helfen könne, so hatte er diesen zurückgelassen und eine kurze, breite, jagdmesserartige Waffe in der Brusttasche der Jacke versteckt. Als die Flasche umgehängt und Schinken und Brod in seinem Proviantbeutel untergebracht war, kam er in einige Verlegenheit wegen des Bündels mit der Uniform und seines Gewehres, welches er ebenfalls nicht mitzuführen dachte, denn er verließ sich vollkommen auf seine Hände und das Waidmesser. Er ging deshalb vorsichtig im Walde bis nach Asvany zurück und legte sich dort bei Ferko's Haus ins Gebüsch, bis er den Knecht sah und durch einen Pfiff herbeirief. Dieser, eine treue schwäbische Haut, trug dann auch bald Gewehr und Kleider in ein Heubündel versteckt hinein und versprach, die Stallthür offen zu lassen, im Fall Jellag in der Nacht herein wolle.

Der Gensdarm ging nun fröhlichen Sinnes, denn das Suchen in der Wildniß war so recht nach seinem Geschmack, im Dickigt am Flußufer stromaufwärts, wobei er jede freie Stelle vermied und so vorsichtig dahin kroch, als sei er ein Verbrecher, der das Tageslicht scheuen müsse. Er hatte eine Strecke mit der größten Aufmerksamkeit abgesucht und

stand eben einer schmalen langen Insel gegenüber, die von dickem Schilf umgeben und bewachsen war, als er sich niederwarf und in den dichtesten Büschen versteckte, aus denen er jedoch das Schilf beobachten konnte. Es war nirgends Etwas zu sehen noch zu hören, was einen weniger scharfen Beobachter aufmerksam gemacht hätte; sein Auge hing jedoch gespannt an den Spitzen des Schilfes, in denen er eine gerade fortlaufende Bewegung wahrnahm.

„Es muß ein Schinakel sein," murmelte er. „Es geht ruckweis und wird mit einer Stange durchgestoßen. Sollte es der Goldsucher sein? Ich habe ihn noch nicht bemerkt."

Der Gensd'arm band seinen Schwimmgürtel um und watete höchst vorsichtig nach der kleinen Schilfinsel hinüber, wo er im Geröhrig verschwand. Er folgte der Bewegung des Schilfes und sah auf einer kleinen freien Stelle einen Augenblick lang die Gestalt eines Mannes in einem Kahn, der jedoch sogleich im Rohr der gegenüberliegenden Insel verschwand. Jellag watete nach dem Ufer zurück und ging im Busch stromaufwärts, wo er einen Blick auf die zweite Insel gewann. Das Erste, was er hier erblickte, war der Waschtrog des Goldwäschers. Diesen sah er jedoch nirgends, obgleich sein Kahn auf das Ufer gezogen lag. Der Gensd'arm wäre gern hinübergeschwommen, um die Insel zu untersuchen. Er mußte sich aber dabei auf dem Fluß so blosstellen, daß er von dort versteckten Personen sofort bemerkt werden konnte. Indem er überlegend stand und alle Uferstellen durchspähte, um einen gedeckten Ueber-

gangspunkt zu finden, erblickte er nicht weit von sich einen Mann mit einer Flinte, der hinter Baumstämmen verborgen, die Insel gleichfalls beobachtete. Jellag zog sich sogleich in den Busch zurück und schlich von hinten an den Mann. Er bog eben um einen Baum, um ihm näher zu kommen, als er ihn verschwunden, aber aus dem Gebüsch eine Doppelflinte auf sich gerichtet sah.

„Bassa!“ rief leise eine Stimme. „Ist das nicht der Gensd'arm?“ Die Flinte senkte sich und das Gesicht des Jägers Janko kam zum Vorschein. „Es ist gut, daß ich Euch an Euren Diensthosen erkannte,“ sprach er leise. „Seid Ihr ihnen auch auf der Spur?“

„Ich habe einen Mann im Schilf gesehen, der vorhin nach der Insel hinüber ist. Ich sah ihn nur einen Augenblick zwischen den Rohrstengeln, aber Janosch war es nicht,“ entgegnete Jellag.

„Es ist der Halunke Milosch! Verlaßt Euch darauf,“ flüsterte Janko. „Ich bin ihm seit einigen Tagen auf der Spur und möchte fast beschwören, daß er sein Nest drüben in der großen Weideninsel hat. Da seht,“ schloß er, nach dem Fluß zeigend. Hier erschien auf einer freien Stelle wiederum einen Augenblick lang die Gestalt des Milosch, der mit seinem Kahn am jenseitigen Ufer in den Büschen verschwand, worauf Janosch bei seinem Waschtrog erschien und Wasser zu schöpfen begann.

„Könnt Ihr schwimmen, Gensd'arm?“ fragte der Jäger.

Jellag zeigte lachend auf seinen Schwimmgürtel, bemerkte

aber, daß ihm die schweren Tuchhosen und Stiefeln hinderlich wären, weil sich das Wasser zu sehr in ihnen festsetzte.

„Wenn Ihr auf die Wasserjagd geht, dann müßt Ihr vor allen Dingen Stiefeln mit Löchern anziehen, damit das Wasser wieder hinauslaufen kann, wenn es oben hineinläuft," sprach der Jäger. „Jetzt will ich Euch aber den Rath geben, so eine vierhundert Schritt hinunter zu gehen und dann, wo Euch Janosch nicht mehr sehen kann, an das andere Ufer zu schwimmen, wo Ihr den Milosch im Kahn beobachten müßt, denn er kann nur langsam aufwärts kommen. Ihr habt drüben alle Flußarme, in die er einbiegen könnte, während ich hier das Ufer halte. Ueber der Weideninsel und dem großen Schilfbruch seht Ihr dann auf dieser Seite eine große Silberpappel, die der Blitz halb abgerissen hat; dort kommt wieder herüber, ich werde Euch da erwarten. Laßt Euch aber nicht vom Janosch sehen. Ich schwöre darauf, daß er mit Milosch zu thun hat."

Der Gensd'arm wollte gehen, gab jedoch dem Jäger vorher seinen Proviantbeutel, daß dieser trocken blieb. Dann nahm er sein Jagdmesser heraus und schnitt sofort ein Paar Löcher in seine Stiefeln, worauf er der erhaltenen Weisung nach über den Fluß setzte. Der Jäger hatte Recht; denn in einer halben Stunde war Jellag wieder zur Seite des Milosch, der seinen Kahn vorsichtig stromauf brachte und keine Ahnung davon hatte, daß ihn sein Verfolger eben so vorsichtig beobachtete.

So sehr jedoch Jellag den Schiffer im Auge behielt, so

war derselbe dennoch plötzlich verschwunden und in dem Gewirr von Weiden und Schilf, welches hier von unzähligen Kanälen durchzogen war, nicht mehr zu entdecken, so viel Mühe sich der Gensd'arm auch gab. Es blieb ihm nichts übrig, als am Ufer fortzugehen, bis er über einer großen Insel die bezeichnete Silberpappel jenseits erblickte und ein Stück weiter aufwärts hinüberschwamm.

Der Jäger wartete auf ihn. Als der Gensd'arm ärgerlich erklärte, daß ihm sein Mann unter den Händen verschwunden sei, lachte Janko und sagte: „Glaub's schon." Dann erklärte er aber ganz bestimmt, daß Milosch jedenfalls in der Weideninsel stecke.

„So wollen wir hinüber und sie durchsuchen," sprach Jellag.

„Wär' mir schon recht," meinte der Jäger. „Ich schwimme aber wie eine bleierne Ente."

„Nun, so geht ein Stück hinunter und wartet auf mich." Bei diesen Worten war der Gensd'arm schon wieder im Wasser und trieb nach der Weideninsel hinüber. Der Jäger ging nach dem untern Theil der Insel und setzte sich dort an das Ufer, wo er beinahe eine Stunde saß, ohne daß sich etwas drüben regte. Endlich bemerkte er eine Bewegung im Schilfe und sah dann Jellag in einem Kahn daraus hervorkommen.

„Ich habe die ganze Insel genau durchsucht und nichts als diesen Kahn dort gefunden," sagte er ärgerlich, indem er das Fahrzeug ans Land zog.

„Nun, der Kahn wird wahrhaftig nicht allein hinübergegangen, und wer drin gewesen ist, wird nicht zu Fuß herübergekommen sein. Ihr versteht nur nicht zu suchen. Das kann nur ein Jäger," sprach Janko spottend.

„Wenn Euch das ein Trost sein kann, so will ich Euch nur gestehen, daß ich zu meiner Zeit, ehe ich unter das Militär kam, kein schlechter Wilddieb war und suchen und finden konnte," erwiderte Jellag lachend.

„Hui," pfiff der Jäger, indem er ihn verwundert ansah. „Seid Ihr dann auch so schlau angeschlichen, wie heut' an mich?"

„Ich bin im Dienst etwas unvorsichtiger geworden und mehr an das Geradeausgehen gewöhnt. Ich gestehe, daß ich heute dumm genug war, auf die dürren Zweige zu treten und Ihr mich da wegkriegen mußtet," sagte Jellag. „Nun kommt aber einmal mit hinüber, wir wollen die Insel nochmals durchsuchen."

Beide Männer zogen den Kahn ein Stück stromauf, stiegen dann hinein und setzten nach der Weideninsel über. Es war dieselbe Insel, wo Janosch sein Schmelzgeschäft betrieb und welche sich durch Gruppen riesengroßer alter Weiden auszeichnete, die niemals von einer Axt zu so lächerlichen dickköpfigen Krüppeln verunstaltet wurden, wie wir sie in der Nähe unserer holzarmen Dörfer zu sehen gewohnt sind.

Der, den sie suchten, saß in einer Weide von wenigstens sechs Fuß Durchmesser, die anscheinend ganz gesund, dennoch hohl war, aber nirgends eine Oeffnung zeigte, da der

Eingang in den Stamm zwischen den Aesten, ein Stück über dem Boden, verborgen war. Eingeklemmte Holzstücke bildeten eine Art Leiter, auf der man bequem im Stamm hinauf- und hinabsteigen konnte, während sich unten ein gemüthliches Lager von dürren Blättern befand.

Milosch saß auf einer der Leiterstufen und beobachtete durch ein Astloch die Männer, welche seinen Kahn in Besitz genommen hatten und ihn nun nochmals auf der Insel suchten. Er sah sie an der Feuerstelle, wo Janosch das Gold eingeschmolzen hatte. Sah, wie der Jäger und der Andere den Platz umschnüffelten, und wie sie endlich den schlecht versteckten Schmelztiegel unter der Baumwurzel hervorzogen. Die übrigen besser verborgenen Schätze fanden sie jedoch nicht, und suchten weiter nach ihm, wobei sie in das Schilfdickigt eindrangen und dort die Baumstümpfe besichtigten. Wie sie tiefer und tiefer im Schilfe verschwanden, steckte Milosch seinen Kopf aus dem Stamm hervor und verließ endlich, lautlos wie eine große Katze, seinen Versteck.

Jellag und der Jäger hatten das ganze Schilfdickigt und jeden Baum in demselben auf das Genaueste durchsucht und kehrten unverrichteter Sache unter die Weiden zurück, wo der Gensd'arm nochmals die Feuerstelle besichtigte. Ein lauter Fluch des Jägers unterbrach ihn in seiner Beschäftigung. Er lief an das Ufer und fand Janko in Verzweiflung umherrennend. Der Kahn war verschwunden.

„Da haben wir's," schrie der Jäger, „der Halunke ist pfiffiger als wir und hat uns jetzt gefangen, statt wir ihn."

Dann rannte er wiederum rund um die Insel. Der Kahn war und blieb aber fort.

Milosch saß schon längst in demselben und trieb ihn mit eiligen Ruderschlägen stromab, bis er die Sandbank erreichte, wo Janosch wusch. Er steuerte dort in das Schilf und pfiff schnell und stark. Janosch kam sogleich herbei und fragte: „Was hat Dich denn der Teufel schon wieder auf dem Flusse? Du wirst so lange machen, bis sie Dich weg haben!"

„Haben schon! Haben schon weg!" sagte Milosch sich scheu umblickend. „Hat verfluchter Jäger mit noch Einem Weideninsel nach mir umgewandt wie Tasche — hatten schon Kahn — habe sie aber dort sitzen lassen. Haben auch Deinen Tigel dort gefunden." Janosch stieß einen Fluch aus und fuhr sich verzweifelt in die Haare.

„Dann ist es mit uns aus hier," murmelte er.

„Müssen fort! Hinunter in das Banat," seufzte Milosch. „Wollen gleich fort! Komm."

„Haben Sie das Uebrige in den Weiden gefunden?" frug Janosch.

„Nichts weiter als Tiegel," berichtete Milosch. „Aber fort! Mach weiter."

„Dann wollen wir Alles mitnehmen und das Geld vom Joseph dazu. Uebermorgen ist seine Hochzeit. Während sie in der Schänke sind, zündest Du die Mühle an und ich hole das Geld, wenn Alles hinausläuft. So

lange können wir uns schon verstecken!" sprach Janosch entschieden.

„Mach' fort! Fort hinunter!" drängte Milosch.

„Du bist ein elender, feiger Spitzbube, dem gleich um sein Fell bangt, wenn er nicht in aller Ruhe stehlen kann. Geh nur hinunter ins Banat und mache den Hammeldieb für die Schiffsleute, das ist so was für Dich!" Fahr' ab! Ich bleibe und hole mir was Ordentliches," fuhr ihn Janosch verächtlich an.

Milosch blickte wie eine böse wilde Katze auf ihn. „Also übermorgen?" fragte er nach einer Weile. Gut, wo treffen wir uns?"

Janosch sann ein Paar Minuten nach, dann sprach er. „Wenn der Jäger mit seinem Kameraden, welches wahrscheinlich der Holzhauer ist, der Dich gesehen hat, auf der Insel sitzt, dann kommen sie wahrscheinlich vor's Erste nicht weg, wenn kein Kahn dort vorbei kommt, denn schwimmen kann Keiner. Ich gehe also jetzt nach Haus und bringe Alles, was Werth hat, in Sicherheit. Vom Zeiteles habe ich mir bereits so viel auf mein Haus geborgt, daß ich's ruhig stehen lassen kann. Morgen gegen Sonnenuntergang kommst Du an die Weideninsel."

„An die Weideninsel? Wo sie mich gesucht haben?" frug Milosch verwundert.

„Nun, da sie Dich nicht fanden und Du sie dort sitzen ließest, werden sie nicht mehr dort oben, sondern weiter unten suchen. Komm nur ohne Kahn, ich will Dich hin-

über holen. Jetzt versteck' Dich drüben wo. Ich gehe." Mit diesen Worten sprang Janosch in sein Fahrzeug und fuhr davon, während sich Milosch unentschlossen im Kopf kratzte und lieber sofort stromab gerudert wär'. Er dachte aber an das Geld, welches Janosch bei Joseph erbeuten wollte und konnte dabei ein grimmiges Lächeln nicht unterdrücken, wobei sich sein Bart wie die Spürhaare eines Tigers in die Höhe sträubte. Er dachte zwar daran, ob es nicht besser sei, nach der Insel hinauf zu fahren und, wenn der Jäger mit seinem Kameraden fort wäre, die dort verborgenen Schätze zu holen und damit das Weite zu suchen. Die Habgier erfaßte ihn jedoch zu sehr, er wollte Alles haben und beschloß zu warten. Er zog deshalb den Kahn in das Schilf und verlor sich in den Wald.

Der Gensd'arm hatte inzwischen seine liebe Noth mit dem Jäger. Er versuchte ihn an das Wasser und an das Ufer zu bringen, denn er wollte sich nicht bei den Mühlen sehen lassen, um einen Kahn zu holen. Janko konnte jedoch nicht einen Schritt weit schwimmen und wär' eher auf der Insel verhungert, als daß er den Versuch gemacht hätte, über die Donau zu kommen. Endlich fiel Jellag auf die Idee, ihm seinen Schwimmgürtel umzubinden und ihn dann, nebenher schwimmend, noch zu unterstützen. Da der Jäger vor der Hand kein anderes Mittel sah, durch welches er das gegenseitige Ufer gewinnen konnte, so versuchte er, ob ihn der Gürtel trug und ließ sich dann mit Todesangst hinüberlootsen.

„Holla, wißt Ihr was Jäger! Da kommt mir eine gute Idee," sagte Jellag, als er ihn sammt seiner Flinte wohlbehalten am Ufer hatte. „Der Halunke, welcher uns hier sitzen ließ, hat Euch ohne Zweifel erkannt. Nun warten wir, bis es dunkel ist und gehen dann in das Dorf. Ihr geht zu Eurer Frau heim und haltet Euch ein Paar Tage versteckt, und ich laufe als Holzmacher ins Dorf und schreie, Ihr wäret ertrunken. Laßt dann Eure Frau auch noch etwas lamentiren und wir machen die Halunken sicher und fangen sie doch noch."

„Das ist ein famoser Spaß," sprach der Jäger schmunzelnd, „das wollen wir thun. Die Spitzbuben sollen doch zuletzt auffitzen, wie sie uns jetzt auffitzen ließen."

„Gut," erwiederte der Gensd'arm, „wenn Ihr einen versteckten Platz wißt, wo wir unsere Sachen etwas in der Sonne trocknen und ein Wenig essen können, dann laßt uns hingehen. Wo habt Ihr die Sutra?"

„Die Sutra?" fragte der Jäger sich umblickend. „Verdammt, die habe ich im Kahn liegen lassen. Muß ich den Halunken auch noch mit Wein tractiren. Es ist nur gut, daß ich da noch ein Paar Tropfen Slibowitzer habe, sonst müßten wir Wasser trinken."

Beide machten sich nun nach einer versteckten Waldwiese auf, wo sie eine Jagdhütte fanden und ihre Kleider in die Sonne hingen. Als der Abend herankam, gingen sie dann nach dem Dorf. Janko schlich sich vorsichtig in sein Haus, und Jellag lief, als es völlig dunkel war, lamentirend um-

her und schrie in alle Häuser, daß der Jäger in der Donau ertrunken sei.

Er brachte seine falsche Nachricht auch richtig an den Mann, denn Janosch, welcher eben mit einem Bündel sein Haus verlassen wollte, kehrte nun lachend dahin zurück, da er bei solchen Umständen die Gefahr für diese Nacht abgewandt glaubte.

Der Gensd'arm hatte ihn recht wohl bemerkt und wußte nicht, ob er ihn gehen lassen oder sofort packen sollte. Er sah jedoch ein, daß er eigentlich keinen sichern Beweis gegen ihn in den Händen hatte, obgleich ihm der aufgefundene Schmelztiegel die ganze Goldsucherei in ihrem wahren Lichte darstellte.

Er schlich deshalb zu Ferko, versah sich mit einem Paar leichten Beinkleidern und legte sich dann einige Stunden schlafen, während der Jäger bei Janosch im Hinterhalte lag, um ihm dessen Ausgang sogleich zu melden.

Als der Tag zu grauen begann, löste Jellag den Jäger auf seinem Lauscherposten in den Kürbisblättern ab, damit dieser den Ertrunkenen fortspielen konnte. Er hatte etwa eine halbe Stunde gelegen, als Janosch mit einem Bündel aus der Hütte trat und, ohne die Thür zu schließen, den Weg nach der Donau einschlug. Der Gensd'arm folgte ihm wie sein Schatten und verlor ihn nicht einen Augenblick aus den Augen. Janosch ging stromauf und zog unterwegs unter einer Baumwurzel ein Packet hervor, welches er zu dem andern band. Dann suchte er ein Dickigt

auf und frühstückte dort, worauf er den Kopf auf die Packete legte und einschlief.

Sein Schatten war ihm Schritt für Schritt gefolgt, hatte gleichfalls wie er gefrühstückt und überlegte nun, ob die Packete wohl irgend ein corpus delicti enthalten möchten und der Zeitpunkt gekommen sei, wo er sich auf ihn stürzen solle. Es unterlag jedoch keinem Zweifel, daß etwas Besonderes im Werk war und ein Zusammentreffen mit dem gestern entschlüpften Mann stattfinden würde.

„Ich kann warten," flüsterte der Verfolger und lag geduldig viele Stunden auf der Lauer, Stunden, in denen die Sonne über den Wald stieg, in denen sie sich wieder gen Westen neigte, in denen die Vögel aufgehört hatten zu singen, um den Käfern und Cicaden Platz zu machen, worauf sie mit der sinkenden Sonne wieder ihre Lieder anstimmten, während Janosch und sein Schatten unausgesetzt mit gespanntem Ohr auf jeden Ton im Walde, auf jedes Knackern der Zweige Acht hatten.

Endlich erhob sich Janosch, sah nach der Sonne und ging wieder stromauf, bis er der Weideninsel gegenüber war. Hier zog er seinen Kahn aus einer kleinen Bucht und fuhr hinüber. Der Gensd'arm hatte schon am Tage vorher einen großen angeschwemmten Baum bemerkt, der etwa hundert Schritt oberhalb der Insel mitten im Strom auf dem Grund lag, von Schilf verwachsen war und von dem aus man gerade die Feuerstelle übersehen konnte, wo der Schmelztiegel versteckt lag. Er ging deshalb einige

hundert Schritte stromauf, stieg hier ins Wasser und trieb, von dem Baumstamm gedeckt, dort hin, wo er, sich in die Aeste schmiegend, regungslos liegen blieb und Janosch beobachtete.

Dieser ging rund um die Insel und untersuchte die gegenüberliegenden Ufer auf das Genaueste, wie er dies stets gewohnt war. Dann stieg er auf verschiedene Weiden und holte aus ihren Höhlungen Schachteln und Beutel, zuletzt eine große schwere lederne Geldkatze.

„Aha," murmelte der Gensd'arm, der ein kleines Fernglas am Auge hatte. „Aha, Bursche . . . jetzt habe ich Dich , . . Ducatengold . . . aus dem Schmelztiegel . . . ich will sie fressen, wenn es nicht die Geldkatze vom Schweinehändler ist . . . ein langer Kerl und ein Kleiner . . . kein Zweifel . . . warten wir, bis der Lange kommt." Und Jellag lag wieder unbeweglich, bis ein Pfiff aus dem Uferwald ihn aufmerksam machte.

Es war Milosch, der dort im Schilf stand und den Janosch jetzt im Kahn herüberholte. Auf der Insel angekommen, sprachen Beide eine Zeitlang miteinander, worauf Milosch nach dem Schilfbruch zuging.

„Jetzt, meine Burschen, ist Eure Zeit um," flüsterte der Gensd'arm, ließ sich in den Strom sinken und schwamm unhörbar der Insel zu, gerade auf den Kahn los, worin Janosch saß.

Dieser war eben aufgestanden und hatte das Fahrzeug vom Land, worauf es halb gezogen lag, ins Wasser ge-

zogen, um sofort abstoßen zu können. Er bückte sich, um die Packete zusammen zu legen, als der Kahn gewaltsam wieder auf das Ufer gezogen wurde und einen solchen Stoß erhielt, daß Janosch umfiel.

„Bassa, Milosch!" plagt Dich denn der Teufel, schrie er sich umwendend.

Schreckensbleich ward jedoch sein Gesicht, als er eine wassertriefende Gestalt erblickte, die sich des Kahnes bemächtigt und ihn auf das Ufer gerissen hatte, die jetzt die Hand nach ihm ausstreckte, um ihn zu packen, und bei deren Anblick er entsetzt die Worte „der Gensd'arm" hervorstieß.

Im nächsten Augenblick ergriff er jedoch mit grimmigem Lächeln ein Ruder.

„Laß ab, Bursche, ich habe . . ."

Mehr konnte Jellag nicht sagen, denn ein furchtbarer Schlag traf von hinten seinen Kopf, während von vorn das Ruder in Janosch's Faust gleichfalls hernieder fuhr und ihn auf die Stirn traf.

Der Gensd'arm griff nach seinem Waidmesser. Die Bäume drehten sich jedoch vor seinen Augen. Es schwamm Alles in der Runde, wie der Strom, in den er sich von einer Faust gestoßen fühlte und der ihm in die Ohren brauste. Er sah noch wie Milosch im Kahn stand und ein Beil schwang, das er mit fürchterlicher Genauigkeit nach seinem Kopf warf. Er fühlte etwas Kaltes und verlor das Bewußtsein. Der Strom färbte sich roth und trieb ihn

nach einigen Baumwipfeln, die hier in den Fluß hingen und unter deren Laube er verschwand . . .

Die Räuber standen regungslos und sahen ihm nach. Er kam nicht mehr zum Vorschein.

„Das war der Andere," flüsterte Janosch . . . „der Gensd'arm! Jetzt sind wir einer großen Gefahr entronnen. Wenn wir morgen Abend so viel Glück haben, sind wir übermorgen reiche Leute und ich bin an Joseph gerächt."

Milosch sah ihn an und ließ sein tigerartiges Lächeln blicken. Dann erklärte er, in seinem Baum bleiben zu wollen und ging mit den Worten: „Morgen Abend," dahin. Janosch suchte eine Insel zum Nachtquartier. Beide fühlten keine Neigung, bei einander zu schlafen.

Am nächsten Tage waren es zwei Neuigkeiten, welche Alles im Dorf auf die Beine brachten und Herrn Ephraim Jeiteles eine solche Menge Gäste zuführten, daß er mehrere Mal genöthigt war, mit zwei Wassereimern in den Keller zu steigen, weil er den starken Durst der Asvanyer nicht voraussehen und deshalb die gehörige Mischung nicht vorher besorgen konnte. Die erste große Neuigkeit war die Einladung des ganzen Ortes zur Hochzeit Joseph's, welche im Wirthshaus abgehalten wurde und wozu bereits eine Zigeunerbande, welche dergleichen wie die Raben eine Beute in der Luft zu riechen pflegen, eingetroffen war. Die zweite Neuigkeit war das unbestimmte Gerücht, man habe den Gensd'armen erschlagen in den Inseln gefunden und Janosch habe es mit Milosch gethan. Der Einzug der Mu-

sikanten drängte diesen Vorfall jedoch in den Hintergrund; denn der dicke Cimbalspieler schob sich eben mit seinem Instrument, welches dem seinem Hammerwerk davongelaufenen Resonanzboden eines Klaviers sehr ähnlich sah, zur Thür herein und fiel dann halbtodt um, weil er zwei ganze Wegstunden ohne einen Trunk hatte machen müssen. Der Anblick des Wirthshauses spornte ihn zu einem letzten verzweifelten Rennen an, welches richtig dadurch belohnt wurde, daß er eben drei Seidel Wein verschluckt hatte, als das Cello hereinstürzte, dem vier Geigen und zwei Es-Klarinetten folgten. Eine Karavane von ausgetrockneten lechzenden Schwämmen, für die zehn Joch Weinberge jährlich unausgesetzt und mit allen Kräften zu arbeiten hatten, wenn die Musik gut gerathen sollte.

Für das Federvieh war es ein schlechter Tag; denn Jeiteles brachte Alles vollends um, was der Besuch des Steuercommissars am Leben gelassen hatte. Die erste Geige hatte die Vorkehrungen schon bemerkt und an der Küchenthür mit der Nase in der Luft schnüffelnd zufrieden mit dem Kopf genickt, worauf sie dem Quartett gute Nachrichten brachte, denn man hörte kurz darauf eifrig stimmen.

Die Glocke der Kirche ließ ihren Ton hören und gab das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch nach dem Brauthause. Clarinette und Quartett machte sich an die Spitze des Zuges und nur der Cimbalspieler blieb sitzen und trank für seine Kameraden gewissenhaft weiter, da er mit seinem Instrument nicht als ambulanter Spieler auftreten konnte.

Herr Jeiteles hatte ein Paar ungeheure Vatermörder herausgesteckt und übertraf sich diesmal in seinen Anordnungen zum Hochzeitsschmaus. Freilich stand ihm Herr Kleckſch kritisch zur Seite und brachte ihn fortwährend in starres Erstaunen, wenn er aus den Servietten (denn es waren wahrhaftig welche da) die wunderbarsten Dinge, als Schwäne, Hausschlüssel, Pantoffeln (als zarte Anspielungen), Wickelkinder und ganz unbeschreibliche Sachen machte, über die sich Jeiteles halb todt lachen wollte. Endlich war „der Saal" und alle Räume für die Gäste hergerichtet. Die Kirchenglocke erklang wieder. Die Clarinetten wurden hörbar und das junge Ehepaar nebst den Gästen erschien und nahm mit Pastor, Notar und den übrigen Notabeln des Ortes die Ehrenplätze ein.

Für die Musikanten war ein Ecktisch gedeckt, an dem sie das Cimbal mit fetttriefenden Fingern bei einem Kapaun fanden. Das Cello warf einen prüfenden Blick auf ihn und schüttelte ahnungsschwer mit dem Kopf; denn nach seiner untrüglichen Berechnung lag der Cimbalist in höchstens anderthalb Stunden vollständig betrunken unter der Bank. Das war sehr betrübend; denn er hatte sicher auf drei Stunden bis zu dieser unausbleiblichen Katastrophe gerechnet. Es war deshalb schlimm, weil das nachklingende Cimbal die später wackligen Geigen decken mußte, wenn sie nach der Tonart herumtappten, die eben oben auf war.

Die Tafelmusik begann. Es ist ein curioses Ding um diese Zigeunermusik. Der deutsche Musikkenner hat von

ihrem wehmüthigen Charakter gehört und gelesen und ergreift nun, nach Ungarn gekommen, mit Begierde die Gelegenheit, sie in ihrer Ursprünglichkeit zu hören. Ein Tonstück, Csardas oder dergleichen beginnt. Die Clarinetten und ersten Geigen fangen in Moll an, sind, ehe sich's die Andern versehen, in der Paralleltonart, dann in einen Septaccord und von diesem in den Duraccord gerutscht, aus dem sie sich durch verschiedene Tonarten dann wieder in das alte Moll zurück machen. Das Cimbal ist meistens mit dem Gang der Sache vertraut, oder der Spieler hat ein so gutes Gehör, daß er sofort nachgeht, während die zweiten Geigen und die Bratsche nach den gehörigen Accorden herumsuchen und sie auch meistens finden, wenn die Principalstimmen bereits wieder die Grenze der nächsten Tonart passirt haben. Hier hilft jedoch das Cimbal der Sache wieder auf die Beine, da seine stark nachklingenden Accorde den Schleier des Unbestimmten über die vagabundirenden Mittelstimmen werfen, während das Cello, unbekümmert um alle Conflicte, seinen Gang geht.

Die deutschen Musikkenner habe ich stets bei diesen Zigeunermusiken mit aufgerissenen Augen und Ohren und einem entsetzten Erstaunen im Gesichte dasitzen sehen. Die Ungarn aber behaupten: „Es ginge Nichts über einen solchen Csardas!" Nun, meinetwegen. Die Türken behaupten wieder ihre Musik sei viel schöner, und so geht es allgemach fort bis Hinterindien, wo Einer einen Strick über eine Kürbisschale spannt, und darauf musicirend Zuhörer entzückt,

die sich bei einer Beethovenschen Symphonie die Ohren zuhalten würden . . . Es kommt Alles auf Gewohnheit an!

Die Tafel dauerte bis gegen Dunkelwerden. Aber Jeiteles hatte auch gezeigt, daß er was leisten konnte, wenn er nur wollte. Da waren Braten von allen Sorten; aber die Krone von allen war ein Fisch mit saurem Rahm und Paprika gebraten, der allen Gutschmeckern die Augen verdrehen machte und fünffachen Durst erweckte.

Das Cello sah in Folge dessen die anderthalb Stunden auf ein Drittel herabschwinden und faßte einen gewaltthätigen Entschluß. Es lockte in der nächsten Pause das Cimbal nach dem Gänsestall, indem es ihm vorspiegelte, es habe dort eine Flasche ganz vorzüglichen Ruster Ausbruch versteckt Das arglose Cimbal ging in die Falle und ward vom Cello eingeriegelt, um erst beim Tanz wieder herausgelassen zu werden. Man hörte dann einen dumpfen Rumor im Stall, der jedoch bald in ein Schnarchen überging, welches jeden Fremden auf die Meinung bringen mußte, das Gebäude sei eine Sägemühle.

Als die Tafel aufgehoben und der Tanzsalon hergerichtet war, zeigte sich Jeiteles erst in seiner ganzen Größe. Er hatte mehrere Tage lang an einem geheimnißvollen Bauwerk gearbeitet und aus Reifen, Goldpapier, Glasperlen und Hollunderröhren einen Kronleuchter hergestellt, der seines Gleichen weit und breit nicht fand und nun ein allgemeines Ah der Verwunderung und den Neid des Herrn Kleckſch erregte. Die Beleuchtung des Ballsaales (in gewöhnlichen

Zeiten zur Dreschtenne benutzt) war so brillant, daß das eben erweckte Cimbal glaubte, es sei in einem Gänsestall schlafen gegangen und in einem Feenpalast erwacht. Es wurde durch den Contrast so nüchtern, daß es auf wenigstens zwei Stunden Hoffnung gab.

Es versteht sich, daß Csardas getanzt wurde, jener Tanz, in dem wir die ganze Schönheit und Zierlichkeit des geringsten ungarischen Bauern bewundern, bei dessen Anblick unsere tanzenden deutschen Bauern zu schmachvollen Carricaturen herabsinken müßten, wenn wir den Schwerpunkt des Bauern auf dem Tanzboden und nicht auf seinen Feldern suchen würden. Herr Kleckſch leistete, in Anbetracht seiner etwas kurzen Hosen, die immer in die Stiefeln zu kriechen versuchten, Wunderbares und eroberte das Herz eines Fräuleins, welches zwar schon in den Dreißigen stand, jedoch unten in Marosch ein schönes Haus und Obstgärten in Menge besaß. Endlich kam sogar Herr Jeiteles mit seinen Künsten hervor und machte Sprünge, die dem Kronleuchter gefährlich zu werden drohten und ihm den Schweiß auf die Stirne trieben. Kurz, die Lust war allgemein und im besten Gange, als Jeiteles, der einmal draußen nachgesehen hatte, herein kam und die Musik plötzlich zum Schweigen brachte. Er hielt den Finger in die Höhe und zeigte nach dem Fenster, worauf eine allgemeine Stille eintrat.

Die Feuerglocke ließ ihre eiligen Schläge vernehmen. Alles stürzte aus dem Saal.

Dort über dem Wald schlug die Lohe empor. Die

Mühlen! war die allgemeine Losung, und alle Hochzeitsgäste sammt der Musik liefen dem Feuer zu. Das Dach von Josephs Mühle stand in vollen Flammen, die den Wald und die Donau rund um beleuchteten. Es war ein Glück, daß es die letzte Mühle war; denn man machte sogleich ihre Ketten und Anker los und ließ sie ein Stück abwärts treiben, wo man sie wieder festlegte. Die Löschversuche wollten nicht gelingen, weil das ausgetrocknete Holzwerk wie Stroh brannte und man konnte nur die unteren Theile der Mühle retten.

Der Schutz war beim Weglegen abgerissen worden und die Räder drehten sich nun, in der Feuerbeleuchtung wie riesige Feuerräder anzusehen, von denen glühendes Gold ablief, als welches das abtropfende Wasser erschien, das die Schaufeln mit heraufnahmen. Die Donau spiegelte den Brand wieder und die weißen Stämme der Silberpappeln standen im dunklen Walde wie riesige glühende Corallenzweige. Es war ein prachtvoller Anblick.

„Eine Hochzeitsfeierlichkeit, die mir wahrscheinlich mein Nebenbuhler Janosch zum Besten giebt," sagte Joseph in der besten Laune zu Irma, die mit Thränen in den Augen dem Brande zusah.

Janosch hatte währenddem mit grimmigem Lachen den Brand aufgehen und die Hochzeitsgäste aus seinem Versteck nach der Donau eilen sehen.

„So, mein glücklicher Nebenbuhler," sagte er leise.

„Lauft nur! Jetzt will ich mir erst hier meinen Gewinn herausholen, und dann noch ein Feuerchen zum Besten geben."

Bei diesen Worten trug er trocknes Stroh und Holz unter die niedrigste Ecke des Strohdaches vor Josephs Haus zusammen, um es später anzuzünden. Dann umschlich er das Gebäude und horchte aufmerksam. Alles war still. Nichts Lebendes rührte sich darin. Er schlug jetzt eine Fensterscheibe ein und öffnete das Fenster, worauf er hineinstieg. In der Stube angekommen, zog er eine blecherne Laterne hervor und zündete das Licht in derselben an. Dann begann er gierig nach dem Gelde zu suchen. Er wollte eben einen Schrank aufbrechen, da erschien es ihm, als würde die Kammerthür geöffnet. Er drehte sich herum und ließ den Lichtstrahl darauf fallen. Seine Haare stiegen vor Furcht in die Höhe, denn dort stand der ermordete Gensd'arm und richtete seine durchbohrenden Augen auf ihn. In der Hand hielt er dasselbe Waidmesser, welches er bei seinem Versinken im Strom hervorgezogen hatte. Der Räuber sprang, vom Entsetzen gepackt, nach dem Fenster, taumelte jedoch auch von dort zurück, denn im Garten stand der ertrunkene Jäger und streckte seine Hand nach ihm aus. Da warf er mit einem Schrei die Laterne nach dem Gespenst des Gensd'armen, das in die Stube wankte, und sprang in die Hausflur und von da in den Stall, durch dessen Thür er den Hof gewann, von wo aus er mit Riesensätzen, vom Schauder gejagt, über die Wiese nach dem Wald floh, da er Stimmen hinter sich hörte. Milosch war, als

er sein Mordbrennerwerk ausgeführt, durch den Wald nach Josephs Haus gegangen, um Janosch zu erwarten. Er trug die Flinte desselben unter dem Arm und stand lauernd hinter einem Baum. Als Janosch bei ihm ankam, trat er vor und frug mit heiserer Stimme: „Hast Du?“ . . . Janosch mochte glauben, es sei ein neuer Verfolger; denn er machte, ohne ein Wort zu sagen, einen Seitensprung und floh weiter; doch nicht drei Schritte mehr, da krachte hinter ihm ein Schuß und er brach, in den Rücken getroffen, zusammen.

„Ho, ho, mein Schätzchen!“ lachte Milosch, sich mit Tigeraugen über ihn bückend und ihn nach dem Geld durchwühlend. „Dachtest Alles zu behalten . . . denke auch so. Verflucht, wo ist das Geld?“

„Wer hat geschossen?“ schrie eine Stimme neben ihm. Vom Hause her kam eine Gestalt mit Licht. Er sah nur einen Augenblick hin, der Gensd'arm und der Jäger. In eiliger Flucht sprang Milosch in das Gebüsch, der Donau zu.

Aber Hallo vor ihm, hinter ihm und neben ihm. Milosch hallo! . . . Die Jagd war los. Der Wald erhellte sich von Holzfackeln, und es gelang dem Mörder nur mit der äußersten Anstrengung nach seinem versteckten Kahn zu kommen und denselben in den Strom zu stoßen. Er war jedoch schon entdeckt und sah sich von den Mühlen aus verfolgt, während unten, an einem engen Kanal, durch den er mußte, Feuerbrände sichtbar wurden und die Verfolger

im Wasser standen und seiner warteten. Er mußte noch eine dunkle Stelle passiren, wo der Fluß erst vor wenigen Wochen ein Stück Wald untergraben und die Bäume mit den Wipfeln in das Wasser gestürzt hatte, während sie mit den Wurzeln noch am Ufer hingen. Konnte er sich unter die Bäume retten, so war er vor der Hand geborgen. Es war jedoch ein Wagstück, welches bei Tage schon alle Gewandtheit und Vorsicht erforderte, im Dunkeln deshalb um so schwieriger. Milosch steuerte auf die brausende Strömung los, die er in den gestürzten Bäumen rauschen hörte.

Da blitzte am Ufer ein Licht auf und er sah, hart vor den Bäumen, wieder den Gensd'armen stehen, der, gestützt auf den Jäger, von dessen Fackel beschienen ward. Indem er nochmals hinblickte, fühlte er einen heftigen Stoß und ward aus dem Kahn gerissen, der unter seinen Füßen wegtrieb und in der Höhlung verschwand, welche die überhängenden Baumstämme bildeten. Die Strömung packte ihn und drückte ihn hinab unter die Zweige, in denen sie wirbelte. Er kämpfte wüthend mit dem Wasser und Geäst um sein Leben und gewann endlich einen großen herausstehenden Ast, den er faßte, um sich an ihm empor zu schwingen. Indem er aber mit Riesenkraft der Verzweiflung an ihm zog, gebrauchte er ihn als Hebel zu seinem Verderben, und riß den Baum damit von den losen Wurzeln, so daß dieser sich drehend den Mörder hinabdrückte und ihn zwischen seinen Aesten wie in einer Riesenklaue ersäufte.

Die Verfolger kamen zu spät. Sie bewachten den Fluß von der Stelle an, wo der Gensd'arm den Mörder verschwinden sah. Man fand seinen Kahn unter den Stämmen. Er aber blieb unten in den Zweigen, die er im Tode krampfhaft festhielt. Man ging zu Janosch zurück, den man in seine Hütte geschafft hatte. Auch er lag starr und todt. Beide Verbrecher waren einen dunklen Weg gegangen.

Dafür standen jedoch zwei todt Geglaubte unter den freudigen Hochzeitsgästen, der Jäger und der Gensd'arm, der Letztere zwar kaum wieder in das Leben zurückgekehrt und sich langsam von den Schlägen erholend, die seinen Kopf getroffen hatten, weil er seine ruhige Vorsicht außer Acht ließ.

Wie es kam, daß wir ihn hier finden, wollen wir in Folgendem erklären.

Am selben Nachmittag, wo der Gensd'arm im stillen Wald auf der Fährte von Verbrechern ging und vom Unheil ereilt wurde, kam Joseph mit seiner Braut und Ferko von Raab nach Haus. Der Gewinn war gehoben und die Hochzeit sollte am nächsten Tag stattfinden. Mit Betrübniß hörte Joseph, daß der Jäger ertrunken sei, denn der Gensd'arm hatte dem Knecht Ferkos nichts entdeckt. Er ging zu der Frau des Verunglückten hinüber, um sie zu trösten und ihr seine Hülfe anzubieten. Zu seiner Verwunderung fand er sie sehr ruhig und sogar zum Lachen aufgelegt. Er konnte sich dies nicht erklären, bis endlich Janko den Kopf

zur Kammerthür hereinsteckte und lachend sagte, er sei nur auf einige Tage ertrunken, um die Spitzbuben sicher zu machen. Nachdem er Joseph sein Abenteuer erzählt hatte, fragte dieser, wo der Gensd'arm zu finden sei. Er hatte in Raab sein Pferd gefunden und in dem Dieb, nach der Beschreibung, Milosch bestimmt erkannt. Außerdem war ihm der Verkauf der Uhren und Pelze bekannt geworden, was er Jellag mittheilen wollte.

Joseph ging deshalb nach den Mühlen hinunter, bestieg dort seinen Kahn und fuhr darin in möglichst offenem Wasser stromauf, damit ihn der Gensd'arm gewahr werden solle. Der Abend war herangekommen, die Beleuchtung wärmer und die Schatten in den Wäldern duftiger geworden. Joseph hatte das rechte Ufer durchsucht und blickte nun über den Strom nach der andern Seite, als er einen dunklen Gegenstand im hellen Wasser schwimmen sah, den er für einen Wasservogel hielt. Er heftete sein Auge zufällig auf denselben und bemerkte nun, wie ihn die Strömung umwirbelte und willenlos trieb. Als der Gegenstand näher kam, öffneten sich Josephs Augen mehr und mehr in Erstaunen und Schrecken, denn er erkannte jetzt in ihm einen menschlichen Kopf und die blutigen leblosen Züge des Gensd'armen.

Von den Zweigen der Bäume, unter die er Anfangs gerieth, festgehalten, hatte ihn sein Schwimmgürtel soweit getragen, daß der Kopf gerade über Wasser blieb. So war denn der Körper, nachdem ihn die Strömung wieder

frei gemacht, weiter geschwommen und ward nun von Joseph wehklagend erfaßt und nach dem Ufer gezogen, wo er ihn in den Kahn legte. Ein Ausruf der Freude entfuhr ihm dabei; denn der Todte hatte einen Augenblick die Augen geöffnet und einen Seufzer ausgestoßen, fiel dann aber wieder leblos zurück.

Joseph ruderte so schnell er konnte hinab und legte den Kahn an seiner Mühle fest, worauf er Jellag wie ein Kind heraushob und auf einige Säcke legte. Vor allen Dingen untersuchte er die Wunden am Kopfe und fand ein Paar tüchtige Löcher in der Haut, so wie eine Streifwunde, welche von dem geschleuderten und abgeglittenen Beil herrührte. Er verband den Kopf so gut er konnte und zog dann den Verwundeten aus, um ihn mit trocknen Kleidern zu versehen.

Als es dunkelte, nahm er ihn auf seinen breiten Rücken, ließ ihn vom Knecht mit einem Tau festbinden und trug ihn durch den Wald nach seinem Haus, wo er ihn auf ein besseres Lager legte.

Der arme Jellag schien jedoch nicht wieder zu erwachen, so viel Mühe sich auch Ferko und Irma mit ihm gaben. Ein Arzt war nicht im Ort und man wußte sich nicht zu helfen.

In diesem Augenblick erschien Herr Kleckſch, der ein Hochzeitslied mit Chor gemacht hatte und es dem Bräutigam erst vorlesen wollte, damit er nicht wieder in die Klemme gerieth, wie mit dem Müllerlied. Als er die rath-

lose Gesellschaft fand, fühlte er dem Verwundeten mit höchst weiser Miene an den Puls, trieb dann Ferko an, seine Pferde vor den Wagen zu spannen und jagte fünf Minuten darauf nach Raab zu, um entweder den Hals zu brechen oder möglichst schnell einen Doctor herbeizuschaffen. Es hatte sich ein guter starker Schutzengel mit ihm aufgemacht; denn er kam trotz der schlechten Wege noch in der Nacht mit dem Arzt zurück, der sich sofort des Gensd'armen annahm.

Als Jellag einmal das Wundfieber und die erste Betäubung überstanden, war er bald wieder auf den Beinen und fuhr mit verbundenem Kopfe nach Raab, wohin er den Nachlaß des Goldsuchers brachte. Er hatte eine lange Unterredung mit Ferko gehabt, in Folge deren er um seinen Abschied einkam. Ferko war vor einiger Zeit in den Besitz der Güter eines Verwandten gekommen, die unten in Morasch lagen und die Eroberung des Schreibers Kleckschy, welcher dort wohnte, hatte ihm die Gegend so schön beschrieben, daß er beschloß, mit den jungen Leuten hinunter zu gehen und bis zur Weinernte dort zu bleiben. Der Gensd'arm sollte indeß als Verwalter, und wenn man ganz unten blieb, als Pächter beider Güter in Asvany bleiben und hatte dies mit Freuden angenommen.

Etwa acht Tage nach der Hochzeit finden wir Joseph mit seiner Frau, Ferko, sowie Herrn Kleckschy mit seiner Eroberung bei den Mühlen, wo zwei zusammengebundene Kähne ihrer harren. Alle Bekannte stehen am Ufer, wo

Joseph eben noch die abgebrannte Mühle seinem Mühlknappen schenkt, und ihm durch den Notar die Mittel zum Wiederaufbau anweist. Dann besteigt die Reisegesellschaft die wohl verproviantirten Kähne und treibt mit dem Strom hinab. Die Zurückbleibenden grüßen herzlich, das Mühlengeklapper entschwindet in der Ferne und die Reisenden verlassen bald die Einöde der Schüttinseln, um den fernen Bergen zuzuschwimmen, in denen sie eine zweite Heimath finden, und den ererbten deutschen Fleiß auf den reichen Boden, der alten ungarischen Königsburg Wissegrad gegenüber, zu verpflanzen.

Druck von Gebrüder Grunert in Berlin, Zimmer-Str. 91.